



Bernhard Uhrig

Affe oder Gott?

Wie der Mensch wurde, was er ist –
und was er sein könnte

Bernhard Uhrig

Affe oder Gott?

Bernhard Uhrig

Affe oder Gott?

**Wie der Mensch wurde, was er ist –
und was er sein könnte**

Tectum Verlag

Bernhard Uhrig

Affe oder Gott? Wie der Mensch wurde, was er ist – und was er sein könnte

© Tectum – ein Verlag in der Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2019
E-Book: 978-3-8288-7217-2

(Dieser Titel ist zugleich als gedrucktes Werk unter der ISBN
978-3-8288-4299-1 im Tectum Verlag erschienen.)

Umschlagabbildung: unsplash.com © Rishi Ragunathan, ChokdiDesign

Schriftsatz: Dr. Bernd Floßmann

Alle Rechte vorbehalten

Informationen zum Verlagsprogramm finden Sie unter
www.tectum-verlag.de

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Angaben
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Bibliographic information published by the Deutsche Nationalbibliothek

The Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche
Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available online
at <http://dnb.ddb.de>.

Dank

an meine Frau, Ingrid Kaisers, die mich beraten hat,
wann immer ich das Gespräch brauchte.

Inhalt

Einstieg	1
1. Eine alte Frage	5
Teil I. Wer sind wir?	9
2. Universelles Potential	11
3. Freud und die Physik	25
4. Diamond und die Biologie	31
5. Gehlen und die Soziologie	37
Teil II. Woher kommen wir?	41
6. Soziale Egoisten – Leben in der Gruppe	43
7. Australopithecus – Der aufrechte Gang	51
8. Mama Afrika – Ur-Heimat Afrika	55
9. Homo habilis – Das große Gehirn	59
10. Homo erectus – Die ersten Auswanderer	65
11. Der Neandertaler – Leben in der Kälte	71
12. Homo sapiens – Die Erfindung der Sprache	75
Teil III. Wohin gehen wir?	81
13. Jäger und Sammler – Die Ausbreitung des Menschen	83
14. Bauern und Viehzüchter – Die Neolithische Revolution	99
15. Große Städte, große Reiche – Sicherheit gegen Freiheit	117
16. Die Demokratie Athens – Ein Funke Hoffnung	135
17. Das Mittelalter – Hoffen auf das Jenseits	151
18. Eine neue Zeit – Freiheit des Individuums	163
19. Die Industrielle Revolution – und die Arbeiterbewegung	183
20. Neoliberale Politik – Eine Rolle rückwärts	191

Teil IV. Individuelle Entwicklung	201
21. Gene und Gehirn	203
22. Kinder – Vertrauen schaffen	209
23. Jugendliche – Identität bilden	217
24. Erwachsene – Persönlichkeit entwickeln	225
25. Alte – Weisheit praktizieren	229
Ausstieg	231
Literatur	233
Über den Autor	237

Einstieg

In meiner Zeit als „gläubiger Marxist“ studierte ich während der zweiten Hälfte der 70er Jahre des letzten Jahrhunderts an der damaligen Pädagogischen Hochschule Berlin. Dort lehrte der Professor für Philosophie, Friedrich Tomberg. In seinem Aufsatz „Menschliche Natur in historisch-materialistischer Definition“ ist es ihm gelungen menschliche Natur und Geschichte in einem überzeugend dialektischen Verhältnis zusammenzubringen. Er war damit der erste und meines Wissens auch einzige Marxist, dem es gelungen ist, den bei den meisten Marxisten vorherrschenden platten Soziologismus zu überwinden. Für mich waren seine Thesen eine Offenbarung. Schienen sie doch für meine Frage nach dem Verhältnis von biologischen und sozialen Faktoren in der Geschichte und in der Entwicklung des Individuums eine überzeugende Erklärung bereit zu halten.

Doch die Geschichte der folgenden Jahre und Jahrzehnte verlief anders als erwartet: Innerhalb weniger Jahre verschwand der marxistische Ansatz nahezu vollständig aus der wissenschaftlichen und politischen Debatte, und ich war damit beschäftigt meinen Schülern Deutsch und Geschichte zu vermitteln. Gleichzeitig wunderte ich mich, dass über die vielen Jahre weder Wissenschaftler noch Publizisten den genialen Gedanken Tombergs aufgegriffen haben. Jahr für Jahr fragte ich mich, wann kommt endlich das Buch, das diese Idee aufnimmt und ausführt. Es kam nicht, und ich dachte mir, wenn niemand es tut, muss ich es selbst schreiben.

Allerdings hat mein Glaube an den „wissenschaftlichen Sozialismus“ inzwischen arg gelitten, so dass ich mich heute eher als Materialisten mit einem Hang zu Kants Philosophie bezeichnen würde.

Was ist der Mensch? Diese Frage treibt schließlich alle um. Die einen mehr, die anderen weniger. Mich hat unter dieser Fragestellung vor allem das Verhältnis von biologischen und sozialen Faktoren interessiert. Welchen Stellenwert hat die genetische Disposition und welchen Einfluss haben die Konstellationen der Geschichte?

Lange Zeit schien es ausgemacht, dass der Mensch als soziales Wesen vor allem durch die Gesellschaft geformt wird, und dass biologische Gegebenheiten allenfalls am Rande eine Rolle spielen.

Doch dann kamen Biologen wie Diamond, Dawkins oder Reicholf und konnten überzeugend darlegen, wie wichtig geographische, klimatische und biologische Faktoren für die Entwicklung des Menschen waren und sind. Die ökologische Debatte hat diese Akzentuierung auf eindrucksvolle Weise bekräftigt. Doch mit dieser Verlagerung auf die biologische Seite tauchten neue Schwierigkeiten auf: Denn wenn der Mensch nun als eine, wenn auch ungewöhnliche Art der Menschenaffen, als dritter Schimpanse eingestuft wird, wo bleibt dann das Besondere des Menschen?

Diese Fragen möchte ich nun in meinen Überlegungen verfolgen und in der naturgeschichtlichen und geschichtlichen Entwicklung des Menschen nach Antworten suchen. In diesem Sinne gliedern sich das Buch in vier große Kapitel:

- **Wer sind wir?** In diesem Abschnitt geht es darum, den Kern der menschlichen Natur zu erörtern. Es wird deutlich, dass der Mensch über ein **universelles Vermögen** verfügt, das ihm erlaubt, in den unterschiedlichsten und oft auch höchst elenden geschichtlichen Situationen zurecht zu kommen, zu leben und zu überleben, zu arbeiten und zu feiern, Kinder groß zu ziehen und alt zu werden. Allerdings kann dieses gewaltige Potential immer nur im Alltag einer bestimmten historischen Situation realisiert werden, und muss deshalb immer **Stückwerk** bleiben. In diesem Widerspruch leben wir Menschen und müssen damit klar kommen. Und das ist gewiss nicht immer einfach.
- **Woher kommen wir?** Über viele Entwicklungslinien vor allem der Gattung Australopithecus und der Gattung Homo führt der Weg vor rund 200 000 Jahren zum Homo sapiens. Er verfügt über ein kreatives Gehirn und geschickte Hände und ist ein ausdauernder Läufer. Durch seine hohe soziale Kompetenz und die Fähigkeit zu sprechen eröffnet sich für ihn ein neuer sozialer Raum: die Geschichte.
- **Wohin gehen wir?** Je nach Standpunkt und Fragestellung lässt sich Geschichte sehr unterschiedlich interpretieren und akzentuieren. Mein Augenmerk richtete sich vor allem auf die von Menschen erkämpften Freiheiten, denn nur diese sind die besten Voraussetzungen um das Potential der Menschen optimal zu realisieren. Unter dieser Fragestellung haben sich zwei Leuchttürme, die welthistorisch bedeutsam

wurden, herauskristallisiert: die attische Demokratie und die Freiheitsrechte der bürgerlichen Gesellschaft.

- **Individuelle Entwicklung.** Weder Geschichte noch individuelle Entwicklung lassen sich verstehen, wenn man die grundlegende Triebstruktur des Menschen außer Acht lässt: Den Widerspruch zwischen universellem Potential und den vorgefundenen geschichtlichen und sozialen Gegebenheiten.

1. Eine alte Frage

„Dann sagte Gott: ‘Nun wollen wir den Menschen machen, ein Wesen, das uns ähnlich ist!‘ ... Gott schuf den Menschen nach seinem Bild, er schuf Mann und Frau“ (Genesis 1). Nach dem Selbstverständnis des Christentums ist der Mensch zwar ein von Gott Geschaffener, und es scheint damit ein unüberbrückbarer Gegensatz zwischen Schöpfer und Geschöpf aufgetan (vgl. Störig 1 1978, S. 215 ff). Entsprechend ist das Verhältnis zwischen dem Menschen und seinem Schöpfer konstituierend für die menschliche Existenz. Dennoch bleibt auch festzuhalten, dass Gott den Menschen nach seinem Bild geschaffen habe: Ein Wesen, das Gott ähnlich ist.

Erstaunlich ist allerdings, wie im Alten Testament der Gott Israels von „seinen Kindern“ in schöner Regelmäßigkeit verlangt, alle Feinde, wobei wohlgemerkt die Stämme Israels die Invasoren sind, nicht einfach nur zu besiegen. Nein, Frauen und Kinder müssen auf seinen Befehl hin abgeschlachtet werden. Sind diese Menschen nicht auch von ihm, Gott, geschaffen, also gottähnlich?

Demgegenüber definiert Aristoteles den Menschen als Zoon Politikon, als politisches Lebewesen, das sich nur in der Gemeinschaft mit seinesgleichen angemessen entwickeln kann (Störig 1, S. 186). Im Gegensatz zu Alten Testament legt Aristoteles den größten Wert auf die Bestimmung des Menschen als politisches und soziales Wesen, was nicht verwunderlich ist, da sein Ideal des menschlichen Zusammenlebens die Demokratie des athenischen Stadtstaates war. Damit wird auch schon der blinde Fleck des Menschenbildes von Aristoteles deutlich, denn die athenische Demokratie wird von den freien Männern Athens getragen. Für Sklaven, Unfreie und Frauen war die Beteiligung am demokratischen Staatswesen nicht vorgesehen.

Für die Gesellschaft des Mittelalters war der Mensch durch und durch sündig. Er lebt verkehrt und ist unruhig. „Du hast uns zu dir hin geschaffen und unser Herz ist unruhig, bis es ruhe in dir“ (Augustinus, zit. nach Weischeidel, S. 80). Ursprünglich sei der Mensch zwar als ein gutes Wesen geschaffen worden, aber durch die Sünde Adams gegen die Weisung Gottes vom Baum der Erkenntnis zu essen, von Grund auf verderbt. Augustinus vertritt die paulinische Lehre von der Erbsünde, durch die der Mensch geschlagen sei und von der er nur durch ein gottesfürchtiges Leben errettet werden kann (S. 81).

Zu einem ähnlichen Ergebnis, wenn auch ohne Bezug zu Religion, kommt Thomas Hobbes, wenn er formuliert, ein Wolf sei der Mensch dem Menschen (homo homini lupus). Zwar relativiert er seine These dahingehend, dass die Menschen einen Staat schufen um Rechtschutz und Sicherheit zu finden. Doch von Natur aus sei der Mensch ein Egoist und strebe nur danach seine eigenen Bedürfnisse zu befriedigen. Es herrsche daher ein „Krieg aller gegen alle“ (Störig 1, S. 298). Nur ein starker Staat vermag die Egoismen zu zügeln und alle dem gleichen Recht unterzuordnen. Es bleibt dabei: Für Thomas Hobbes ist die Wolfsnatur des Menschen Ausgangspunkt seiner Überlegungen, wobei die Vergleiche mit dem Tierreich bestimmte Fähigkeiten des Menschen eher verharmlosen, wie noch zu zeigen sein wird.

In der klassischen deutschen Philosophie von Kant bis Hegel steht der Begriff der Vernunft im Zentrum der neuen bürgerlichen Weltanschauung. Vernunft wird dabei als das kritische Vermögen des Menschen definiert sich von alten, überkommenen und nicht legitimierten Vorstellungen und Autoritäten zu befreien. Vernunft wird realisiert durch Aufklärung.

„Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus einer selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. **Selbstverschuldet** ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Mutes liegt sich seiner ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Sapere aude! Habe Mut, dich deines **eigenen** Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung“ (Kant S. 1)

In seinem kurzen Abriss führt Kant weiter aus: „Zu dieser Aufklärung aber wird nichts erfordert als **Freiheit**; und zwar die unschädlichste unter allem, was nur Freiheit heißen mag, nämlich die: von seiner Vernunft in allen Stücken **öffentlichen Gebrauch** zu machen.“ (S. 2) Für Kant gehört es unabdingbar zur menschlichen Natur, Erkenntnisse zu erweitern, sie von Irrtümern zu reinigen und „überhaupt in der Aufklärung weiterzuschreiten“. Auf sie zu verzichten, hieße „die heiligen Rechte der Menschheit verletzen und mit Füßen treten (S. 6).

Als das zentrale Vermögen des Menschen zählt die Vernunft, wobei an dieser zweifellos wichtigen Bestimmung vieles offen bleibt: Unter anderem die Frage, wieso sie gerade zu dem genannten Zeitpunkt in Erscheinung tritt und wo sie in der Zeit zuvor geblieben war. Haben die Menschen in den Jahrtau-

senden zuvor alle gegen die Vernunft oder möglicherweise ohne Bewusstsein ihrer Vernunft gelebt? Wie auch immer: Halten wir hier fest: Der Mensch soll mit Vernunft begabt sein.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Nachfolgende Philosophen wie Schopenhauer und Nietzsche beschäftigen sich mehr mit dem Komplex der Gefühle. Einige Jahrzehnte später trat Freud auf den Plan. Er prägte unser Verständnis des Menschen bis heute.

Für Sigmund Freud ist der Mensch ein sexbesessener Maniac. Da der Wunsch nach sexueller Befriedigung so stark sei, stellten die Menschen den Wunsch nach genitaler Befriedigung in den Mittelpunkt ihres Lebens und betrachteten alle anderen Menschen und die gesamte äußere Umwelt als Mittel zum Zweck. Freud sieht im Menschen eine „wilde Bestie, der die Schonung der eigenen Art fremd ist“ (Freud GW 14, S. 471).

Diese wenigen, mehr oder weniger zufällig ausgewählten Beispiele zeigen, wie unterschiedlich der Mensch gesehen werden kann: Von zutiefst böse bis grundlegend gut, schwankend zwischen vernunftgeleitetem Handeln und finstrem, triebbestimmten Verhalten; von tierischer Natur bis gottähnlicher Bestimmtheit ist alles drin.

Was nun? Kann man sich für eine Version entscheiden und die anderen vergessen, ohne dass wichtige Bestimmungen unter den Tisch fallen? Oder gibt es, bzw. muss es eine Definition der menschlichen Natur geben, die alle Aspekte umfasst?

Darum wird es im folgenden gehen.

TEIL I. WER SIND WIR?

2. Universelles Potential

Wenn wir nun wissen wollen, was der Mensch im eigentlichen Sinne ist, was sein inneres Wesen ausmacht, wohin müsse wir dann schauen? Eine der auffälligsten Eigenschaften des Menschen im Vergleich zu seinen nächsten Verwandten im Tierreich, den großen Menschenaffen, ist der aufrechte Gang. Im Unterschied zu ihnen gehen wir, sobald wir dies in den ersten Monaten oft mühselig, aber hartnäckig gelernt haben, durchgehend aufrecht und haben die Hände frei für alle möglichen Tätigkeiten. Bei näherem Hinsehen wird jedoch deutlich, dass der aufrechte Gang, zwar nicht in der Eindeutigkeit wie beim Menschen, doch bei vielen Tieren in den unterschiedlichsten Varianten vorkommt. Ob man nun einen Strauß oder ein Känguru beobachtet, in beiden Fällen hat sich aus ganz unterschiedlichen Notwendigkeiten der Evolution die Vorwärtsbewegung auf zwei Beinen herausgebildet. Auch viele Affen, wie Schimpansen, Orang-Utans oder Gibbons gehen zumindest streckenweise aufrecht. Offensichtlich gibt dieses Merkmal doch nicht so viel her um Mensch und Tier, bzw. Mensch und Affe eindeutig unterscheiden zu können.

Lange Zeit betrachtete man den Gebrauch von Werkzeug als eine typische Fähigkeit des Menschen. Aber auch hier wurde sehr schnell deutlich, dass viele Tiere die unterschiedlichsten Werkzeuge benutzen um ihr Überleben zu sichern. Schimpansen schieben Stöcke in Termitenbauten um an die begehrten Termiten zu kommen, Paviane verteidigen sich mit Knüppeln gegen Leoparden und eine Art der berühmten Galapagos-Finken stochert mit den Stacheln von Kakteen nach den begehrten Insekten.

Wenn aber diese genannten und verschiedene andere Merkmale zwar wichtig aber nicht hinreichend sind, um die Besonderheit des Menschen zu erfassen, wo müssen wir dann suchen?

In seiner Auseinandersetzung mit Feuerbach formuliert Karl Marx 11 Thesen über die Philosophie Ludwig Feuerbachs. Diese 11 Thesen gehören zu den bekannteren Schriften Marxens. In der 6. These heißt es: „... das menschliche Wesen ist kein dem einzelnen Individuum innewohnendes Abstraktum. In seiner Wirklichkeit ist es das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse.“ (MEW 3, S. 6)

Wenn ich mich der These vom hinteren Teil annäherte, stellt sich zuerst die Frage, was Marx mit „dem Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse“ meint. Betrifft es nur die Gesellschaft, die Marx direkt vor Augen hatte, also seine eigene Zeit um 1845, oder meint er alle Gesellschaften seit Entwicklung des Menschen? Er spricht im Plural, also ist wohl letzteres gemeint. Wie sieht es aber mit zukünftigen Gesellschaften aus? Marx war ein politisch denkender Mensch und hatte ziemlich präzise Vorstellungen, wie die politische und gesellschaftliche Entwicklung sich aus seiner Sicht vollziehen sollte. Schließlich beabsichtigte er mit seiner politischen Arbeit genau daraufhin zu wirken. Zwar ist es anders gekommen, die Geschichte hat sich nicht an Marxens Vorgaben gehalten. Dennoch kann man hier davon ausgehen, dass auch zukünftige Gesellschaften unter dem Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse mitgedacht werden sollen.

Halten wir uns vor Augen, was dies für das menschliche Wesen bedeutet: Menschen leben als Jäger und Sammler sowohl im tropischen Dschungel, in den Tundren der Eiszeit wie unter der sengenden Sonne der Savanne. Sie roden ganze Wälder und ackern auf den Feldern oder ziehen als Viehzüchter von Wasserstelle zu Wasserstelle. Im alten Ägypten errichten sie die Pyramiden und ernten ein paar Wochen später die Zwiebeln auf ihren Feldern.

Im Mittelalter bauen sie den Kölner Dom und in jüngerer Zeit entwickeln sie Lokomotive und Auto und konstruieren den Airbus. Parallel erfinden sie Pfeil und Bogen, schmieden Schwerter und entwickeln in unserer Zeit Massenvernichtungswaffen, mit deren Hilfe sie in der Lage sind, das menschliche Leben auf der Erde mehrfach zu zerstören.

Gibt es etwas, das dieses Wesen nicht kann? Ich habe keine Zweifel, dass wir irgendwann in naher Zukunft auch in der Lage sein werden die Erde in Richtung Weltraum zu verlassen, andere Sonnensysteme zu erreichen und deren Planeten zu besuchen. Höchst wahrscheinlich werden wir auf einigen Planeten auch diverse Formen des Lebens und mithin auch intelligentes, uns ebenbürtiges Leben finden. Im Hinblick auf die Milliarden von Sonnen und der um ein Vielfaches größeren Anzahl von Planeten und angesichts der Potenz, Vielfältigkeit und Robustheit der evolutionären Entwicklung wäre es geradezu unwahrscheinlich, wenn wir die einzigen im Universum wären. Das Problem wird weniger sein intelligentes Leben zu finden, als zu verhindern, dass wir uns gegenseitig die Köpfe einschlagen bevor wir miteinander kommunizieren.

Nicht zufällig heißt eine der großen Erzählungen über den Vorstoß in den Weltraum „Krieg der Sterne“.

Diese Tage gab es eine Nachrichten, die in diese Richtung deutet (vgl. Berl. Zeitung vom 4./5.12.2010). So haben Wissenschaftler der Europäischen Südsternwarte in Chile die Atmosphäre eines Planeten in 40 Lichtjahren Entfernung (GJ 1214b) untersucht und festgestellt, dass diese Wasserdampf enthält. Leben wäre demnach möglich. In diesem Zusammenhang hat der Astrophysiker Stephen Hawking davor gewarnt Kontakt mit außerirdischen intelligenten Lebewesen aufzunehmen, denn diese besäßen vermutlich die besseren Waffen und würden die Erde erobern und ausplündern. Diese Gefahr besteht sicherlich, wobei sich die Frage auch umdrehen lässt: Angesichts unserer eigenen Geschichte mag ich mir gar nicht vorstellen, wie wir Menschen uns verhalten würden, wenn wir in der Lage wären, fremde Planeten mit höher entwickeltem Leben zu erreichen oder gar zu erobern.

Selbstverständlich können Menschen die Naturgesetze nicht außer Kraft setzen. Wir sind aus der Natur hervorgegangen und bleiben Teil der Natur. Das Großartige ist jedoch, dass wir in der Lage sind, diese Gesetze zu erkennen und für uns nutzbar zu machen.

Ich komme zurück zu der Ausgangsfrage: Was ist das für ein Wesen, das all dies zustande bringt? Hält man sich die Geschichte und mögliche Zukunft vor Augen, bleibt nur diese Schlussfolgerung: Menschen besitzen **universelles Potential**. In einem Bonmot wird gefordert: Ich will alles und zwar sofort! Wenn auch ironisch gemeint, ist es nicht völlig daneben. Menschen kennen keine Grenzen, im Guten wie im Bösen. Sie schauen zu den Sternen in der Hoffnung, dass sich ihre Wünsche erfüllen, und sie wollen zu den Sternen. Letztlich wollen sie, blasphemisch ausgedrückt, sein wie Gott.

Universelles Potential vorausgesetzt, muss es natürlicherweise seine materielle Grundlage in der biologischen Struktur des Menschen haben. Es muss dementsprechend im menschlichen Genom verankert sein.

In den Jahren 1990 bis 2003 arbeiteten über 100 Wissenschaftler im Rahmen des Humangenomprojektes daran, das Genom des Menschen vollständig zu entschlüsseln, d. h. die Abfolge der Basenpaare der menschlichen DNA auf ihren einzelnen Chromosomen in ihrer Reihenfolge zu identifizieren. Im Jahre 1998 bekam das Humangenomprojekt durch die von Craig Venter gegründete US-Firma Celera private Konkurrenz.

2001 haben beide Unternehmen unabhängig voneinander die Sequenzierung des menschlichen Genoms verkündet. Seit April 2003 gilt der Bauplan des menschlichen Organismus offiziell als in vollem Umfang entschlüsselt. Was wurden nicht für Hoffnungen an dieses Projekt geknüpft: Viele Erbkrankheiten ließen sich heilen, der Bauplan des Menschen sei entschlüsselt, man erhoffte sich gar das Verstehen des göttlichen Bauplans. Bei der Vorstellung des erfolgreichen Projektes sprach der damalige US-Präsident Bill Clinton von einer „phänomenalen Forschungsleistung“ (Berl. Zeitung vom 27.6.2000). Wissenschaftler zogen Vergleiche mit den Entdeckungen von Kopernikus und Darwin.

Keine Frage, die Entschlüsselung des menschlichen Genoms war in der Tat eine großartige wissenschaftliche Leistung. Bald danach hat sich allerdings eine gewisse Ernüchterung breit gemacht, und es zeigte sich, dass die beschriebene Entschlüsselung lediglich der erste Schritt von vielen weiteren war, die noch folgen müssen um den „göttlichen Bauplan“ wirklich zu verstehen. Es hat sich sogar herausgestellt, dass sich die Genome von Mensch und beispielsweise Schimpanse lediglich in 1,2% der 3,2 Milliarden Paare, die in den Doppelsträngen der DNS in Paaren angeordnet sind, unterscheiden. Viele Wissenschaftler aus verschiedenen Ländern haben an der Aufgabe gearbeitet, das Erbgut des Schimpansen zu entziffern und mit dem des Menschen zu vergleichen. Die Ergebnisse wurden im Wissenschaftsmagazin *Nature* veröffentlicht. Es stellte sich heraus, dass die Unterschiede im Genom der beiden Arten, die sich vor rund 6 Millionen Jahren in ihrer Entwicklung trennten, relativ gering sind.

Gleichzeitig stellte einer der beteiligten Wissenschaftler, Tarjei Mikkelsen von der Harvard University mit Bedauern fest, dass sie, die beteiligten Wissenschaftler, bislang nicht wüssten, „welche unserer genetischen Eigenschaften dazu geführt haben, dass wir Menschen auf zwei Beinen laufen, über ein großes Gehirn und eine komplexe Sprache verfügen“ (Berl. Zeitung vom 1.9.2005).

Zehn Jahre nach der weltweit gefeierten Analyse des menschlichen Genoms und nach euphorischen Ankündigungen einer neuen Generation von Medikamenten, die auf der Grundlage einer individuellen Genomanalyse maßgeschneidert hergestellt werden sollten, hat sich gezeigt, dass die Erwartungen zu hoch und die Euphorie verfrüht waren.

Die Vorstellung, dass ein bestimmtes Gen für ein einzelnes Merkmal wie Haarfarbe, Augenfarbe oder gar Intelligenz zuständig sei, hat sich als falsch

erwiesen. In der Regel sind an einem Merkmal viele Gene beteiligt, und umgekehrt ist ein Gen häufig an verschiedenen Merkmalen beteiligt. Es geht also darum diese komplexe Beziehungen zu verstehen. Bisher kennen wir quasi den Wortschatz. Die Sätze und die Beziehung zwischen den Sätzen liegen noch im Dunkeln.

Außerdem hat man inzwischen begonnen, den weitaus größeren Teil des menschlichen Genoms, das keine Gene enthält und bisher als „Müll-DNS“ ignoriert wurde, in Augenschein zu nehmen. Dabei stellt sich heraus, dass es sich keinesfalls um Abfall handelt, sondern dass diese Teile mit den Genen interagieren.

Aber auch wenn wir die Sätze und die ‘Geschichte’ lesen können, ist nicht zu erwarten, dass die Natur des Menschen entschlüsselt vor uns liegt. Der Mensch ist keine Maschine, bei der die Gene quasi die Blaupause liefert. Vielmehr agieren die Gene untereinander, sie stehen im Austausch mit ihrer Zelle und werden durch den gesamten Körper und seine Umwelt beeinflusst.

Diesen komplexen Zusammenhang gilt es zu verstehen, wenn man in Erfahrung bringen will, wie einzelne Gene sich auf bestimmte Eigenschaften auswirken (vgl. Tagesspiegel vom 5.12. 2010). Nichtsdestotrotz: Wenn die Forschung bisher noch keinen wesentlichen Unterschied zu unseren tierischen Verwandten in der Analyse der jeweiligen Genome zu Tage gefördert hat, so muss er doch vorhanden sein. Sonst ließe sich die unterschiedliche Entwicklung, die Menschen und andere Primaten genommen haben, nicht erklären.

Denn wie sollte es sonst möglich sein, dass die Menschen die ganze Erde besiedelt haben, die Erde gemäß ihren Bedürfnissen umgestaltet und ausbeutet haben, während – um bei den Schimpansen zu bleiben – diese um ihre Lebenswelt kämpfen müssen und möglicherweise vom Aussterben bedroht sind. Sie werden gejagt, getötet oder gefangen, und wir Menschen sind dabei, ihre letzten Lebensräume zu vernichten. Es ist an der Zeit, dass wir unseren nächsten Verwandten endlich den nötigen Respekt erweisen, ihre Art zu leben akzeptieren und ihnen den nötigen Lebensraum zugestehen.

Um es noch einmal zu betonen: Das universelle Potential, das den Menschen auszeichnet, muss in seinem Erbgut angelegt sein. Es muss also nach der Trennung von unserem nächsten Verwandten, dem Schimpansen, vor rund 6 Millionen Jahren eine Entwicklung eingesetzt haben, die uns aus dem Tierreich herauskatapultiert hat. Dieser revolutionäre Verlauf hat damit zu tun, dass ab

einem gewissen Punkt die biologische, evolutionäre Entwicklung durch historische und kulturelle Gesetzmäßigkeiten überlagert wird. Ich komme später noch einmal ausführlich darauf zurück. Schließlich wende ich mich noch einmal der bereits angesprochenen 6. Feuerbach-These von Marx zu, und zwar dem ersten Teil: In der Möglichkeit, die im genetischen Potential angelegt ist, kann man das menschliche Wesen sehr wohl als ein dem einzelnen Individuum innewohnendes Abstraktum bezeichnen. Als Potential ist die universelle Entwicklungsfähigkeit in jedem menschlichen Individuum angelegt. Nun ist diese Möglichkeit nicht einfach vorhanden und in die Beliebigkeit jedes einzelnen gestellt, ob er sie verwirklicht oder nicht.

Der Mensch hat keine andere Wahl: Er muss diese Möglichkeit in die Realität umsetzen. Tomberg nennt dies eine notwendige Möglichkeit. „Er ist aus, der Sicht seiner Vollendung, anfänglich erst Menschen-Möglichkeit, als diese aber, so wie er existiert, voll und ganz wirklich. Es ist seine Natur, sich als Mensch ausbilden zu müssen. Seine Möglichkeit, Mensch zu sein, ist eine notwendige Möglichkeit, sie ist seine natürliche Bestimmung, die er mehr oder weniger verfehlten, vor der er jedoch nicht in eine andere Seinsweise ausweichen kann.“ (Tomberg, 1978, S. 61) Wir können dies mit Freude tun oder daran verzweifeln, im Taumel des Rausches agieren oder uns im Alltagstrott verlieren, wir können es aber nicht – nicht tun. Wir haben nicht die Freiheit zu entscheiden, ob wir unser universelles Potential verwirklichen wollen, sondern nur, wie wir sie realisieren.

Wir müssen es tun, und tun es immer auch in einer bestimmten Zeit, an einem bestimmten Ort und damit auch in einer bestimmten gesellschaftlich-historischen Situation. Ein Mensch ist nicht allein, isoliert auf der Welt und beginnt seine Möglichkeiten zu realisieren. Er lebte beispielsweise als Bauer im alten Ägypten und lernte pflügen, säen und viele andere Dinge, die er für seinen Lebensunterhalt brauchte. Er wusste den Stand des Getreides einzuschätzen und kannte sich vielleicht mit der Nilflut aus. Er konnte in der Regel nicht lesen und schreiben, denn dies lernten nur die Schreiber. Dafür hätte der Bauer in eine andere Schicht aufsteigen müssen, was nur in den seltensten Fällen möglich war. Umgekehrt konnte der Schreiber in der Regel wenig oder nichts darüber wissen, wie Saat und Ernte im Wechsel der Jahreszeiten verliefen, noch viel weniger konnte er selbst als Bauer tätig sein.

Nun kann man einwenden, dass dies in unserer modernen Gesellschaft ganz anders sei und hier jeder die Chance habe alles zu lernen, was er will. Dies ist keine Frage, doch auch hier gilt: Indem ich eines tue, schließe ich unzählige andere Möglichkeiten aus. Wenn ich Deutsch als Muttersprache lerne, sind damit alle anderen Sprachen ausgeschlossen – in Ausnahmefällen kann es noch eine zweite oder gar eine dritte sein, aber das war es dann auch. Natürlich kann ich später weitere Fremdsprachen lernen, und manche Sprachgenies schaffen es sogar, zehn und mehr Sprachen flüssig zu sprechen. Aber dann bleiben immer noch hunderte Sprachen übrig. Ganz zu schweigen von den anderen Potentialen, die im Beruf, Sport, in der Musik und in vielen anderen Bereichen noch möglich sind. Man kann es drehen und wenden, wie man will: Um das universelle Vermögen in Gänze zu realisieren, müsste man ewig leben – und dem sind bekanntlich recht enge Grenzen gesetzt.

Das universelle Vermögen drängt, realisiert zu werden, und kann doch immer nur partiell verwirklicht werden: Das ist die grundlegende Tragik menschlicher Existenz. Dieser Widerspruch treibt uns in allem, was wir tun, und lässt uns manchmal an uns selbst verzweifeln. Er treibt Menschen zu gefährlichen Abenteuern, historischen Großstädten und zu den verabscheuungswürdigsten Verbrechen. Damit wird der grundlegende Widerspruch deutlich, der für uns Menschen bestimmt ist: Universelles Vermögen, das sich immer nur eingeschränkt verwirklichen kann – universelle Möglichkeiten in der Beschränktheit einer bestimmten sozialen Lage in einer konkreten historischen Situation. Oder, blasphemisch ausgedrückt: Göttliches Können gegen alltäglichen Kleinkram.

Religiöse Menschen nennen dieses universelle Vermögen die Seele. Und die Hoffnung, dass die Seele ewig lebe, ist nichts anderes als die Hoffnung, dass das universelle Vermögen angesichts eines alltäglichen Alltags doch noch an einem anderen Ort wirklich werden könnte.

Unter diesem Aspekt lässt auch die Erzählung vom Paradies, als die Menschen im Garten Eden eins mit sich waren, als Mann und Frau „eins, mit Leib und Seele“ (1Mose, Genesis 2) waren, nur zwei Interpretationsmöglichkeiten zu: Entweder es ist nur eine fromme Geschichte oder es wird ein vormenschlicher Zustand beschrieben. Menschen im eigentlichen Sinne waren Adam und Eva vor dem Sündenfall jedenfalls nicht. Denn auf die Androhung Gottes, dass die Menschen sterben würden, äßen sie vom Baum des Wissens, zischelt

die Schlange: „.... auf keinen Fall werdet ihr sterben. Aber Gott weiß, sobald ihr davon esst, werden euch die Augen aufgehen und ihr werdet alles wissen, genau wie Gott. Dann werdet ihr euer Leben selbst in die Hand nehmen können.“ In der Anmerkung wird zusätzlich ausgeführt, dass unter Wissen die Erkenntnis des Guten und Schlechten zu verstehen ist (1, Mose, Genesis 2,3). Das bedeutet, erst mit dem Sündenfall und darauf folgend der Vertreibung aus dem Paradies werden Adam und Eva zu dem, was sie heute noch sind: Menschen. Gottähnlich und gleichzeitig zu harter Arbeit verdonnert, die viel Mühe und Schweiß kosten.

Von daher ist es jedem Menschen aufgegeben seinen Weg zu finden zwischen Glück und Unglück, Hoffnung und Verzweiflung, zwischen Liebe und Hass. Jeder muss sich seinen Sinn erarbeiten zwischen Utopie und Aktion, zwischen Hilfsbereitschaft und Mordlust.

Nun ist jeder Mensch ein Individuum, einzigartig und unverwechselbar. So wie jeder Mensch über einen Fingerabdruck verfügt, der ihn von allen anderen Menschen unterscheidet, so muss man davon ausgehen, dass auch das universelle Vermögen immer nur in der jeweiligen individuellen Ausprägung existiert. Jeder Mensch besitzt das universelle Vermögen in der nur ihm eigenen Fassung und realisiert es gemäß der ihm gegebenen einzigartigen Bedingungen.

Auf der Grundlage der Arbeiten von Marx hat sich Friedrich Tomberg schon in den 70ern mit dieser Problematik auseinandergesetzt. „Die Menschen haben sich“, so stellt er fest, „von der Notwendigkeit der Natur getrieben, innerhalb dieser Natur als besonders geartete Lebewesen formiert, indem sie die Mittel zur Erhaltung ihres Lebens durch Arbeit produzieren. Die Arbeit ist seither die naturnotwendige Grundlage der Existenz des Menschen“ (Tomberg, 1978, S. 44).

Der Begriff der Arbeit wird je nach Standpunkt und wissenschaftlicher Arbeitsweise unterschiedlich benutzt; hier ist er in dem Sinne zu verstehen, dass unter Arbeit die menschliche Tätigkeit schlechthin gemeint ist. Tiere und damit auch die großen Menschenaffen üben Tätigkeiten aus, wobei die besondere Tätigkeit, die hier Arbeit genannt wird, ausschließlich dem Menschen vorbehalten ist. Marx selber beschreibt den Sachverhalt sehr anschaulich: „Die seiner (des Menschen d. V.) Leiblichkeit angehörigen Naturkräfte, Arme und Beine, Kopf und Hand, setzt er in Bewegung, um sich den Naturstoff in einer für sein eigene Leben brauchbaren Form anzueignen. ...Er entwickelt die in

ihr schlummernden Potenzen und unterwirft das Spiel ihrer Kräfte seiner eigenen Botmäßigkeit“ (MEW 23, S. 192). Tomberg nennt die Entgegensetzung der menschlichen Natur innerhalb der Natur, das Vermögen des Menschen gegenüber der Natur eigenständige Naturmacht zu sein, in Anlehnung an die klassische deutsche Philosophie: Vernunft-Natur. In diesem Sinne ist das Selbstbewusstsein konstituierend für die menschliche Natur. Selbstverständlich ist das Selbstbewusstsein grundlegend für die menschliche Existenz, aber es ist eben nicht nur der Kopf, sondern auch Arme, Beine, Hand, wie Marx es ausgedrückt hat, oder auch um die Reihe fortzusetzen, der aufrechte Gang, die Augen des Menschen, sein Sprechapparat usw. Aus diesem Grund bleibe ich bei meinem Begriff des universellen Potentials, er scheint mir am besten geeignet, die Potenzen des Menschen zu fassen.

Menschen haben keine Flügel, trotzdem können sie weiter und schneller fliegen als jeder Vogel. Mit Raketen, Raumfahrzeugen und Satelliten dringen sie sogar in den Weltraum vor. Menschen haben keine Kiemen, können aber trotzdem Jahre über oder unter Wasser verbringen, ohne auf ihre gewohnten Lebensumstände verzichten zu müssen. Sie können sich schneller, weiter und bequemer als jedes Tier von einem x-beliebigen Ort auf der Erde zu einem anderen bewegen. Menschen haben auch keine Adleraugen, trotzdem können sie mit Hilfe ihrer Instrumente und Apparaturen in Dimensionen sowohl im Großen wie im Kleinen vordringen, die für kein Tier erreichbar sind.

In seiner Naturphilosophie beschreibt Hegel die Grundbefindlichkeit aller Lebendigen „mit dem Gefühl des Mangels und dem Trieb, ihn aufzuheben. ... Ein solches, das den Widerspruch seiner selbst in sich zu haben und zu ertragen fähig ist, ist das Subjekt;“ (Hegel, Bd. 9, S. 468/469) Dies gilt nun für die Individuen jeder lebenden Spezies, wo liegt nun aber die Besonderheit, die den Menschen auszeichnet? Hegel würde vermutlich zu einer längeren Vorlesung ausholen und den Menschen in der heutigen Terminologie als ein mit Selbstbewusstsein und Vernunft ausgestattetes geistiges Wesen charakterisieren. Während sich Begriffe wie Selbstbewusstsein und Vernunft durchaus mit der modernen wissenschaftlichen Diskussion vereinbaren lassen, so ist die Vorstellung von Mensch und Kultur als Geist nur schwer verdaulich.

Wie auch immer: Wenn ich zu dem Begriff des universellen Potentials zurückkomme, so ergeben sich jetzt für die Unterscheidung zwischen tierischem und menschlichem Leben weitreichende Konsequenzen: Denn wäh-

rend alle Tiere bis hin zu den großen Menschenaffen als Individuen einer Art zwar auch den Widerspruch alles Lebenden in sich tragen, können sie diesen Widerspruch lösen, indem sie ihre Triebe immer wieder realisieren. Sprich: Wenn der Löwe sich gründlich satt gefressen hat, liegt er mehrere Stunden faul in der Savanne und fühlt sich eins mit der Welt.

Der Mensch ist prinzipiell nie eins mit der Welt. Deshalb entwickelt er seit Beginn seines Mensch-Seins im Rahmen der Auseinandersetzung mit der Natur, in seiner Tätigkeit, in seiner Arbeit eine neue Dimension, die nur dem Menschen eigen ist: Ich möchte sie spirituelle Arbeit nennen und bezeichne damit alle Tätigkeiten spiritueller, religiöser und künstlerischer Art, die dem Menschen dazu dient, sich selbst zu finden, eins zu werden mit der Natur.

Damit verdoppelt sich quasi die menschliche Tätigkeit: Es gibt die Arbeit, mit der Absicht die Natur entsprechend menschlicher Bedürfnisse umzugestalten und die spirituelle Arbeit, die dazu dient den nicht auflösbaren Widerspruch zwischen universellem Potential und seiner immer nur partiell möglichen Realisierung auszuhalten und/oder für die menschliche Entwicklung fruchtbar zu machen. Die Resultate kann man bestaunen von den Pyramiden über gotische Kathedralen bis zu den Museumsbauten Frank Gehrys, von den Bildern Leonardo da Vincis bis zu den Expressionisten um nur einige Beispiele zu nennen.

Man kann sich dies allerdings nicht als getrennte Bereiche vorstellen, sondern nur in der Weise, dass in jedem Akt der Arbeit beide Momente vorhanden sind und mal der eine mal der andere Aspekt dominiert.

Kunst hat also die Aufgabe auf der sinnlich-ästhetischen Ebene die Kluft zwischen universellem Potential und historisch gegebener Situation offenzulegen und gleichzeitig die Realität des universellen Potentials im Kunstwerk zu verdeutlichen – quasi das nicht Mögliche hier und jetzt erlebbar zu machen und zu genießen. Hegel sieht in der Kunst die „sinnliche Darstellung des Absoluten“ (Hegel GW 13 S. 100). Neben der Kunst gehören das Wechselspiel von Glauben und Wissen von Anfang an zu den konstituierenden Merkmalen einer Weltanschauung. Schon wenn bei einer Jagdzeremonie in der Altsteinzeit mit Tanz und Gesang der Jagderfolg beschworen wird, bilden der Glaube, dass das Bitten bei einer höheren Macht den Jagderfolg bringen wird, das Wissen über die gejagten Tiere und die Beherrschung der jeweiligen Jagdtechniken und Tanz und Gesang bzw. Höhlenmalerei als Beschwörung eine Einheit, die

den erhofften Erfolg garantieren soll. In diesem allgemeinen Sinne gilt dies bis heute, nur dass sich die einzelnen Aspekte weiterentwickelt, differenziert und verselbständigt haben. Es ist also davon auszugehen, dass diese drei Aspekte Glauben, Wissen und Kunst die Tätigkeit des Menschen durchdringen und für sein Leben konstituierend sind: Sie machen das Unmögliche möglich und zeigen den Menschen in seinem universellen Potential.

Gelingt einem Menschen die Balance zwischen seinen universellen Möglichkeiten und den realen Gegebenheiten, gelingt ihm die Balance auf des Messers Schneide, ist er ein glücklicher Mensch. Das vorherrschende Gefühl ist die Liebe, die Bejahung seines Lebens. „Wenn ich einen Menschen wirklich liebe, liebe ich alle Menschen, liebe ich die ganze Welt und liebe ich das Leben. Wenn ich zu einem anderen sagen kann: ‚Ich liebe dich‘, muss ich auch sagen können: Ich liebe in dir alle Menschen, ich liebe in dir die Welt, ich liebe in dir auch mich selbst“ (Fromm 1979, S. 70) Das bedeutet, das erste, grundlegende und für das Überleben wichtigste Gefühl ist die Liebe. Kann ein Mensch dieses Gefühl für sich entwickeln und ausbauen, kann er die Balance zwischen seinen universellen Möglichkeiten und seiner gegebenen Situation immer wieder herstellen, wird er sich zu einer souveränen Persönlichkeit entwickeln, die auf einer universellen und liebevollen Hinwendung zur Welt basiert. In den Momenten, in denen er diese Einheit erlebt, ist er glücklich.

Gelingt es einem Menschen nicht seine universelle Fähigkeit in seiner realen Lebenswelt zu realisieren, kann er nicht glücklich werden. Gleichgültigkeit oder Verzweiflung werden sein Leben bestimmen. Oder er wird sich im Hass ausleben – sei es gegen sich selbst oder seine Mitmenschen. Im schlimmsten Fall wird er nicht mehr leben wollen. „Die Hoffnungslosigkeit ist selber, im zeitlichen wie sachlichen Sinn, das Unhaltbarste, das ganz und gar dem menschlichen Bedürfnisse Unerträgliche“ (Bloch S. 3) Doch die Hoffnung stirbt zuletzt. Solange der Mensch lebt, wird er hoffen, sein Schicksal doch noch zu wenden. „Das Leben aller Menschen ist von Tagträumen durchzogen, darin ist ein Teil lediglich, auch entnervende Flucht, auch Beute für Betrüger, aber ein anderer Teil reizt auf, lässt mit dem schlecht vorhandenen sich nicht abfinden, lässt eben nicht entsagen. Dieser andere Teil ist das Hoffen im Kern, und er ist lehrbar.“ (Bloch S. 1)

Große Dichter wussten schon immer, dass Menschen ihr Leben nicht auf die alltäglichen Gegebenheiten reduzieren können. Wir sind zu Besserem geboren als das, was wir vorfinden. Und die Hoffnung auf das Bessere lässt uns leben und hoffen. Genau diesen Sachverhalt bringt Schiller in seinem Gedicht zum Ausdruck.

Friedrich von Schiller

Hoffnung

*Es reden und träumen die Menschen viel
Von bessern künftigen Tagen,
Nach einem glücklichen goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung!*

*Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling begeistert ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben,
Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er - die Hoffnung auf,*

*Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gebirne des Toren;
Im Herzen kündet es laut sich an,
Zu was Besserm sind wir geboren!
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.*

Und selbst wenn ein Mensch stirbt, lebt die Hoffnung in den Zurückgebliebenen weiter.

Wer moderne Lyrik liebt, sei auf den Song der Toten Hosen „Tage wie diese“ verwiesen. Auch wenn er inzwischen von vielen gesungen und teilweise auch gegrölt wird, macht der Refrain deutlich worum es geht:

*„An Tagen wie diesen, wünscht man sich Unendlichkeit
An Tagen wie diesen, haben wir noch ewig Zeit
In dieser Nacht der Nächte, die uns so viel verspricht
Erleben wir das Beste, kein Ende ist in Sicht.“*

Es gibt Momente im Leben, in denen man sich seiner universellen Verfasstheit hingeben kann und in der Welt aufgehoben fühlt. Das ist Glück. Und dann wünscht man sich natürlich, dass diese Momente nie aufhören. Sie hören natürlich auf, und vermutlich ist dies auch gut so, denn nur so können wir sie schätzen.

Und was den genannten Song angeht, ist den Toten Hosen nicht nur ein überzeugender Text, sondern auch eine eingängige Melodie gelungen, die den Song zu einer modernen Hymne werden ließ.

3. Freud und die Physik

Wenn es darum geht, Triebe zu charakterisieren und zu verstehen, kommt man an Sigmund Freud nicht vorbei. Die Triebtheorie muss als Fundament der psychoanalytischen Theorie betrachtet werden. Immer wieder gilt Freuds Bemühen ihrer weiteren Bearbeitung, Differenzierung und Umgestaltung. Rückblickend auf sein Lebenswerk, im Jahre 1933, hat er die Bedeutung der Triebtheorie noch einmal unterstrichen und gleichzeitig eingestehen müssen, dass seine Auffassung der Triebe noch gewichtige Probleme offen lässt. „Die Triebtheorie ist sozusagen unsere Mythologie. Wir können in unserer Arbeit keinen Augenblick von ihnen absehen und sind dabei nie sicher, sie scharf zu sehen“ (Freud GW, Bd. XV S. 101).

Zwar hat Freud im Fortschreiten innerhalb seiner Theorie zunächst von Ichtrieben und Sexualtrieben gesprochen, dann mit der Einführung des Narzissmus im Jahr 1914 den Schwerpunkt auf den Gegensatz von Ichlibido und Objektlibido gelegt und in einer dritten Phase den Dualismus von Lebenstrieb und Todestrieb hervorgehoben, so kann man doch im großen und ganzen davon ausgehen, dass für Freud durchgehend die Frage nach dem Wesen der Sexualität und dem ihr zugrunde liegenden Trieb konstituierend für seine Auffassung des Menschen ist. Auf diese Frage stößt er am Beginn seiner Arbeit bei der Untersuchung der Ursachen von Neurosen und bei ihr bleibt er mit verschiedenen Differenzierungen und Akzentuierungen bis zu seinem Tod. Der Sexualtrieb steht im Mittelpunkt seiner Arbeit. An ihm entwickelt er seine allgemeine Auffassung des menschlichen Triebes.

In Anlehnung an Moll bezeichnet Freud die Energie des Sexualtriebes als Libido. „Wir haben uns auf den Begriff der Libido festgelegt als einer quantitativ veränderlichen Kraft, welche Vorgänge und Umsetzungen auf dem Gebiet der Sexualerregung messen könnte. Diese Libido sondern wir von der Energie, die den seelischen Prozessen allgemein unterzulegen ist, mit Beziehung auf ihren besonderen Ursprung und verleihen ihr so auch einen qualitativen Charakter“ (GW V S. 118). In Unterscheidung von einem Reiz wird der Trieb definiert als die psychische Repräsentanz einer kontinuierlich fließenden innersomatischen Reizquelle, während der Reiz, durch vereinzelte und von außen kommende Erregungen hergestellt wird. Charakteristisch für den Freudschen Triebbegriff

ist die Trennung zwischen Triebenergie und dem Ziel oder Objekt des Triebes. „Man kann am Trieb Quelle, Objekt und Ziel unterscheiden. Die Quelle ist ein Erregungszustand im Körperlichen, das Ziel die Aufhebung dieser Erregung; auf dem Weg von der Quelle zum Ziel wird der Trieb psychisch wirksam. Wir stellen ihn vor als einen gewissen Energiebetrag, der nach einer bestimmten Richtung drängt. Von diesem Drängen hat er den Namen: Trieb“ (GW XV, S. 103). An dem Objekt kann oder will der Trieb sein Ziel erreichen. Es ist sehr variabel und nicht unmittelbar mit ihm verknüpft, sondern ihm nur zugeordnet, weil es ihm die Befriedigung ermöglicht.

Ganz allgemein gilt es festzuhalten, dass für Freud das Wesen des Menschen durch seine Triebe bestimmt ist. „Die psychologische – im strengerem Sinne die psychoanalytische – Untersuchung zeigt vielmehr, dass das tiefste Wesen des Menschen in Triebregungen besteht, die elementarer Natur, bei allen Menschen gleichartig sind und auf die Befriedigung gewisser ursprünglicher Bedürfnisse zielen“ (GW X, S. 331 f.) Es verwundert daher nicht, wenn Freud von „Trieben und Triebschicksalen“ spricht und damit den Menschen wesentlich von seinen Trieben bestimmt sieht.

In weiteren Ausführungen präzisiert Freud seine Auffassung und beschreibt – das ist hier von zentraler Bedeutung – die Libido als konstante Größe. „Wir finden also das Wesen des Triebes zunächst in seinen Hauptcharakteren, der Herkunft von Reizquellen im Innern des Organismus, dem Auftreten als konstanter Kraft, und leiten davon eines seiner weiteren Merkmale, seine Unbezwingerbarkeit durch Fluchtaktionen ab“ (GW X, S. 212 f.). Der Gedanke von der Konstanz der zur Verfügung stehenden Energie zieht sich als grundlegendes Moment durch alle Entwicklungsphasen der Freudschen Theorie.

Die Auffassung von einem feststehenden Volumen der vorhandenen Energie kommt aus der Physik von Hermann von Helmholtz. Sie wurde von Brücke als erklärendes Prinzip in die Physiologie übernommen und über diesen Umweg zu Freuds allgemeiner theoretischer Grundlage. Ernst Brücke, der erste große Lehrer Freuds, war ein Vertreter der sogenannten Helmholtz-Schule und lehrte dementsprechend eine im damaligen Sinne streng physikalisch ausgerichtete Physiologie. Diese Schule hatte sich zum Programm erhoben, „die Wahrheit geltend zu machen, dass im Organismus keine anderen Kräfte wirksam sind als die gemeinen physikalisch-chemischen; dass, wo diese bislang nicht zur Erklärung ausreichen, mittels der physikalisch-mathematischen

Methode entweder nach ihrer Art und Weise die Wirksamkeit im konkreten Fall gesucht werden muss, oder dass neue Kräfte angenommen werden müssen, welche von gleicher Dignität mit den physikalisch-chemischen, der Materie inhärent, stets auf nur abstoßende oder anziehende Componenten zurückzuführen sind“ (Du Bois-Reymond in: Jones Bd. I, S. 61f).

In den Jahren 1876 bis 1882 führte Freud zeitweise noch als Student in Brückes physiologischem Laboratorium seine ersten neurophysiologischen Untersuchungen über das Nervensystem niederer Fischarten durch und veröffentlichte die dabei gewonnenen Erkenntnisse. Die in dieser Zeit gelegten grundlegenden theoretischen Voraussetzungen begleiteten Freud während seiner gesamten wissenschaftlichen Arbeit. So hält er in seinen Briefen ausdrücklich fest: „Es ist die Brückesche Physiologie, fest begründet auf physikalischen Vorstellungen mit ihrem Ideal von der Messbarkeit aller Vorgänge, die am Ausgangspunkt der psychoanalytischen Theorienbildung gestanden ist“ (Freud S. Aus den Anfängen ... S. 25).

Unwillkürliche musste ich bei der Analyse von Freuds Triebbegriff an eine Dampfmaschine denken, die ihre Energie von außen durch Feuer zugeführt bekommt und die verschiedensten Maschinen, vom Webstuhl bis zur Lokomotive, antreibt. Sobald keine Energie mehr zugeführt wird, stellt die Dampfmaschine die Arbeit ein. Doch der Mensch ist keine Maschine. Freuds Absichten sind ehrenwert: Wollte er doch die Natur des Menschen entsprechend dem seiner Zeit vorherrschenden naturwissenschaftlichen Verständnis erklären und verständlich machen. Vor allen Dingen wollte er seine Erklärung der menschlichen Psyche auf ein sicheres wissenschaftliches Fundament stellen – so wie die Naturwissenschaften seiner Zeit wissenschaftliche Erkenntnis definierten.

Es stellt sich von daher folgende Frage. Können physikalische oder chemische Gesetzmäßigkeiten die menschliche Natur hinreichend erklären? Nach meinem Verständnis können sie es nicht. Es ist keine Frage, dass im menschlichen Körper zahlreiche physikalische und chemische Prozesse ablaufen. Aber sie dienen dem Erhalt des Organismus und sind biologischen Gesetzmäßigkeiten wie Stoffwechsel, Sinneswahrnehmung usw. untergeordnet. Anders ausgedrückt: Sie sind in einer höheren Ordnung aufgehoben.

In jeder Zelle bis hin zum Einzeller laufen komplizierte chemische und physikalische Prozesse ab. Doch wenn die Zelle abstirbt, finden auch diese Vorgänge ihr Ende. Sie können nur in diesem geschützten kleinen, lebendigen

Organismus ablaufen. Bei der Funktion des Auges spielt bekanntermaßen das Licht eine entscheidende Rolle. Elektromagnetische Strahlen werden als Reize von sogenannten Fotorezeptoren aufgenommen und gelangen über die Sehnerven ins Gehirn. Aber bevor wir ein Wort lesen können, muss unser Gehirn nicht nur das Bild auf die Füße gestellt haben; es muss gleichzeitig in der Lage sein Buchstaben zu erkennen, den Sinn des Wortes verstehen und dementsprechend die Sprache und es muss den in dem besagten Wort benannten Gegenstand selber in seinem kulturellen Kontext gekannt haben. Das heißt der physikalische Reiz als solcher bleibt ohne Bedeutung, wenn er nicht in den Lebenszusammenhang des Menschen eingeordnet werden kann. Was für einzelne Organe gilt, hat selbstverständlich auch für den gesamten Organismus Gültigkeit: Physikalische und chemische Vorgänge sind unverzichtbare Voraussetzung für menschliches Leben, aber sie haben dienende Funktion und können deshalb die zentrale Frage nach dem menschlichen Wesen nicht beantworten.

Freud hat viele Erkenntnisse über den Menschen zu Tage gefördert, die auch heute noch gar nicht hoch genug eingeschätzt werden können und die unsere alltägliche Denkweisen beeinflussen. Vor allem, dass er die Bedeutung der Sexualität hervorgehoben und in vielen Facetten beleuchtet hat, ist sein bleibender historischer Verdienst. Man muss nur einen Blick in die Weltliteratur werfen oder die TV-Programmzeitschrift mit ihren unzähligen Seifenopern aufschlagen um sofort zu verstehen, welch bedeutenden Stellenwert das Verhältnis Mann und Frau im gesellschaftlichen Kontext hatte und immer noch hat.

Man kann von Freud viel lernen: Seinen Mut an der einmal erkannten Bedeutung des Sexuellen entgegen aller öffentlichen Prüderie und Ignoranz der wissenschaftlichen Gemeinde seiner Zeit festzuhalten, seinen unnachgiebigen Drang präzise und exakte wissenschaftliche Ergebnisse zu erzielen, seine differenzierte Beschreibung der Dynamik seelischer Vorgänge, doch eines sollte man außen vor lassen: Seine auf Physik reduzierte Vorstellung des menschlichen Triebe.

Dieses Verständnis des Triebes führt dazu, dass er in sein Theoriegebäude viele Annahmen und Winkelzüge einbauen muss, um dann doch wieder beim Menschen als sozialem Wesen anzukommen.

Wie kommt es dazu, so fragt sich Freud selbst, dass die originär sexuellen, von der Physik des Triebes bestimmten Bestrebungen sich in Strukturen verwandeln, die für Persönlichkeitsentwicklung und Kultur so bedeutsam sind? Im Prozess der Sublimierung, so beantwortet er die gestellte Frage, wird die Energie von der sexuellen Verwendung abgeleitet und auf neue, kulturelle Ziele orientiert (GW V, S. 78 ff). Freud muss also einen Mechanismus in seine Theorie einbauen, die erklären soll, wie die ursprünglich physikalische Energie in eigentlich menschliche Tätigkeit umgewandelt wird. Dies funktioniert praktisch nicht und ist deshalb auch in der Theorie nicht nachvollziehbar. Es ist wie auf der Hochzeit in Kanaan: In einem Wunder wird Wasser zu Wein.

Ähnlich verhält es sich auch im Gegenüber von Lustprinzip und Realitätsprinzip. Letzteres muss Freud einführen, damit Menschen, die nach seiner Auffassung vom Lustprinzip beherrscht im Grunde nur danach streben die Anhäufung von Erregung zu verringern, indem sie sich durch die Verringerung der Erregung Lust verschaffen, doch noch in der realen Welt (über)leben können (GW VIII, S. 231 ff).

Praktisch hat die Freudsche Triebtheorie zur Folge, dass der Mensch in zwei Teile zerfällt, und man sich fragt, wie er mit dieser Grundstruktur überhaupt noch handlungsfähig sein kann.

All diese Probleme lassen sich nur vermeiden, alle verschiedenen Aspekte des menschlichen Lebens lassen sich nur unter einen Hut bringen, wenn man eine Struktur des menschlichen Grundtriebes voraussetzt, die auf der Höhe der menschlichen Entwicklung ansetzt: Und damit sind wir wieder bei dem universellen Potential.

4. Diamond und die Biologie

Warum muss man denn eigentlich den Menschen als Ganzes, als Einheit von genetisch bestimmter Menschenmöglichkeit und geschichtlicher Realität denken? Wäre nicht zu erwarten, dass menschliche Verzweiflung und Zerrissenheit gerade aus dem Unterschied von möglicherweise tierischen Wurzeln und menschlicher, moderner Lebensweise resultieren?

Dieser Frage geht auch Jared Diamond in seinem Buch „Der dritte Schimpanse“ nach. Der Titel ist Programm. So unterscheidet sich in der Entwicklung der höheren Primaten der Mensch vom gewöhnlichen Schimpansen und dem Zwergschimpanse (Bonobo) in 1,6 Prozent seiner DNS und trennte sich vor rund 7 Millionen Jahren von seinen beiden Vettern (Diamond, S. 32). Die Verwandtschaft ist auch kaum von der Hand zu weisen, denn wir ähneln unseren Vettern in so vielen Dingen, von Muskeln, inneren Organen über Hände und Skelett, dass sie kaum zu übersehen ist. Es ist offensichtlich: Die Evolution des Menschen begann vor 7 Millionen Jahren als dritter Schimpanse. Aber ist es auch dabei geblieben? Wohin hat sich der Mensch entwickelt?

In der Untersuchung menschlicher Sexualität geht Diamond vor allem der Frage nach, wie im Zusammenhang mit der Lebensweise in Gruppen das Zusammenleben von Mann und Frau organisiert wurde (S. 86 ff) Da Babys und Kleinkinder für lange Jahre versorgt, ernährt und unterrichtet werden müssen, sind sowohl Mutter als auch Vater, vielleicht auch die ganze Gruppe gefordert. Da Väter einen erheblichen Beitrag leisten müssen, sind sie interessiert über ihre Vaterschaft Bescheid zu wissen, diese zu sichern, da sie sonst schlechtere Chancen hätten ihre Erbanlagen weiterzugeben. Für den Mann ist es deshalb wichtig, dass die Monogamie seiner Partnerin sichergestellt wird.

Im Unterschied zu den Primaten sind Menschen das ganze Jahr über sexuell aktiv; sie haben also keine Brunstphasen und zeigen auch keine auffälligen Körpermerkmale als Zeichen der Bereitschaft zur Paarung. Im Gegenteil: Der Eisprung der Frau ist so wenig sichtbar, dass niemand der Beteiligten sicher sein, wann es zur Befruchtung kommt.

Aller Monogamieregeln zum Trotz praktizieren ein nicht unerheblicher Teil der Menschen den außerehelichen Geschlechtsverkehr, wobei hier Männer deutlich im Vorteil sind. In fast allen Gesellschaften durch die gesamte

Geschichte hindurch gilt der außereheliche Geschlechtsverkehr der Frau als Verbrechen gegen die Ehre des Mannes und wird entsprechend geahndet, während der Ehemann meistens glimpflich davonkommt.

Hier wird deutlich, dass mit der Frage nach dem gesellschaftlichen Verhältnis von Mann und Frau neue Entwicklungen eine Rolle spielen. Denn im Herrschaftsverhältnis zwischen Mann und Frau geht es natürlich auch um sexuelle Kontrolle, aber viel weitergehender um die Macht des Mannes und den Gehorsam der Frau: Es geht um die Macht des Mannes die Frau nach Belieben für seine Bedürfnisse zuzurichten: ob als Gebärmaschine, Sexgespielin, Arbeitssklavin oder Hausfrau.

Oder um es anders auszudrücken: Der Mensch ist in die Geschichte eingetreten und die Gesetze der Evolution werden von ökonomischen und kulturellen Determinanten überlagert. „Das dritte Verhältnis, was hier gleich von vornherein in die geschichtliche Entwicklung eintritt, ist das, dass die Menschen, die ihr eigenes Leben täglich neu machen, anfangen andre Menschen zu machen, sich fortzupflanzen – das Verhältnis zwischen Mann und Weib, Eltern und Kindern, die Familie (MEW 3, S. 29)

Hier stellt sich auch die Frage, ob nicht generell oder in weiten Teilen eine matriarchale Entwicklung stattgefunden hat, während der Frauen je nach Definition die Macht innehatten oder zumindest eine bedeutende Rolle in Kultur und Religion gespielt haben. Die Debatte um diese Frage wird in aller Breite und mit heftigen Attacken geführt, was nicht verwundert: Je nach Beantwortung hat sie weitreichende politische Bedeutung (vgl. wikipedia: Matriarchat vom 5.6.2011).

Friedrich Engels hat die historische und politische Bedeutung dieses Sachverhaltes sehr anschaulich auf den Punkt gebracht, wenn er schreibt: „Der Umsturz des Mutterrechts war die weltgeschichtliche Niederlage des weiblichen Geschlechts. Der Mann ergriff das Steuer auch im Hause, die Frau wurde entwürdigt, geknechtet, Sklavin seiner Lust und bloßes Werkzeug der Kindererzeugung“ (MEW 21, S. 61).

Die neue Machtverteilung hatte für die Frauen drastische Folgen: Sie reichten von der Einschränkung ihrer Bewegungsfreiheit, über restriktive Kleiderordnungen bis hin zu körperlichen Verstümmlungen wie das Abschneiden der Schamlippen und dem Zunähen der Vagina. Wenn das alles nicht half wurde zugeschlagen bis hin zum Mord. Noch heute sind viele Richter geneigt bei

einem Mord aus Eifersucht oder verletzter Ehre, wie es oft auch genannt wird, Milde walten zu lassen.

Viele werden entgegnen, dass in der heutigen Gesellschaft die Gleichheit von Mann und Frau doch längst erreicht sei: Doch die Statistiken über die ungleiche Bezahlung bei gleicher Arbeit, die Mehrfachbelastung der Frauen durch Arbeit, Haushalt und Familie, die Verteilung der Vorstandsposten in den großen Konzernen und die Zahlen über sexuelle Anmache, Vergewaltigung und brutale Gewalt sprechen eine andere Sprache.

Dies war die schlechte Nachricht, die gute ist: Liebe und Sexualität spielen eine zentrale Rolle in unserem Leben. Ob man Literatur oder Oper betrachtet: Immer ist der „Liebeshändel“ von großer Bedeutung – allerdings geht er oft nicht gut aus: Die Affäre zwischen der schönen Helena und dem trojanischen Prinzen Paris endete bekanntlich in einem Krieg, bei der Liebe zwischen Romeo und Julia blieben die beiden Liebenden tot zurück. Nur in der Schmonzette „kriegen“ beide einander und werden glücklich – lebenslänglich. Es sollte deutlich geworden sein, in welchem Ausmaß gerade Liebesbeziehungen ökonomischen, sozialen und kulturellen Determinanten unterliegen. Diamond gesteht zwar zu, dass der evolutionäre Ansatz allein menschliches Sexualverhalten nicht hinreichend erklärt. „Das Ziel allen menschlichen Verhaltens lässt sich nicht darauf reduzieren, möglichst viele Nachkommen zu hinterlassen“ (S. 126). Er lässt allerdings offen, welche anderen Faktoren noch eine Rolle spielen sollen.

Bei der Erörterung der Frage, welche Wurzeln die Kunst im Tierreich hat, kommt Diamond zu dem Ergebnis, dass die Unterschiede zwischen Mensch und Tier nicht sehr groß seien. Er beschreibt Elefanten und Schimpansen, die beeindruckende Bilder malen, allerdings nur im Zoo. d. h. unter menschlicher Obhut. Außerdem führt er die Laubenvögel auf Neuguinea an, die wunderschöne, beeindruckend große Lauben mit dekorativen Gärten bauen um die Weibchen anzulocken, zu beeindrucken und zu begatten.

Diamond untersucht nun anhand von drei Kriterien die Unterschiede und Gemeinsamkeiten der künstlerischen Aktivitäten von Mensch und Tier (S. 227 ff). Sowohl unsere Kunststile wie die jeweiligen Laubenstile sind erlernt und nicht angeboren, so dass sich in dieser Hinsicht kein Unterschied feststellen lasse. Beim zweiten Kriterium, dem ästhetischen Genuss muss die Frage offen bleiben, denn die Laubenvögel geben uns darüber keine Auskunft.

Bleibt das Kriterium des Nutzens: Es ist keine Frage, dass Kunst sowohl für Tiere als auch für Menschen einen Nutzen haben muss, wobei ich mich etwas sträube für Tiere den Begriff Kunst zu benutzen. Sicherlich hat die Kunst - wie vieles andere auch – ihre Wurzeln im Tierreich. So gebührt laut Diamond „den Laubenvögeln das Verdienst, entdeckt zu haben, dass Ornamente außerhalb des eigenen Körpers flexiblere Statussymbole darstellen als solche, die man sich erst wachsen lassen muss.“ Aber“, so fährt er fort, „es war der Mensch, der dieses Prinzip so recht zur Entfaltung brachte“ (S. 228).

Aber, so stellt sich hier sofort die Frage, hat der Mensch ein im Tierreich vorhandenes Prinzip nur quantitativ weiterentwickelt, oder ist bei der Menschwerdung etwas grundsätzlich Neues entstanden?

Ist das Verhalten eines Kunstsammlers, der Gemälde und Plastiken im Millionenwert besitzt, und der nun glaubt, das neu auf den Markt gekommene Gemälde von - nehmen wir als Beispiel Kirchner – unbedingt besitzen zu müssen, aus seiner Funktion als Signal für „gute Gene und Wohlstand“ zu erklären? Sind es die Sorgen um gute Gene, wenn tausende Besucher durch das wieder eröffnete Neue Museum in Berlin schlendern um die Büste der Nofretete in ihrem neuen Domizil zu bewundern?

Mit der Menschwerdung hat Kunst eine neue, einzigartige Bedeutung gewonnen: Kunst ist die Brücke zwischen dem Drang zur Realisierung des universellen Potentials und der Alltäglichkeit der Welt. In ihr bleibt gewissermaßen die Zeit für einen Augenblick stehen. Sie ist ein Hauch der Ewigkeit.

Wenn Kunst und Sexualität beim Menschen eine neuartige Qualität gewinnen, so stellt sich die Frage, ob dies auch für den Menschen als Ganzes gilt. Schon die Aufteilung in die verschiedenen Wissenschaftsbereiche zeigt, dass es selbstverständlich ist einzelne Aspekte des Menschen zu untersuchen und zu analysieren. Gerade in den Naturwissenschaften und der Medizin gehen die Fragestellungen immer mehr ins Detail, werden dadurch immer präziser aber auch immer kleinteiliger. D.h. sie führen in der Tendenz weg von einer Gesamtvorstellung des Menschen.

Der umgekehrte Prozess, die vielen Einzelergebnisse wieder zu einem Gesamtbild zu fügen, findet dagegen eher seltener und unzulänglich statt. Diamonds Buch ist ein Versuch diesen Zusammenhang herzustellen. Ist ihm dies gelungen?

Bekanntlich handelt der Mensch immer als ganzer Mensch. Auch wenn einzelne Aspekte dominieren, so ist er immer als ganzer Mensch tätig. Ist ein Mensch mit Liebesdingen beschäftigt – um bei diesem Thema zu bleiben – so tut er dies immer als Individuum mit all seinen Vorlieben und Abneigungen, mit seinen ererbten Möglichkeiten und mit den in Familie, Schule und anderen gesellschaftlichen Bereichen erworbenen Fähigkeiten.

Für Diamond sind Menschen Schimpansen, der dritte Schimpanse ! die verschiedene Fähigkeiten besonders effektiv weiterentwickelt haben. Dies ist sicherlich richtig, aber es ist nur die halbe Wahrheit. Die wesentlich wichtigere Hälfte der Wahrheit ist, dass die Menschen einen qualitativ neuen Entwicklungsschritt aus dem Tierreich hinaus zu ihrem universellen Potential vollzogen haben. Interessanterweise lässt Diamond die eigentliche Menschwerdung mit dem „großen Sprung nach vorn“ beginnen (S. 46 ff)

Demnach hätte sich die Lebensweise der Menschen nicht wesentlich von der der Schimpansen unterschieden bis vor rund 40 000 Jahren in Westeuropa die modernen Menschen auf den Plan traten und Kunst und Fortschritt mitbrachten. Wie war dies möglich? Hatte sich doch der anatomisch moderne Mensch vor rund 200 000 Jahren in Afrika neben anderen Populationen entwickelt. Diamond spricht von dem Paradoxon, dass unser kultureller Aufstieg aus dem Tierreich nicht proportional zu Veränderungen in unserem Erbmaterial verlief. Das Problem wird deutlicher, wenn man die Frage an einem Beispiel erörtert.

Das menschliche Gehirn ist das komplizierteste und effektivste Organ, das die Natur hervorgebracht hat. Und dieses wundervolle Geschenk sollten die Menschen zehntausende wenn nicht sogar hunderttausende von Jahren ungenutzt durch die Gegend getragen haben?

Die Evolution geht sparsam und effektiv mit ihren Ressourcen um. Und gewiss arbeitet sie nicht auf Vorrat. Wie alle anderen Organe muss auch die Entwicklung des Gehirns den Notwendigkeiten evolutionärer Gesetze folgen. So vermutet Mayr, dass der Evolutionsdruck zu Gunsten einer zunehmenden Gehirngröße von der Tatsache ausging, dass die frühen Menschen, die Australopithecinen, gezwungen waren sich bei der Verteidigung gegen Raubtiere ihres Gehirns zu bedienen, weil sie in der Buschsavanne nicht mehr wie ihre Vorfahren auf die Bäume flüchten konnten (Mayr 2003, S. 303).

Generell scheint die Entwicklung eines größeren Gehirns im Verhältnis zur Körpergröße ein durchgängiger Prozess gewesen zu sein. Seit sich der Mensch vor rund 7 Millionen Jahren vom Schimpanse trennte, dessen Gehirn ungefähr das doppelte Volumen eines typischen Säugetiers seiner Größe hatte, ist das Gehirn beim homo erectus auf das Vierfache und beim modernen Menschen auf das sechsfache Volumen eines Säugetiers der vergleichbaren Größe angewachsen (Dawkins 2010, S. 129 ff). So war das Gehirnwachstum bei dem modernen Menschen zu diesem Zeitpunkt zu einem relativen Ende gekommen, der moderne Mensch war sozusagen vor rund 200 000 Jahren „fertig“. Wozu brauchte er die Kapazitäten seines neuen Gehirns?

Um diese Zeit setzte eine andere Entwicklung ein, die für die aufgeworfene Frage von großer Bedeutung ist: Die Menschen lernten sprechen. Dies lässt sich daran belegen, dass der Kehlkopf des Menschen sich weiterentwickelte, er sich absenkte, so dass nun die Artikulation differenzierter Laute, besonders der Vokale, möglich wurde (Reicholf 2004, S 162 ff). Erst das Zusammenspiel von Denken und Sprechen macht den Menschen zum ganzen Menschen. Möglicherweise verweist dies auf einen noch größeren Zusammenhang, der sowohl Grips als auch eine differenzierte Kommunikation erforderte:

Das Leben in der Gruppe, wo es um den Ausgleich zwischen unterschiedlichen Individuen mit verschiedenen Rängen, also Machtverhältnisse geht, sexuelle und soziale Interessen austariert werden, das Aufziehen der Kinder organisiert wird, und mehrere Generationen zusammenleben, erfordert ausgereckte Regeln, die entwickelt und besprochen werden müssen. Außerdem mussten die Alten integriert werden, denn das gesammelte Wissen, über das sie verfügten, konnte (über)lebenswichtig werden. Wenn das keine angemessene Aufgabe für ein großes Gehirn darstellt – was dann?

5. Gehlen und die Soziologie

Wenn Diamond davon ausgeht, dass der Mensch im wesentlichen durch seine Herkunft aus dem Tierreich, als dritter Schimpanse determiniert ist, so vertritt Arnold Gehlen als bedeutender Vertreter der Philosophischen Anthropologie die gegenteilige Position: Nach seiner Auffassung ist der Mensch ein „Mängelwesen, das sich nur im gesellschaftlichen Zusammenhang entwickeln, bzw. überhaupt existieren kann. Beim Menschen gibt es instinktives Verhalten überall da, wo die Organe arbeiten, wie es sich gehört, also beim Saugen des kleinen Kindes, seinen Greifübungen, vielleicht bei der Umarmungsbewegung. Natürlich ist eine instinktive Wurzel des Geschlechtslebens sicher.“

Über diese und wenige andere, allenfalls noch diskutabile Beispiele hinaus aber gilt, dass wir Menschen nur als Kulturwesen kennen, also als tätig in unbeschreiblich vielseitigen, sozial vermittelten Handlungen, d. h. solchen, die ohne andere Handlungen anderer Menschen gar nicht zu verstehen sind, und die man gelernt hat (Gehlen S. 356).

Mit der Annahme der „Weltoffenheit“ und „universalen Plastizität“ der menschlichen Bedürfnisse, die auf die Reduktion der Instinkte zurückzuführen sind, weist Gehlen jegliche Annahme über Grundtriebe und die Aufstellung von Instinktkatalogen entschieden zurück. Der Mensch kann nicht wie das Tier seine Bedürfnisse unmittelbar, sozusagen tierisch-natürlich befriedigen, „denn ihm fehlt der kurze Weg, auf dem die Instinkte des Tieres durch die reizverwandten Sinne hindurch ihre durch die höhere Weisheit der Natur schon bereitliegende Ziele finden“ (Gehlen S. 361).

Dagegen sind die Bedürfnisse des Menschen dadurch gekennzeichnet, dass er ihre Befriedigung aufschieben kann; denn gerade die adäquate Befriedigung erfordert es, die Bearbeitung sachlich-logisch, d. h. die vorhandenen Bedingungen berücksichtigend zu betreiben, um sie nicht durch affektives oder begieriges Verhalten zu gefährden. Weiterhin ist es für menschliche Bedürfnisse charakteristisch, dass sie in der Handlung selbst entstehen. „Und die Antwort ist diese: die menschlichen Antriebe sind entwicklungsfähig und formbar, sie sind imstande, den Handlungen nachzuwachsen, die damit selber zu Bedürfnissen werden“ (S. 363). Zusammenfassend beschreibt Gehlen die Bedürfnisstruktur des Menschen wie folgt: „So wie der Mensch in die Welt, so

dringt die Welt in den Menschen ein, und man kann genauso sagen, dass die erfahrenen, bewältigten, erstrebten, aber auch die verfehlten Sachverhalte im Menschen treiben“ (S. 376).

Einmal davon abgesehen, dass sich die einfache Zuordnung von Instinkt gesteuertem Verhalten bei Tieren und weitgehend von Instinkten befreitem Verhalten bei Menschen kaum durchhalten lässt, wird mit diesen Aussagen deutlich, dass Gehlen eine Art Tabula rasa- Konzeption des Menschen zugrunde legt. Der Mensch kommt als unbeschriebenes Blatt zur Welt, auf das Gesellschaft und Kultur ihre Schriftzüge prägen. Alle Bedürfnisse, die sexuellen eingeschlossen, werden demnach in ihrer spezifisch menschlichen Ausprägung ausschließlich auf die Einwirkung der Gesellschaft zurückgeführt.

Mit der Annahme, der Mensch sei ein Mängelwesen, muss Gehlen als Voraussetzung für seine theoretischen Überlegungen eine biologistische Setzung vornehmen, da auch er an der Tatsache nicht vorbeikommt, dass menschliche Bedürfnisse irgendwie mit biologischen Prozessen verbunden sind. Lersch bringt dieses Problem auf den Punkt, wenn er schreibt: „Eine nähere Analyse der anthropologischen Thesen von Gehlen lehrt jedoch, dass seine ganze Ableitung von Handlungen, Sprache, Kultur und menschlicher Innerlichkeit nicht möglich wäre, wenn er nicht stillschweigend bei dem von ihm so dramatisch geschilderten ‚Mängelwesen‘ Mensch einen unbeugsamen Trieb bzw. Willen zu Selbstbehauptung voraussetzen würde“ (Lersch S. 419).

In Bezug auf die Sexualität führt Helmut Schelsky die Argumentation Gehlens fort und sieht gerade in ihrer biologischen Ungesichertheit und Plastizität die Ursache für die Notwendigkeit der Formung und Führung durch soziale Normierung. „Die kulturelle Überformung der sexuellen Antriebe gehört sicherlich ebenso zu den ursprünglichen Kulturleistungen und Existenzfordernissen des Menschen wie Werkzeug und Sprache, ja, es spricht nichts dagegen, in dieser Regelung der Geschlechts- und Fortpflanzungsbeziehungen des Menschen die primäre Sozialform alles menschlichen Verhaltens zu erblicken“ (Schelsky S. 12).

Wenn nun Menschen, die aufgrund ihrer universalen Plastizität erforderlichen sozialen Normen und Verhaltensweisen erlernt, eingeübt und verinnerlicht haben, wie ist es dann möglich, dass sie jemals diese verinnerlichten Werte in Frage stellen oder gar verändern? Wie war es beispielsweise möglich, dass um 1968 eine junge Generation die bis dahin geltenden, scheinbar

unumstößlichen Vorstellungen und Normen der Sexualmoral radikal in Frage stellte und die Gesellschaften der westlichen Welt nachhaltig veränderte? Der Slogan vom Mai 68: „Denk ich an die Revolution, will ich Liebe machen“ verdeutlicht, wie eng sexuelle Bedürfnisse und politische Aktionen verzahnt waren. „Persönliche und soziale Befreiung gingen also Hand in Hand. Und die wirksamste Methode, die Macht des Staates, der Eltern, der Nachbarn, des Gesetzes und der Konventionen zu brechen und die Beziehungen zu ihnen zu erschüttern, hieß: Sex und Drogen.“ (Hobsbawm S. 418) Sex and Drugs and Rock'n Roll – auf diesen Nenner lässt sich das Lebensgefühl der damaligen Jugend bringen.

Sicherlich gibt es in der Gesellschaft kritische Geister, Philosophen und Vordenker, die Anstöße lieferten. Aber auch diese mussten ja über ein Potential verfügen, das ihnen ermöglichte die kritische Distanz zu überlieferten Normen zu entwickeln.

Vor allen Dingen lässt sich mit dem Ansatz der Philosophischen Anthropologie nicht erklären, warum plötzlich diese Massenbewegung entstand und noch weniger, warum Menschen überhaupt anfangen, gesellschaftliche Verhältnisse, herrschende Normen oder politische Institutionen in Frage zu stellen. Was veranlasst sie zu revoltieren?

Albert Camus hat unter der Überschrift „Revolte“ eine unvergleichliche Beschreibung geliefert, die ich dem Leser nicht vorenthalten möchte: „Diese Auflehnung gibt dem Leben seinen Wert. Erstreckt sie sich über die ganze Dauer einer Existenz, so verleiht sie ihr ihre Größe. Für einen Menschen ohne Scheuklappen gibt es kein schöneres Schauspiel als die Intelligenz im Widerstreit mit einer ihm überlegenen Wirklichkeit. Das Schauspiel des menschlichen Stolzes ist unvergleichlich“ (Camus S. 50): Starke Worte! Camus klärt die Revolte auf dem Hintergrund seiner politisch-philosophischen Weltsicht als Besonderheit des „absurden Menschen“.

Nach meinem Verständnis gehört die Revolte als konstituierendes Merkmal zur Natur des Menschen. Getrieben seine universelle Natur zu realisieren stößt der Mensch ständig und naturnotwendig an Grenzen seines natürlichen oder gesellschaftlichen Umfeldes. Er ist also ständig gezwungen gegen diese Grenzen anzugehen und zu versuchen diese zu überwinden. Im alltäglichen „Kleinkrieg“ enden diese Versuche meistens mit geballten Fäusten in den Hosentaschen. Manchmal sind sie erfolgreich oder enden vor dem Richter.

Sind genug Gemeinsamkeiten vorhanden, werden Kämpfe politisch, auf der Straße oder in Streiks ausgetragen. Als Revolutionen schaffen es nur die historischen Kämpfe in die Schulbücher. Will damit sagen: Der Kampf um ein besseres Leben, um optimale Realisierung der menschlichen Möglichkeiten, sowohl im Alltag wie in der Politik, gehört genuin zum menschlichen Leben. Revolte kann heroisch werden, aber zunächst einmal ist sie alltäglich.

Zugegeben: Es gibt Menschen, die scheinbar nicht mehr kämpfen. Vielleicht haben sie sich aufgegeben, aber da müsste man schon genauer hinschauen.

TEIL II. WOHER KOMMEN WIR?

6. Soziale Egoisten – Leben in der Gruppe

Überblickt man die menschliche Geschichte, so lässt sich ein Prozess zunehmender Vergesellschaftung nicht übersehen. Vor der Entstehung erster Dörfer über das Zusammen Wachsen in Stämmen, der Entstehung erster Staaten in Ägypten und Mesopotamien, der Entwicklung moderner Nationalstaaten bis hin zu den aktuellen Schüben der Globalisierung scheint dieser Prozess stetig zunehmend, unaufhaltsam und unumkehrbar zu verlaufen, quasi naturwüchsig. Selbst gegenläufige Geschehnisse wie Epidemien und Naturkatastrophen, Kriege und Völkermordexzesse konnten diese Entwicklung lediglich verlangsamen oder zeitweilig aufhalten.

Doch nach jeder Katastrophe haben die Menschen sich wieder aufgerichtet – und es ging weiter: mit dem Leben und mit der Vergesellschaftung. Parallel dazu verlief eine konträre Entwicklung: Die einzelnen Menschen, die Individuen haben sich immer mehr Rechte und Freiheiten genommen, erkämpft und bekommen. Zwar verlief diese Entwicklung sehr unterschiedlich, und es gab lange Phasen in der Geschichte, während derer großen Menschengruppen die meisten Rechte abgesprochen wurden, wie z. B. den Sklaven in den großen Sklavenhaltergesellschaften oder den Bauern in langen Phasen des europäischen Mittelalters.

Aber mit Beginn der Renaissance in den italienischen Stadtstaaten, mit den Auswirkungen des Protestantismus in weiten Teilen Europas erhielt dieser Prozess einen ungeahnten Schub und die Entwicklung zu mehr individueller Selbständigkeit scheint unaufhaltsam.

Doch individuelle Freiheiten haben nicht nur positive Seiten. Politisch und wirtschaftlich Mächtige haben ihre Möglichkeiten immer auch zu ihren Gunsten genutzt und teilweise egomanische Exzesse zelebriert. Derzeit lässt sich dies an der Haltung der großen Bänker im Zuge der neoliberalen Entwicklung beobachten: Nicht zufällig haben sich die Herren – Damen waren auf diesen höheren Etagen eh kaum vertreten – als „masters of universe“ gesehen. Geht es noch größerenwahnsinniger?

Wenn sie auch durch die Bankenkrise im Jahre 2008 ziemlich kleinlaut wurden, zeigt dies Beispiel, in welche egozentrische Dimensionen sich Individuen versteigen können, wenn gesellschaftliche Regelmechanismen fehlen.

Da beide Dimensionen, gesellschaftliche wie individuelle, man kann auch von sozialen und egoistischen sprechen, in allen Individuen angelegt scheinen und im Laufe des Lebens unterschiedlich ausgeprägt werden, die Gewichte sich mal auf die eine, mal auf die andere Seite neigen, entzünden sich an den unterschiedlichsten Anlässen immer wieder ähnliche Diskussionen, die sich in der Regel auf die Frage zuspitzen: Ist der Mensch Egoist oder soziales Wesen, Anton Schlecker oder Mutter Teresa? Um der Antwort auf diese Frage näher zu kommen, begeben wir uns jetzt einige hunderttausend Jahre zurück in die Geschichte und schauen uns die Menschwerdung an.

Menschen sind Egoisten, keine Frage. Wie alle anderen Lebewesen auf unserem Planeten unterliegen wir dem Prinzip Eigennutz: das eigene Überleben hat Priorität, wenn nötig auch auf Kosten anderer (vgl. Wickler, Seibt 1991). Ein Krankheitskeim nistet sich ein ohne Rücksicht darauf, wie es dem Wirt ergeht. Gnu ziehen dem wachsenden Gras hinterher ohne zu fragen, ob es je wieder nachwachsen wird. Löwen schlagen einen jungen Büffel ohne zu bedenken, dass er erst einige Tage alt ist.

Individuen einer Spezies, die nicht zuerst an das eigene Überleben denken, hätten nicht eine Generation überlebt. Selbst das Einfühlungsvermögen, also die Fähigkeit zu verstehen, wie andere Lebewesen reagieren, ist unter dem Aspekt des Eigennutzes entstanden. Nur wenn der Löwe weiß, dass das Büffelkalb noch neugierig, naiv und unbeholfen ist, und dass er es von seiner Mutter trennen muss, kann seine Jagd erfolgreich sein.

Aus eben diesem Grund, wegen der machtvollen Wirkung des Eigennutzes leben die meisten Lebewesen allein und treffen sich nur zeitweise zu Paarung oder leben als Kinder bei der Mutter bis sie erwachsen sind, um sich dann von ihr zu trennen.

Offensichtlich ist das Prinzip Eigennutz sehr erfolgreich, bzw. sogar so erfolgreich, dass keine andere Kraft dagegen bestehen kann. Dennoch haben sich im Laufe der Evolution immer wieder Gruppen bei den verschiedensten Tierarten entwickelt, was eigentlich dem Prinzip Eigennutz widerspricht, denn wenn alle Individuen nur ihre eigenen Interessen verfolgen, wird jede Gruppe im Nu auseinandergesprengt. (Die Insekten und vor allem solche mit hoch entwickelten Gemeinschaften, wie Ameisen und Bienen lasse ich hier mal außen vor.)

Die einfachste Form der Gruppe ist ein Zusammenleben aus Schutz vor Fressfeinden wie bei den eben genannten Gnuen, die in riesigen Herden umherziehen, aber sonst nicht viel miteinander zu tun haben. Eine Gnumutter kümmert sich nur um ihr eigenes Kalb und weist fremde ab. Ein Kalb, das sich während einer Flucht verirrt oder in der riesigen Herde seine Mutter nicht findet, hat schlechte Karten. Ab und an gibt es Streitereien zwischen einzelnen Bullen, wenn es darum geht, ein attraktives Weibchen zu erobern.

Mit letzterem Hinweis wird deutlich, warum es für Lebewesen ziemlich schwierig ist, eine Gruppe zu bilden. Eine differenzierte Gruppe, aus der wir Menschen schließlich entstanden sind, muss viele und komplizierte Aufgaben erfüllen:

- Zunächst einmal muss sie nach außen erfolgreich sein, d. h. sie muss das Überleben besser sichern, als wenn die betreffenden Lebewesen einzeln leben würden. Dazu gehört auch unter Umständen ein Revier erfolgreich zu verteidigen.
- Nach innen müssen die Individuen lernen – und das ist bestimmt die härteste Nuss – ihren Eigennutz zu zügeln. Die Gruppe gibt sich eine bestimmte Hierarchie, die sich im Laufe des Zusammenlebens entwickelt, in der die einzelnen Tiere ihre Rolle erkämpfen bzw. zugewiesen bekommen.
- Das Sexualverhalten muss regeln wie männliche und weibliche Tiere miteinander umgehen: Was nutzt eine Gruppe, wenn sie beim ersten Streit zwischen zwei dominanten Männchen auseinanderfliegt?
- Schließlich muss die Aufzucht des Nachwuchses gesichert werden. Nur wenn die Gruppe sich erfolgreich fortpflanzen kann, ist ihre Existenz auch langfristig gesichert.

Jede Aufgabe ist an sich schon ziemlich kompliziert, teilweise widersprechen sich die einzelnen Aspekte, in ihrer Gesamtheit scheinen sie eine kaum lösbare Gemengelage. Und doch hat die Natur Lösungen gefunden.

Bei den Säugetieren fallen vor allem Löwen und Elefanten auf, die eine differenzierte Gruppenstruktur entwickelt haben, die bei den Elefanten sogar soweit geht, gemeinsame Trauerrituale für ein totes Herdenmitglied abzuhalten.

Die großen afrikanischen Menschenaffen, die mich hier vor allem interessieren, leben ausschließlich in differenzierten Gruppen. Das bedeutet, dass ver-

mutlich schon in der Genstruktur vorgegeben ist, was die einzelnen Jungtiere dann auch im Alltag von den älteren Artgenossen vorgelebt bekommen, und sie in ihren Lernprozessen nachvollziehen: Das Leben in der Gruppe ist für sie selbstverständlich, und kein Individuum käme von sich aus auf die Idee, das Leben allein bestreiten zu wollen.

Allerdings gibt es zwischen den drei afrikanischen Menschenaffen Gorilla, Schimpanse und dem Zwergschimpansen (Bonobo) deutliche Unterschiede in der Struktur ihrer jeweiligen Gruppen.

Gorillas leben in Gruppen mit bis zu 40 Tieren zusammen. In der Regel übernimmt ein dominantes Männchen (der Silberrücken) die Führungsrolle und verteidigt die Gruppe gegen Angreifer und Eindringlinge. Die Gruppe besteht somit aus mehreren Weibchen, deren Nachwuchs und noch nicht erwachsenen Männchen. Nur der Silberrücken nimmt sich das Recht die Weibchen zu beglücken und ist somit das einzige Männchen, das sich fortpflanzt. Männchen und Weibchen, die erwachsen werden, verlassen in der Regel ihre Geburtsguppe und suchen sich neue Gruppen.

Schimpansen leben in Großgruppen, die sich bei der Nahrungssuche oft in kleinere Gruppen aufteilen. Die Gruppe wird von mehreren dominanten Männchen geführt, die sich natürlich auch die Vorrechte in allen sexuellen Angelegenheiten nehmen. Schimpansen können sich wie Gorillas das ganze Jahr über fortpflanzen. Bei den Schimpansenweibchen zeigt sich die fruchtbare Zeit in einer deutlichen Schwellung des Gesäßbereiches. (Dieses Detail wird noch von Interesse sein, wenn es um die Sexualität beim Menschen geht.)

Auch Bonobos (Zwergschimpansen) leben in Gruppen, haben aber eine ganz andere Gruppenstruktur als Schimpansen. Sie benutzen Sex um andere zu besänftigen, soziale Kontakte zu pflegen oder ihre Dominanz zu festigen, selbst wenn es sich um Kleinkinder handelt. Der Primatenforscher Frans de Waal hat den Unterschied zwischen Schimpansen und Bonobos folgendermaßen beschrieben: „Der Schimpanse löst sexuelle Angelegenheiten mit Macht; der Bonobo löst Machtfragen mit Sex ...“ (Dawkins S. 163)

Die drei Beispiele aus dem Leben unserer nächsten Verwandten zeigen, wie unterschiedlich Sexualverhalten und Machtfragen und deren Verhältnis zueinander in den jeweiligen Gruppen gelöst werden, ohne dass die Gruppe als solche in Frage steht.

Damit komme ich zum Menschen: Die Tatsache, dass man bei Menschen, sowohl was sexuelle Verhaltensweisen als auch Fragen der Macht betreffen, die ganze Variationsbreite des bei allen Menschenaffen geschilderten Verhaltens und daneben noch viele weitere Verhaltensmöglichkeiten findet, verweist auf den entscheidenden Unterschied: Menschen besitzen universelles Potential, sie sind genetisch nicht auf einen Verhaltenskomplex festgelegt. Ein Gorilla bleibt Gorilla, er kann nicht aus seiner Haut. Auch ein Mensch kann nicht aus seiner Haut, aber er kann in einem Harem je nach Geschlecht als Haremsdame, Sultan oder Eunuch leben, in einem patriarchalisch strukturierten Familienverband oder in einer modernen Zweierbeziehung. Er kann das, weil seine genetische Struktur es ihm erlaubt – sie ist universell – und weil die gesellschaftlichen Bedingungen in der jeweiligen Gesellschaft so sind wie sie sind. Er kann diese Gegebenheiten akzeptieren oder er kann dagegen opponieren.

Bei allem Unterschied haben wir aber doch eine große Gemeinsamkeit mit unseren afrikanischen Verwandten: Auch wir brauchen die Gruppe. Und wir brauchen sie nicht nur in der Weise wie unsere Verwandten, sondern in einer ganz neuen Art und Weise: Mit der Menschwerdung treten wir in die Geschichte ein, die Gesetze der Evolution werden von ökonomischen, sozialen und kulturellen Determinanten überlagert. Dadurch bekommt unsere Zugehörigkeit zu einer Gruppe eine neue Qualität. Mit einem ironischen Schlenker hat Marx auf dieses Neue hingewiesen: „Wir müssen bei den voraussetzungslosen Deutschen damit anfangen, dass wir die erste Voraussetzung aller menschlichen Existenz, also auch aller Geschichte konstatieren, nämlich die Voraussetzung, dass die Menschen imstande sein müssen zu leben, um ‘Geschichte machen’ zu können. Zum Leben aber gehört vor allem Essen und Trinken, Wohnung, Kleidung und noch einiges andere. Die erste geschichtliche Tat ist also die Erzeugung der Mittel zur Befriedigung dieser Bedürfnisse, die Produktion des materiellen Lebens selbst, und zwar ist dies eine geschichtliche Tat, eine Grundbedingung aller Geschichte, die noch heute, wie vor Jahrtausenden, täglich und ständig erfüllt werden muss, um die Menschen nur am Leben zu erhalten“ (MEW 3 S. 28).

Menschen fingen an Werkzeuge herzustellen – wenn es am Anfang auch nur ein Faustkeil, ein roh bearbeiteter Steinklotz war – Rituale und Erkenntnisse über ihre Lebensumwelt wie Klima, Pflanzen und Tiere an ihre Kinder und weitere nachfolgende Generationen weiter zu geben, konnten dadurch

ihre Lebenssituation verbessern, wurden aus evolutionärer Sicht überlebens tüchtiger und arbeiteten sich dadurch gleichzeitig aus der Natur heraus. Sie traten in die Geschichte ein. Die Gruppen entwickelten eine Kultur, also eine Art und Weise des Zusammenlebens, die über Jahrhunderte oder gar Jahrtausende tragfähig war, d. h. das Überleben optimal garantierte. Auf diese Weise entwickelte sich im Prozess der Menschwerdung aus den Notwendigkeiten des in Gruppen Lebens die gesellschaftliche Natur des Menschen, die untrennbar mit der kulturellen Entwicklung verbunden in die Geschichte führt. So konnten, nachdem der moderne Mensch auf den Plan getreten war, aus Gruppen Horden und Stämme und schließlich Städte und Nationen werden. Und wenn wir heute über das Vereinte Europa streiten, gehen wir – wenn auch manchmal mühselig – lediglich einen weiteren Schritt in der Vergesellschaftung des Menschen.

Die gesellschaftliche Natur wird keineswegs nur „von außen“ an die Menschen herangetragen, wie manche neoliberalen Ansichten glauben machen möchten, sondern ist tief in unserer biologischen Verfasstheit verankert: Dies haben die Untersuchungen zur emotionalen Intelligenz (Goleman 1997) und vor allem die Entdeckung der sogenannten Spiegelneuronen (Bauer 2006) ein drucksvoll bestätigt. Spiegelneuronen sind Nervenzellen, die eine bestimmte Aktivität realisieren können, die aber auch dann aktiv werden, wenn man nur mit ansieht, wie ein anderes Individuum diese Handlung vollzieht (Bauer, S. 23).

Wenn es um Mitgefühl geht, bewirken die Spiegelneuronen eine eindeutige Aktivität: „Es zeigt sich also auch hier eine Reaktion, als hätte die Versuchsperson die beim Partner beobachteten Schmerzen selbst erlebt“ (Bauer S. 48).

Weitere Belege finden sich in der neueren Hormonforschung. Das Hormon Oxytocin ist offensichtlich für viele Verhaltensweisen wie Zutrauen, Mitgefühl, Empathie und Liebe mitverantwortlich. Die Forschungsergebnisse haben dazu geführt, dass Oxytocin in der Öffentlichkeit gelegentlich als Orgasmushormon, Kuschelhormon oder Treuehormon diskutiert wird. Tatsächlich ist die Signifikanz für Fühlen und Handeln in zahlreichen Studien bestätigt, allerdings ist zu beachten, dass psychische Zustände wie zum Beispiel „Liebe“ keinen einheitlichen biologischen Phänomenen entsprechen“ (Wikipedia vom 15.02.12).

Noch viel weiter geht der bereits zitierte Frans de Waal, wenn er in einem Interview erklärt, dass sogar der sogenannte Killerinstinkt des Menschen eher

einer Wunschvorstellung hartgesottener Militaristen als einer biologischen Tatsache entspricht.

„Empathie ist tief verwurzelt in uns. Auch gegenüber unseren Feinden, und auch, wenn uns befohlen wird, sie zu töten. Man spricht viel vom Killerinstinkt des Menschen. Aber wir wissen, dass die große Mehrzahl der Tötungen in einem Krieg von ein bis zwei Prozent der Soldaten vorgenommen wird. Das sind in etwa so viele, wie es Psychopathen in der Gesellschaft gibt.“ Der Psychopath kann einfacher töten, „weil er nur die kognitive Fähigkeit zur Empathie hat, nicht aber die emotionale“ (Berliner Zeitung 30.04/01.05. 2011).

Wenn man nun all diese Fakten und Überlegungen überblickt, scheint es als sei man der Beantwortung der Frage, ob der Mensch nun von seiner biologischen Verfasstheit Egoist oder soziales Wesen ist, keinen Schritt weitergekommen. Es bleibt nur eine einzige Schlussfolgerung: Die Frage ist falsch gestellt, der Mensch ist beides. Er ist eigennützig und emphatisch. Und aufgrund seiner universellen biologischen Ausstattung kann er sich unter bestimmten historisch-gesellschaftlichen Bedingungen in beide Richtungen ins Extrem steigern.

So sehen wir derzeit auf der einen Seite einen Baschar al-Assad, der eher bereit ist, sein Land zu ruinieren und viele seiner Landsleute abzuschlachten als auf seinen Ego-Trip und seine Privilegien zu verzichten. Auf der anderen Seite erleben wir Menschen, die selbstlos ihr ganzes Leben oder Teile ihrer Lebenszeit als Ärzte, Missionare oder in anderen Berufen dem Dienst an anderen Menschen widmen. Es hängt also vor allem von den gesellschaftlichen Bedingungen und den Gegebenheiten seiner Sozialisation und Erziehung ab, ob ein Mensch zum Egoisten, Geizhals oder empathischen Menschen wird und inwieweit es ihm gelingt, beide Pole in ein harmonisches Verhältnis zu bringen.

Im übrigen liegt es auch an jedem von uns moralische Standards und Gesetze zu entwickeln, die extreme Egotrips, die auf Kosten anderer gehen, unmöglich machen.

7. Australopithecus – Der aufrechte Gang

Im Jahr 1974 fanden der Anthropologe Donald Johanson und seine Mitarbeiter im Afar-Dreieck in Äthiopien Teile eines Skeletts, das als weibliches Individuum der Art *Australopithecus afarensis* eingestuft wurde. Das Fossil wurde Lucy genannt, weil damals der Beatles-Song Lucy in the Sky with Diamonds im Camp der Forscher häufig auf einem Kassettenrecorder abgespielt wurde. Lucy's Alter wurde auf 3,2 Millionen datiert. Sie wog wohl etwas über 25 Kilogramm und war knapp 1,25 Meter groß. Bau des Beckens, der Oberschenkelknochen und die relative Länge von Armen und Beinen zeigten: Lucy ging aufrecht.

Auf den ersten Blick mag *Australopithecus* als großer Schimpanse durchgehen, auch was die Schädelgröße und damit die Gehirnmasse von etwa 400 bis 500 Kubikzentimeter angeht, doch beim genaueren Hinsehen zeigt sich der entscheidende Unterschied: der aufrechte Gang. Zwar gehen auch Gorillas und Schimpansen streckenweise aufrecht, doch sie müssen immer wieder die verhältnismäßig langen Arme zu Hilfe nehmen und sich auf den Fingergelenken abstützen (Knöchel-Gang). Ihr gesamter Körperbau zeigt, dass ihr eigentlicher Lebensraum die Baumkrone ist, und sie nur ab und zu auf den Erdboden kommen und noch seltener aufrecht gehen. Sie sind Waldbewohner (Reichholf 2004 S. 39 ff)

Ganz anders *Australopithecus*, und das hat seinen Grund: Im Laufe der Jahrhunderten nach dem Untergang der Saurier veränderte sich das vorherrschende Klima grundlegend. Es wurde kühler und trockener, die dominierenden Wälder gingen zurück, es entstanden Savannen und Steppen. Die große Gruppe der Gräser erlebte einen rasanten Aufschwung: Da ihr Vegetationsschwerpunkt im Unterschied zu den Blütenpflanzen unter der Erde liegt, kommen sie gut mit wenig Wasser aus und können sich besser an saisonale und jahreszeitlich bedingte Unterschiede der Niederschläge anpassen. Das lässt sich schon daran ersehen, wie schnell Landschaften nach einem Regenguss plötzlich ergrünen, wo vorher scheinbar nur Wüste war. Hinzu kommt, dass Grasländer die Beweidung durch Großtiere regelrecht brauchen, da ansonsten die absterbenden Halme zu einer dichten Matte verfilzen würden, die das Nachwachsen junger Halme verhindern. So entstanden die von Großtieren

und ihnen „entsprechenden“ Raubtieren besiedelten Steppen und Savannen, wie wir sie heute noch in Ostafrika, in der Serengeti und anderen Naturparks als kläglichen Rest erleben können.

Es entstehen also erdgeschichtlich gesehen riesige neue Räume, natürlich auf Kosten der Wälder, und für die große Säugetiergruppe der Primaten stellt sich die Frage, wie die neuen Räume genutzt werden können. Wobei sich sofort die weitere Frage anschließt, warum diese Reaktion mit Australopithecus vor rund 6 Millionen Jahren so spät erfolgte, wo doch die neuen Räume schon während des Miozäns vor rund 20 Millionen Jahren existierten.

Immerhin hat auch eine andere Affenart, der Pavian, Savannen und Steppen besiedelt, ohne dass sie dafür einen aufrechten Gang entwickelt hat, wobei auch hier keine Belege bzw. Fossilien aufzufinden sind, die eine Bevölkerung vor der Zeit von Australopithecus beweisen könnten.

Wie auch immer: Australopithecus ging auf zwei Beinen und bildete seinen Körper um. Aus den Greiffüßen, die für die Bewegung in Baumkronen bestens geeignet waren, wurden Füße, die zum Gehen auf dem Boden und zum Abfangen des Körpergewichtes gestaltet waren. Die Wirbelsäule wurde flexibler und senkrecht gehalten, das Becken beweglicher. Und – die Arme und Hände konnten jetzt ganz andere Aufgaben übernehmen. Und – die Augen konnten jetzt in die Ferne schweifen und die weiten Räume der Savannen erforschen.

Dawkins erwähnt und beschreibt mehr als zehn verschiedene Hypothesen (Dawkins S. 141ff), die mehr oder weniger umstritten und plausibel das Entstehen des aufrechten Ganges erklären sollen.

Sie reichen von der Theorie der sexuellen Selektion, nach der Australopithecus sich aufrichtete um seinen Penis zu zeigen, über den Vorteil der Befreiung der Hände bis zum Fressen in Hockstellung. Nach der Auffassung von Jonathan Kingdom verlangt seine Theorie keine großen Vorannahmen, sondern erklärt aus dieser Hockstellung die verschiedenen anatomischen Veränderungen, die dann später einen einfachen Übergang zum aufrechten Gang ermöglichen.

Der Aspekt der freien Hände beim aufrechten Gehen scheint mir besonders interessant, da er weitreichende Konsequenzen hat. So sind die Hände frei und können Steine und Stöcke als erste primitive Werkzeuge nutzen. Außerdem können die freien Hände wertvolle Nahrung wie Knollen, Insekten

oder Fleisch zu Frau und Kind bringen, die durch das Stillen ihres Säuglings nicht an größeren Suchaktionen nach Nahrung teilnehmen kann. Indem er Frau und Kind besser ernährt, erhöht er ihre Überlebenschancen. „Ein Mann, der viel Nahrung nach Hause bringt, verschafft sich also einen unmittelbaren Fortpflanzungsvorteil gegenüber einem Rivalen, der Nahrung nur da zu sich nimmt, wo er sie findet“ (Dawkins S. 145). Aber er konnte die wertvolle Nahrung auch einem anderen Gruppenmitglied bringen, das ihm dadurch einen Gefallen schuldet, wenn das Glück Fleisch oder Insekten zu finden, einmal anders verteilt war. Unbeabsichtigt wurde dadurch auch der Zusammenhalt der Gruppe bestärkt.

Möglicherweise war das Verhältnis zwischen aufrechtem Gang und freier Beweglichkeit der Hände ein sich selbst verstärkender Prozess: Wenn unser Vorfahr erst einmal die Vorteile der freien Hände erkannt hatte, wurden sie auch immer öfter in dieser Weise genutzt und beschleunigten dadurch den Umbauprozess der gesamten Anatomie. Selbstverständlich muss dies als Ausleseprozess über viele Generationen betrachtet werden, in dem die Individuen sich am erfolgreichsten fortpflanzten, die ihre Hände am geschicktesten einsetzten.

Eine außerordentliche interessante Auffassung zu Entstehung des aufrechten Ganges vertritt die Autorin Elaine Morgan. Nach ihrer Theorie hat unser Urahne eine längere Phase als Wasserbewohner im Küstenbereich durchgemacht und über die Jahrhundertausende entsprechende körperliche Veränderungen vollzogen. Morgan zählt eine beeindruckende Anzahl dieser Veränderungen auf (Morgan S. 24ff): So sei unsere Nasenform, die bei keiner anderen Affenart zu finden ist, ein kunstvolles Knorpeldach, das dazu diente das Wasser abzuleiten und die Nasenhöhlen zu schützen. Das Stirn Runzeln, das ebenfalls nur dem Menschen eigen ist, diente dazu die Augen vor dem im Wasser funkeldenden Sonnenlicht zu schützen. Und unsere Tränen rührten wie bei vielen Seevögeln, bei Salzwasserkrokodilen und Robben aus der Zeit als Meeresbewohner und hatte die Aufgabe das Salz, das mit dem Meerwasser aufgenommen wurde, wieder auszuscheiden. Ob die Schweißdrüsen eine ähnliche Aufgabe hatten, die ja sonst in der Wasserwelt wenig Sinn ergäben, lässt Morgan offen. Die äußere Erscheinung veränderte sich dramatisch: Da ein nasses Fell beim Schwimmen eher hinderlich ist, verlor unser Urahnen seinen Pelz wie viele andere Säuger, die vom Land zurück ins Meer gewandert sind,

wie z. B. Delphin, Flusspferd oder Walross (S. 33) Statt dessen entwickelte er, um sich im Wasser warm zu halten eine Fettschicht, das Unterhautfettgewebe, das bei keinem anderen Primaten zu finden ist.

Die nackte Haut förderte auch die Entwicklung der Brüste, denn da nun kein Fell mehr vorhanden war, an dem das Baby sich hätte festhalten können, entwickelten sich die Brüste, die die Milch näher an das Baby in der Armebeuge brachte und zudem für die kleinen Hände einen griffigen Halt ergaben.

Selbst die sexuelle Begegnung von Angesicht zu Angesicht bekommt so eine andere Bedeutung: „Denn wenn Sie sich erst vergegenwärtigen, dass praktisch alle Landsäugetiere die sexuelle Annäherung von hinten und praktisch alle Wassersäuger die frontale Annäherung dabei benutzen, dann werden Sie mindestens argwöhnen, dass das nicht reiner Zufall sein kann“ (S. 70).

Morgan führt noch viele weitere Beispiele physiologischer Veränderungen an, die ihrer Meinung darauf hinweisen, dass es eine Phase in der Entwicklung zum Menschen gegeben haben muss, in der unsere Vorfahren im Meer und an den Küsten Ostafrikas lebten. Das Argument, das mich am meisten beeindruckt hat, war ihr Hinweis auf den Unterschied zwischen Wasser und Land bewohnenden Arten im Hinblick auf ihr Spiel- und Neugiererverhalten: „Die meisten Arten, die ins Wasser zurückgegangen sind, scheinen unendlichen Spaß am Leben zu haben“ (S. 79) Zwar spielen alle Säugetiere mehr oder weniger in ihrer Kindheit. Doch den Menschen zeichnet aus, dass er dieses Spiel- und Neugiererverhalten quasi sein ganzes Leben beibehält, ja dass es für die Entwicklung der menschlichen Kultur konstituierend wird.

Fest steht in jedem Fall, dass Australopithecus aufrecht gehend durch die ostafrikanische Savanne gezogen ist und dadurch viele Vorteile hatte. Fest steht auch, dass er durch diesen Prozess ein ungeahntes Entwicklungspotential freigesetzt hat (vgl. Mayr 2003 S. 293 ff).

8. Mama Afrika – Ur-Heimat Afrika

Kommen wir Menschen aus Afrika? Oder ist der Mensch an verschiedenen Orten der Erde unabhängig voneinander entstanden? Diese Fragen wurden lange und ausgiebig in Kreisen der Wissenschaft und der interessierten Öffentlichkeit diskutiert, ohne dass eindeutige Beweise für die eine oder andere Position vorlagen. Zwar gab es reichliche Fossilfunde in Afrika, aber

auch in Südostasien fanden sich Fragmente menschlicher Skelette, auf deren Grundlage nicht ausgeschlossen werden konnte, dass sich dort ebenfalls eine unabhängige Entwicklung zum Menschen vollzogen hätte.

Später richteten sich die Hoffnungen auf die Genetik und ihre Möglichkeiten durch die Analyse der Gene weit in die Vergangenheit zurückzuschauen. Doch an diesem Punkt kamen die Wissenschaftler nicht weiter: Liegt es doch in der Natur der Gene, dass sie sich bei jeder Zeugung neu mischen, so dass keine eindeutigen Pfade in die Vergangenheit zu ermitteln waren. Und nicht nur die Gene mischen sich, auch die Menschen der verschiedensten Rassen sorgten untereinander für Nachwuchs. Es gibt keine Rasse, die ihr Erbgut völlig unbeeinflusst von anderen Rassen weitergegeben hat.

Doch im Jahr 1987 ereignete sich eine wissenschaftliche Sensation, die breit in der Öffentlichkeit diskutiert wurde: Allan Wilson, Biochemiker an der Universität von Berkeley in Kalifornien, hatte sich in seiner Arbeit auf die Mitochondrien, die Kraftwerke der Zellen konzentriert. Eigentlich liegt es nahe, wenn man nach Erbinformationen sucht, im Genom des Zellkerns zu suchen. Die Mitochondrien bewegen sich jedoch außerhalb des Zellkerns im Zellplasma. Als Wilson sie nun genauer untersuchte, machte er zwei verblüffende Entdeckungen.

Zunächst stellte er fest, dass die Mitochondrien eigenes, vom Zellkern unabhängiges Erbgut besitzen. Da diese in einem relativ stabilen Umfeld leben, das sich möglicherweise seit Millionen von Jahren kaum geändert hat, erfolgt auch die Mutation, die bei der „Geburt“ von Mitochondrien immer passiert, in so winzigen Schritten, dass die Weitergabe der Erbinformationen über sehr lange Zeiträume zurückverfolgt werden kann. Wenn diese Veränderungen auf bestimmte Zeitspannen geeicht sind, kann man Aussagen über bestimmte

historische Zusammenhänge treffen. In der Wissenschaft nennt man diesen Vorgang das „Ticken der molekularen Uhr“ (Reicholf S. 13 ff).

Die zweite große Entdeckung, die Allan Wilson machte, war noch verblüffender als die erste: Während sich bei der Befruchtung der menschlichen Eizelle mit der Samenzelle das Erbgut des Vaters mit dem der Mutter mischt, passiert dies bei den Mitochondrien gerade nicht. Bei der Befruchtung werden keine Mitochondrien des Mannes weitergereicht. D.h. diese werden ausschließlich von den Müttern über die Töchter zu den Enkelinnen weitergegeben. Es entsteht eine rein weibliche Linie. Ausgerechnet über die Frauen ! Mit diesen Entdeckungen war nun eine für die Erfordernisse der genetischen Analyse reine d. h. unvermischt Linie gefunden, die viel weiter als die menschliche Entwicklung zurückreicht.

Ohne nun weiter auf Details der genetischen Analyse einzugehen, lässt sich folgendes Ergebnis festhalten: Aus der Untersuchung der Änderungen in der DNS der Mitochondrien lassen sich zwei Gruppen unterscheiden: Bei den Afrikanern, also allen in Afrika lebenden Menschen, lassen sich größere Unterschiede im Vergleich zu allen anderen Menschen feststellen. Nach dieser Analyse werden also die Menschen in die Afrikaner auf der einen Seite unterschieden und alle anderen Menschen auf der anderen Seite. Dies lässt den Schluss zu, dass in Afrika die frühesten Menschen in den unterschiedlichsten Entwicklungsstufen lebten und leben und deshalb die größeren Unterschiede im DNS ihrer Mitochondrien aufweisen.

Reicholf vergleicht die Entwicklung mit einem Baum: Die Wurzeln befinden sich in Afrika. Der Stamm steht im Norden der arabischen Halbinsel. Durch ihn mussten alle wandernden Menschengruppen hindurch um dann die verschiedenen Richtungen nach Europa, Asien, Südostasien und Australien, und schließlich Amerika einzuschlagen. Letztere wären dann die großen Äste des Baumes (vgl. Reicholf S. 18f).

Damit wäre die eingangs gestellte Frage beantwortet: Wir Menschen kommen aus Afrika - und haben die ganze Welt besiedelt. Unsere Vorfahren haben im mehreren Wanderungswellen Afrika verlassen und sind zunächst nach Europa und Asien „ausgewandert“. Dawkins bezieht sich auf seinen Kollegen Alan Templeton, der nicht nur zwei, wie bisher angenommen, sondern drei große Auswanderungen aus Afrika konstatiert. So ist *Homo erectus* zweimal, vor rund 1,7 Millionen Jahren und vor 600 000 Jahren,

ausgewandert. Vor rund 100 000 Jahren begab sich *Homo sapiens* auf die große Reise (Dawkins S. 93 ff).

Wie ist es aber möglich, dass ein Bewohner des tropischen Afrika in die kälteren Klimazonen vordringt und dort nicht nur überlebt, sondern sich weiterentwickelt? Kann man sich vorstellen, dass eine Horde Schimpansen in den Pfälzer Wald einwandert und dort überleben kann? Sie würde den ersten Winter wohl nicht überleben.

9. Homo habilis – Das große Gehirn

Den geschickten Menschen, Homo habilis, treffen wir vor rund zwei Millionen Jahren in der afrikanischen Savanne. Er unterscheidet sich von Australopithecus durch sein im Verhältnis größeres Gehirn. Wenn hier die Entwicklung des Menschen in groben Zügen skizziert wird, darf man nicht übersehen, dass es sich um Abstraktionen handelt, die die wichtigsten Entwicklungsstationen markieren sollen. Die wirkliche Entwicklung muss man sich eher wie einen Baum mit zahlreichen Ästen unterschiedlicher Stärke vorstellen. Alle Äste waren zu unterschiedlichen Zeiten lebendig, aber bis auf einen Ast sind heute alle ausgestorben. Auf dem sitzen wir heutigen Menschen. Das Wachstum verlief in kleinen Schritten, so dass einzelne Individuen, die an der Grenze zwischen zwei fossilen Arten lebten, oft nicht eindeutig zuzuordnen sind.

Ich komme zurück zu der Größe des Gehirns. Generell scheint die verhältnismäßige Größenentwicklung des Gehirns im Laufe der Evolution ein durchgehender Entwicklungsprozess zu sein, der sich mit den Primaten, insbesondere den Menschenaffen noch einmal beschleunigt. „Das Gehirn des Menschen ist also selbst nach den Maßstäben der Primaten groß, und das durchschnittliche Gehirn der Primaten ist wiederum im Vergleich zu den Säugetieren im Allgemeinen zu groß. Darüber hinaus ist das durchschnittliche Säugetiergehirn auch nach den Maßstäben aller Wirbeltiere zu umfangreich“ (Dawkins S. 131). Das Gehirn von Homo habilis ist in etwa viermal größer wie es bei einem durchschnittlichen Säugetier entsprechender Größe zu erwarten wäre.

Homo habilis hat mit 750 Kubikzentimeter Gehirnmasse einen Punkt erreicht, an dem er sich so deutlich von seinen Vorfahren abhob, dass er als neue Spezies erkennbar wurde. Überhaupt sehen die meisten Wissenschaftler diese neue Gehirngröße als das entscheidende Charakteristikum.

Homo habilis war der erste frühe Mensch (vgl. Dawkins S. 121 ff). Er wog ungefähr 40 Kilogramm und aus Größe und Bau seiner Zähne lässt sich schließen, dass er mehr Fleisch als sein Vorgänger, Australopithecus, gegessen hat. Sein Schädel hat sich vergrößert, so dass die Großhirnrinde genügend Platz fand, der ja bekanntlich Fähigkeiten wie Intelligenz und logisches Denken zugeschrieben werden.

Was hat nun zu dieser Entwicklung geführt, was hat die Entwicklung vorangetrieben, in der das immer weiter wachsende Gehirn eine zentrale Rolle spielt?

Reicholf hat dazu ein interessantes Szenario entwickelt: Zunächst sieht die Frage, welche Nahrung Homo habilis zu sich genommen haben muss, damit sich das größere Gehirn entwickeln konnte? Im Unterschied zu anderen Organen, beispielsweise den Muskeln, ist die Größe des Gehirns bei der Geburt im großen und ganzen festgelegt. Was danach folgt sind innere Vernetzungen.

Und im Unterschied zu anderen Organen braucht das Gehirn auch eine andere Zusammensetzung der Nährstoffe. Vor allem braucht es Phosphor. Phosphorverbindungen gehören zu den Grundelementen des Lebens und sind für den Energiehaushalt der Nervenzellen unverzichtbar (vgl. Reicholf S. 117).

Nun gehört aber Phosphor zu den eher seltenen Stoffen in der Umwelt unserer Vorfahren. Dies zeigt sich beispielsweise bei dem immer wieder beobachteten Fleischhunger von Schimpansen, die sich in der Regel von Trieben, Blättern und Früchten ernähren. Wenn sie ein kleines Tier erbeuten und den Schädel öffnen um das Gehirn zu verzehren, zeugt dies nicht von besonderer Brutalität, sondern ist dem Phosphormangel geschuldet. Hirn und Knochenmark enthalten eben viele dieser Phosphorverbindungen.

In diesem Zusammenhang lässt sich auch erklären, warum die Entwicklung zum Menschen gerade in dieser Region Ostafrikas stattgefunden hat. Durch die rege Vulkantätigkeit im ostafrikanischen Grabenbruch werden Mineralien aller Art und damit auch Phosphor in den Kreislauf des Lebens befördert und von Pflanzen und Tieren aufgenommen.

Wie gelangen diese Mineralien nun zu Homo habilis? Nach Reicholfs Szenario hat er sich vor allem von toten Tieren ernährt. Tiere, die durch Krankheit, Alter, Erschöpfung oder Durst in der Savanne gestorben sind. Unsere Vorfahren haben Aas gegessen. Das ist starker Tobak für alle, die unsere Vorfahren gerne als mutige Jäger und starke Männer gesehen hätten. Doch Reicholf untermauert seine Hypothese mit so guten Argumenten, dass sie letzten Endes doch überzeugt.

So müssten zunächst einmal so viele tote Tiere anfallen, dass sie für alle Aasfresser und Raubtiere ausreichten und für Homo habilis ein gehöriges Stück vom Kuchen übrig bliebe. Wenn die großen Herden durchziehen, sterben so viele Tiere, dass die großen Raubtiere sie nur zum Teil verwerten. Außerdem

zeige die Evolution der Geier, die sich auf die Verwertung von unterschiedlichen Teilen eines Kadavers spezialisiert haben, dass genügend tote Tiere zur Verfügung gestanden haben müssen, sonst hätten sich diese Vögel nicht in einer Weise spezialisieren können, dass sie überhaupt keine andere Nahrung mehr verwerten (Reicholf S. 120).

Die Geier sind es auch, die unseren Vorfahren den Weg zeigen. Sobald es hell genug geworden ist, lassen sie sich von den wärmer werdenden Aufwinden hoch über die Savanne tragen und suchen nach ihrer Beute. Sobald sie ein totes Tier entdeckt haben, gleiten sie hinab und signalisieren damit anderen Geiern, wo der Tisch gedeckt ist.

Homo erectus steht in der Savanne, die Hand über den Augen um nicht von der aufgehenden Sonne geblendet zu werden, und sieht die Geier niedergehen. Er weiß, was das zu bedeuten hat, alarmiert die anderen Gruppenmitglieder, und alle rennen los, vorne weg die stärksten Männer, vermutlich langsamer die Frauen mit Kindern. Jetzt muss es schnell gehen. Sie müssen an die kostbare Nahrung kommen bevor die Verwesung einsetzt, und das Leichengift, das Bakterien während der Zersetzung des Kadavers produzieren, das Fleisch für die Gruppe ungenießbar macht. Außerdem müssen sie den großen Raubkatzen und den Aasfressern wie Hyänen zuvorkommen. Denn gegen deren Zähne und Krallen hätten sie keine Chance, es bliebe nur die Flucht.

Am Kadaver angekommen wurde das Fell aufgeschnitten. Dazu nutzten sie einfache Schaber und Splitter. Am besten zum Schneiden eignet sich Obsidian, ein vulkanisches Glas, aus dem sich unglaublich scharfe Schneiden herstellen lassen, und der in Gebieten mit aktiven Vulkanen häufig zu finden ist. Sie schneiden also das Tier auf, schneiden sich die besten Stücke ab, nehmen den einen oder anderen Markknochen mit und bringen sich mit ihrer Beute möglichst schnell in Sicherheit. Würden sie von einem Löwen oder einem Rudel Hyänen überrascht, müssten sie ihre Beute im Stich lassen oder einige von ihnen würden im schlimmsten Fall selbst zu Beute.

Im Laufe dieser Entwicklung wird unser Vorfahr zum Läufer. Aber nicht die Hetzjagd nach Art der Wölfe oder die Hochgeschwindigkeit der Geparde war seine Domäne, sondern der kräfteschonende Dauerlauf. Wenn es darum ging ein verendetes Großtier, das einige Kilometer entfernt war, so schnell wie möglich zu erreichen, dann war der raumgreifende Dauerlauf wie ihn heu-

te noch Langstreckenläufer oder Marathonläufer praktizieren, bestens dazu geeignet (Reicholf S. 142).

Was Statur und Füße angeht, war *Homo habilis* schon bestens ausgerüstet. Aber weitere Anpassungen erfolgten. Laufen kostet Energie und produziert Wärme. In der ostafrikanischen Savanne, in der die Temperaturen leicht 30 Grad und mehr erreichen, wurde dies zum Problem.

„Die Lösung brachte eine Neuerung, die für die Eigenart der Gattung *Homo* ähnlich kennzeichnend ist wie der aufrechte Gang. Es ist dies die Entwicklung von Schweißdrüsen am ganzen Körper in Verbindung mit der Verminderung des Haarkleides“ (Reicholf S. 145).

Durch die Nacktheit wird unser Vorfahre in die Lage versetzt Wärme schnell abzugeben, da keine im Fell eingeschlossene Luftschicht die Wärme zurückhält. Die Verdunstung durch Wasser ist ein sehr effektiver Mechanismus den Körper zu kühlen und die durch das Laufen erzeugte Wärme abzugeben.

Allerdings hat dieser Kühlmechanismus einen hohen Preis: Wenn der Körper je nach Ausmaß des Schwitzens bis zu zehn Liter Wasser pro Tag verlieren kann, muss dieser Verlust wieder ausgeglichen werden. Der Mensch ist derjenige, der im Verhältnis zu seinem Körpergewicht unter den Großäugern am meisten trinken muss. Außerdem muss auch der Salzverlust ausgeglichen werden. Beides liefert die ostafrikanische Savanne in einem ausreichenden Maß. Durch Regenzeiten, Gewitter und Schneeschmelze am Kilimandscharo und Mount Kenia fließt immer genügend Wasser in erreichbaren Entfernungen, und durch die regelmäßige Vulkantätigkeit werden immer wieder Mineralien und Salze über die Erdoberfläche geschleudert, die sich in Gewässern ansammeln. Wenn diese dann durch die große Hitze austrockneten, stand immer wieder genügend Salz zur Verfügung.

Durch die nackte Haut entstand allerdings ein weiteres Problem: Die UV-Strahlen der Sonne verbrannten die vom Haarkleid ungeschützte Haut erbarmungslos; *Homo habilis* neigte zum Sonnenbrand. Die Gegenreaktion kennen wir alle vom Strandurlaub: Durch die Einlagerung von Melanin wird die Haut braun bis dunkel und schützt uns so vor den gefährlichen Strahlen.

Schließlich bleibt noch die Frage, ob unser Vorfahre schon in irgendeiner Weise sesshaft war, d. h. ortsgebunden lebte wie beispielsweise ein Löwenrudel, das sein angestammtes Revier nicht verlassen kann, ohne in Konflikt mit dem Nachbarrudel zu geraten. Wäre dies nicht der Fall, und er würde sich wie bei-

spielsweise Paviane während der Nacht auf geschütztere, höher gelegene Ruheplätze wie Bäume oder Felsenklippen zurückziehen, so hätte dies für ihn den großen Vorteil, dass er quasi mit den wandernden Herden, seinem Abendessen sozusagen, mitziehen könnte und auf diese Weise seinen Fleischbedarf ständig um sich hätte. Dabei bleibt allerdings offen, ob Mütter mit ihren Babies bei einer solchen Lebensweise hätten mithalten können, denn es gab ja kein Fell mehr, in dem sich die Kleinen hätten festhalten können.

10. Homo erectus - Die ersten Auswanderer

Vor rund 1,8 Millionen bis 250 000 Jahren (Dawkins S. 107 f) lebte Homo erectus. Mit bis zu 1100 Kubikzentimeter Gehirnmasse und etwa 50 Kilogramm Gewicht kam er dem modernen Menschen schon deutlich näher als sein Vorgänger, obwohl der Schädel mit fliehender Stirn und kräftigen Augenbrauenwülsten noch nicht so ganz unserem Schönheitsideal entsprach. Der aufrechte Gang, der entsprechende Körperbau und die raumgreifende Körperhaltung hatten sich endgültig durchgesetzt.

Doch ein dicker Kopf mit großem Gehirn hat nicht nur Vorteile. Ist doch bei der Geburt die Größenentwicklung des Gehirns im großen und ganzen abgeschlossen. Es werden sogar rund ein Drittel mehr Nervenzellen bereitgestellt als Menschen letztlich brauchen (Hüther S. 37). Mit den folgenden Überlegungen komme ich einen Schritt näher an die reale Abfolge der Generationen, wenn es um Fragen der Geburt und um das Verhältnis von Mutter und Kind geht. In den bisherigen Überlegungen war es möglich, die menschliche Entwicklung als Abfolge von Erwachsenen zu beschreiben. Aber diese Abstraktion trägt nur bis zu einem gewissen Grad. Jetzt kommen Aspekte dazu, die bisher vernachlässigt werden konnten.

Mütter müssen also nicht nur eine nährstoffreiche Nahrung mit Eiweißen und Phosphatverbindungen bereitstellen (vgl. Reicholf S. 150 ff). Wegen der Größe des Kopfes ist schon die Geburt selbst schmerhaft und risikoreich. Der Fötus muss durch den Geburtskanal und damit durch den Beckenring, der aus Knochen besteht und sich nicht ausdehnen kann. Ab einer Kopfgröße mit mehr als 1000 Kubikzentimeter Gehirnmasse wird es eng. Für die Frauen des modernen Menschen ist deshalb die Geburt häufig mit Schmerzen verbunden.

Nach der Geburt muss das Baby über mehrere Jahre gestillt, umsorgt und unterrichtet werden. Bis Menschenkinder selbstständig werden, müssen die Eltern sie intensiv betreuen, sie investieren ein Mehrfaches an Zeit und Energie als alle anderen Säugetiere.

Durch die lange intensive Betreuung entsteht ein enges Verhältnis zwischen Kindern und Müttern, das unter bestimmten Voraussetzungen auch die

Väter einschließt. Dies trägt wiederum zu einer stabilen Gruppenstruktur bei. Die Autorin Blaffer Hrdy, die ausdrücklich die weibliche Seite der Evolution hervorhebt, geht noch einen Schritt weiter und weist darauf hin, dass quasi alle erwachsenen Mitglieder der Gruppe an der Aufzucht der über lange Zeit unselbstständigen Nachkommen beteiligt gewesen sein müssen. Ansonsten hätten viele Kinder das Erwachsenenalter gar nicht erreicht und unseren Vorfahren wäre es nicht gelungen sich so erfolgreich fortzupflanzen. Das bedeutet in den Gruppen der frühen Menschen muss sich eine neue, besondere Form der Empathie entwickelt haben, muss sich ein soziales Klima herausgebildet haben, in dem Kinder über viele Jahre sicher aufgehoben waren. Hrdy spricht ausdrücklich von Alloeltern und meint damit alle betreuenden Personen außer der Mutter, hebt aber besonders die Rolle der Großmütter hervor.

In diesem Zusammenhang möchte ich einen weiteren Aspekt erwähnen, der im Zusammenleben unserer Vorfahren von Bedeutung war. Schon Darwin wies darauf hin, dass neben der natürlichen Selektion, in der klimatische oder geographische Faktoren wirksam werden, die sexuelle Selektion eine große Rolle spielt, bzw. erstere sogar überlagern kann. In der sexuellen Selektion erfolgt die Auslese über die Partnerwahl, wobei es prinzipiell zwei Möglichkeiten gibt: Entweder die Männchen tragen Rivalenkämpfe um die Weibchen aus, d. h. die Entscheidung liegt bei den Männchen, oder die Wahl liegt bei den Weibchen.

Dies hat zur Folge, dass die Männchen sich zur Schau stellen müssen. Es liegt auf der Hand, dass jede der beiden Varianten ganz unterschiedliche Eigenschaften und Verhaltensweisen nach sich zieht. Sollten unsere Vorfahren sich für die „female choice“, wie es schon Darwin formuliert hat, entschieden haben, dann müsste das Verhalten der frühen und der modernen Menschen durch weibliche Dominanz oder zumindest durch gleichberechtigte Teilhabe der weiblichen Gruppenmitglieder geprägt sein. Der Stellenwert von körperlicher Schönheit und Attraktivität läge höher als beispielsweise aggressives Verhalten. Oder wie es Hilde Neunhofer ziemlich euphorisch formuliert: „Homo sapiens ... ist ein Kind der Liebe, der Freude und der Freiheit“.

Zwar weist die Debatte um matriarchale und mutterrechtliche Entwicklungsphasen in der Frühzeit der menschlichen Geschichte darauf hin, dass die Menschen sich in dem oben genannten Sinne entwickelt haben mögen. Aber wenn diese Eigenschaften zu der – nennen wir es einmal Grundausstat-

tung des Menschen – gehörten, wie wäre es dann möglich, dass sie sich in der späteren patriarchalen Entwicklung mit all ihren Brutalitäten gerade, was die Freiheiten von Frauen angeht, geradezu in ihr Gegenteil verkehrt hätten: Von Freiheit und Liebe ist nur noch wenig übrig geblieben.

Die Grundlage für all diese Prozesse ist und bleibt die Ernährung. Fette, Eiweiße und Kohlenhydrate, die nötigen Mineralien und Vitamine müssen in ausreichenden Maßen zur Verfügung gestanden haben. Das Gebiss von Homo erectus bestätigt zumindest, dass er sich nicht nur von Fleisch ernährt, sondern auch stärkereiche Nahrung wie Knollen, Früchte und Samen gegessen hat. Homo erectus war unser erster Vorfahre, der Afrika verlassen hat. Vor rund 1,7 Millionen Jahren und vor 800 000 bis 400 000 Jahren (Dawkins S. 94 ff) ist er aus Afrika aufgebrochen und hat tausende Kilometer in Richtung Süd- asien und Europa zurückgelegt.

Doch Europa konnte ungemütlich werden. Immer wieder kam es zu Eis- zeiten, die Eispanzer schoben sich aus dem Norden und von den Alpen her vor und Homo erectus musste sich zurückziehen.

Doch was für eine unglaubliche Leistung! Der Zweibeiner mit der dunklen Haut, der sich im tropischen Afrika entwickelt hat, der optimal an tropische Verhältnisse angepasst war, macht sich auf und wandert tausende Kilometer durch subtropische Landschaften um dann irgend wann nördlich der Alpen staunend vor einer Wand aus Eis zu stehen.

Was hat ihn veranlasst seine Heimat zu verlassen? Warum hat er nicht in für ihn angenehmeren Gefilden Halt gemacht, sondern ist bis an die für ihn mögliche Grenzen vorgestoßen? Klingt hier nicht schon das universelle Vermögen des späteren Homo sapiens an, jener unbezähmbare Wissensdurst und jene grenzenlose Neugier, die hinter jeder Biegung des Flusses, hinter jedem Hügel bessere Lebensbedingungen oder gar paradiesische Zustände erhofft.

Um in den kühleren Breiten zu überleben, war es sicherlich von Vorteil über Feuer zu verfügen. So gibt es diverse Hinweise, dass Homo erectus in der Lage war das Feuer zu nutzen (Berl. Zeitung vom 23.08.2011). Amerikanische Forscher um Chris Organ von der Harvard University verglichen Zahndaten, Körbergewicht und Erbgut von von nicht-menschlichen Primaten, von 14 ausgestorbenen Hominiden und dem modernen Menschen. Sie kamen zu dem Ergebnis, dass Homo erectus im Vergleich verhältnismäßig kleine Backenzähne hatte, und sie schlossen daraus, dass er seine Nahrung über dem

Feuer zubereitet haben muss. Dadurch wurden Fleisch, Wurzeln und Samen weicher, große Backenzähne waren nicht mehr nötig.

Doch das Feuer hatte nicht nur praktische Vorteile wie Wärme und Licht, Zubereiten der Nahrung und Vertreiben von Raubtieren. Wenn die Nacht hereingebrochen war und alle Mitglieder der Horde um das Feuer saßen, entstanden nicht nur ausgeprägte Gemeinschaftsgefühle, sondern der Blick in das Feuer öffnete weite Räume für Phantasie, Träume und Hoffnungen. Auch wenn wir heutige Menschen offene Feuer kaum noch benötigen, können wir uns, wenn die Flammen knistern und die Funken in die Nacht fliegen, diesem Reiz kaum entziehen.

Homo erectus konnte nicht nur mit dem Feuer umgehen, sondern hat auch im Laufe seiner Entwicklung die Bearbeitung von Steinwerkzeugen vorangetrieben. Aus zunächst einfachen Faustkeilen entstanden beidseitig bearbeitete, mit durchgehender Schneide versehene, lanzenförmige Faustkeile, Schaber, Spitzen und Bohrer. Unter dem reißerischen Titel „Vom Raubtier zum Menschen“ berichtete der Spiegel vor einigen Jahren über die Ausgrabungen der „Forschungsstelle Bilzingsleben“ bei Erfurt. Professor Dietrich Mania hat dort mit seinem Team ein urzeitliches Dorf aus der Zeit vor rund 360 000 Jahren ausgegraben. Dabei hat er Ahlen, Dolche, Hackmesser und einen Faustkeil aus Elefantenknochen zu Tage gefördert (Spiegel vom 02.02.2004, S. 140 ff.). Auf dem Dorfplatz fanden sich neben Fischzähnen, Knochen von Bibern und Hirschen auch die Überreste eines jungen Elefanten. Anhand von vielen Schädelfragmenten wurden die Bewohner der Siedlung als Vertreter von *Homo erectus* identifiziert. Sie lebten in Grashütten und jagten mit ihren Speeren Nashörner, Elefanten und Flusspferde.

Unser Vorfahre verließ also die warmen Savannen Afrikas und ist entlang dem subtropischen Gürtel in Richtung Osten bis nach Südostasien und Richtung Westen durch Nordafrika gezogen. Fossilien aus Georgien (Dmanisi), die 1,7 Millionen Jahre alt sind, deuten darauf hin, dass er um das Schwarze Meer herum nach Westen, nach Europa zog. Weiter Fossilien wurden in einer Höhle in Atapuerca (Spanien) und in Ceprano (Italien) gefunden, die auf ein Alter von 800 000 Jahren datiert wurden. Um 600 000 wagte der Frühmensch den Marsch in kühlere Breiten, Fossilien wurden in Mauer bei Heidelberg und später in dem bereits beschriebenen Bilzingsleben gefunden. Sogar in Südenland wurden Hinterlassenschaften von *Homo erectus* nachgewiesen. Wenn

auch der Vorstoß ins nördliche Europa vermutlich während der Warmzeiten erfolgte, so ist dies doch eine außerordentliche Pionierleistung: Unser Vorfahre aus Afrika, an die klimatischen Verhältnisse der Tropen gewöhnt, eroberte sich nach und nach die halbe Welt.

Demnach hätte also *Homo erectus* im Unterschied zu *Australopithecus*, der unter anderem von toten Tieren lebte, die Jagd als Möglichkeit der Nahrungsbeschaffung für sich entdeckt und perfektioniert. Allerdings sei hier angemerkt, dass die Bedeutung der Jagd für die Entwicklung zum Menschen oft überschätzt wird. Das Jagdglück ist launisch und viele Anthropologen sind sich einig, dass die erfolgreiche Jagd auf Großtiere eher selten gelang. Der größere Teil der Nahrung bestand aus gesammelten Wurzeln, Pilzen, Samen und Beeren und Kleintieren wie Fröschen, Schnecken oder dem einen oder anderen Hasen (vgl. Diamond S. 53 ff.).

Vermutlich war auch der mehrfache Wechsel von Kalt- und Warmzeiten ein wichtiger Nährboden für zahlreich Neuerungen: Feuerzeuge, Zelte und warme Kleidung, „aber auch Gefäße aus Baumrinde sowie Decken, Taschen, Futterale“ (Spiegel S. 148) wurden entwickelt lange bevor *Homo sapiens* die Szene betrat.

Die Entwicklung der Waffen und Werkzeuge, die Jagdtechniken, die Nahrungsbeschaffung und –zubereitung, die Nutzung des Feuers und die Entwicklung vieler Gebrauchsgegenstände weisen darauf hin, dass schon *Homo erectus* über eine ausgeprägte Kultur verfügt haben muss. Zwar gibt es auch bei Säugetieren oder Vögeln Elemente kultureller Entwicklung wie rudimentärer Werkzeuggebrauch, Lernen von erwachsenen Tieren oder Zusammenarbeit in der Gruppe. Aber die umfassende Art, die Kombination verschiedener Elemente und die Einbettung in die soziale Gemeinschaft ermöglichen den Vertretern der Gattung Mensch eine kulturelle Entwicklung, die auf der einmal erreichten Stufe eine permanente Fortentwicklung und Verfeinerung ermöglichte und sich schließlich in verschiedenen Traditionen verfestigte. In dieser Hinsicht war *Homo erectus* ein würdiger Vorfahre.

11. Der Neandertaler – Leben in der Kälte

Im Übergang zwischen *Homo erectus* und *Homo sapiens* gab es – wie generell in der Entwicklung zum Menschen – diverse Zwischenformen und Entwicklungslinien, deren Vertreter ausgestorben sind. Vor rund 130 000 Jahren entwickelte sich aus diesem Feld ein Vertreter, den wir schon länger kennen: der Neandertaler. Diesmal nicht in Afrika, sondern in Europa und im Nahen Osten (Dawkins S. 103). Er lebte während der gesamten Kälteperiode der letzten Eiszeit in Europa, war damit über rund 60 000 Jahre Zeitgenosse von *Homo sapiens* und starb vor etwa 20 000 Jahren aus. Der Neandertaler hatte mit einem Volumen von bis zu 1800 Kubikzentimeter ein größeres Gehirn als wir heutigen Menschen; er hatte kräftige Augenbrauenwülste, einen stämmigen Körperbau, kurze Gliedmaßen und eine gewaltige Nase. Er muss hellhäutig und wenig behaart gewesen sein (Reicholf S. 203/204). Sicherlich war er ein äußerst flinker und gewandter Jäger, der schnell und ausdauernd laufen konnte.

Ob er schon Pfeil und Bogen benutzte, lässt sich aus dem vorliegenden Material nicht ersehen. Konnte er schon sprechen? An dieser Frage scheiden sich die Geister: Reicholf verneint dies (S. 205), andere Wissenschaftler halten die Sprechfähigkeit für viel älter (Dawkins S. 110). Ich komme im nächsten Kapitel auf diese Frage zurück.

Der Neandertaler lebte von der Jagd auf Großtiere wie Mammut, Wollnashorn und Riesenhirsch. Sein Gebiss war sehr kräftig und die starken Knochen zeugen von einer guten Versorgung mit Mineralien. „Es muss ein kraftvoller Menschenschlag gewesen sein, der den Lebensbedingungen der Eiszeit ungleich besser angepasst war als der heutige Mensch“ (Reicholf S. 206). Der Neandertaler konnte so kräftig werden und ein großes Gehirn entwickeln, weil der die eiszeitlichen Großtiere jagte, deren Fleisch einen hohen Fettgehalt aufwies, der diese ihrerseits gegen die Kälte schützte. Dies war auch für den Neandertaler überlebenswichtig, denn fettreiches Fleisch erleichtert nicht nur das Anlegen eines eigenen Fettdepots, sondern ermöglicht auch eine große innere Wärmeproduktion. Ähnlich wie den Eskimos stand auch den Neandertalern in der eiszeitlichen Tundra kein Holz als Feuer- und Wärmequelle

zur Verfügung. Nichtsdestotrotz sind sie mit warmen Fellen und hochwertiger fetter Nahrung gut über die Runden gekommen.

Auch die harten Winter, wenn die Großtiere in ihre geschützteren Winterstandorte wechselten, konnten sie gut überstehen, da die Fleischvorräte über dem eiszeitlichen Dauerfrostboden wie in einem Kühlschrank aufbewahrt werden konnten.

Der Neandertaler hatte sich erfolgreich an die Verhältnisse der Eiszeit angepasst. Als geschickter Jäger hatte er in der Regel genügend Fleisch der Großtiere vorrätig und verfügte somit über eine kalorienreiche mit allen wichtigen Nährstoffen angereicherte Nahrung. Die verschiedenen Fundorte von Hinterlassenschaften dieser Menschenart zeigen, wie eng sie mit dem Leben während der Eiszeit verbunden waren. „... das Vorkommen der Neandertaler deckt sich mit den Regionen der eiszeitlichen Tundra in Eurasien“ (Reicholf S. 211).

Wenn er so erfolgreich war, warum ist er dann ausgestorben? Die paradoxe Antwort lautet: Weil er so erfolgreich war! Der Neandertaler hatte sich optimal an seine eiszeitliche Umwelt angepasst, er war sozusagen Spezialist für die Eiszeit. Als diese Welt unterging, verschwand er mit ihr.

Das trockene und kalte Klima der Eiszeit, das über Jahrtausende relativ stabil war, änderte sich grundlegend: Es wurde wärmer und feuchter. Hoch und Tief wechselten häufig. Der Dauerfrostboden taute und Wälder drangen in breiter Front vor. Die eiszeitlichen Großtiere wie Mammut und Wollnashorn konnten sich den neuen Bedingungen nicht anpassen und starben aus. Damit war auch dem Neandertaler die Lebensgrundlage entzogen.

Nun lebten im eiszeitlichen Europa nicht nur die Neandertaler. Nachdem Homo sapiens vor rund 100 000 Jahren aus Afrika ausgewandert war, lebten beide Menschenarten mehrere 10 000 Jahre nebeneinander. Hatten sie Kontakt untereinander? Haben sie sich bekriegt? Haben sie gemeinsame Kinder gezeugt?

Vermutlich gab es zwischen den beiden Gruppen das ganze Repertoire menschlicher Verhaltenweisen; dies lässt sich allerdings kaum nachweisen. Die Frage, ob die heutigen Europäer irgendwelche Gene von den Neandertalern übernommen haben, ist unter Wissenschaftlern heftig umstritten.

Inzwischen ist jedenfalls das Erbgut der Neandertaler sequenziert und nach diversen Vergleichen steht fest: Zwischen einem und vier Prozent des menschlichen Genoms stammen vom Neandertaler – und das gilt für alle Menschen

außer denen Afrikas. Das bedeutet, dass die Wanderer aus Afrika zumindest mit Neandertaltern aus dem Nahen Osten sexuelle Kontakte gehabt haben müssen. Dieses Erbe trugen sie dann in die ganze Welt – nur nicht zurück nach Afrika (Tagesspiegel vom 7.5. 2010).

Unter der Schlagzeile „Schützenhilfe aus dem Neandertal“ berichtet die Berliner Zeitung, dass wir dem Techtelmechtel mit dem Neandertaler vor 50 000 Jahren unser starkes Immunsystem zu verdanken hätten. Demnach sei die Fähigkeit unseres Körpers eine Vielfalt hochspezifischer Antikörper zu bilden, dem Immunsystem der Neandertaler zu verdanken, die doch bestens den harschen Bedingungen der Eiszeit angepasst waren (Berl. Zeitung vom 30.08. 2011).

12. Homo sapiens – Die Erfindung der Sprache

Vor rund 200 000 Jahren betritt er in Afrika die Bühne – Homo sapiens. Er trägt statt Baumwolle die Felle erlegter Tiere, ansonsten unterscheidet er sich von uns heutigen Menschen nicht. Wahrscheinlich war er ziemlich schlank, weil es selten Nahrung im Überfluss gab, und vermutlich war er gesünder, weil er sich viel bewegte und ausgewogener ernährte.

Was unterscheidet ihn nun aber von seinen Vorfahren, dem Kraftprotz aus dem Neandertal und Homo erectus? Es ist vor allem die Sprache. Die Sprache ist ein Produkt des Gehirns. Aber in ihren unzähligen Möglichkeiten weist sie weit über das Leistungsvermögen eines einzelnen Menschen, eines einzelnen Gehirns hinaus. Sie ist das Medium, in dem sich die Gruppe, die Gemeinschaft verständigt. Sie bildet quasi ein kollektives Gehirn. Und sie verweist damit in die Geschichte, in der die Gruppe ihre Mythen und Traditionen im Medium der Sprache bewahrt und weitergibt. Bis zur Erfindung der Schrift vor einigen Jahrtausenden war die Sprache über Jahrzehntausende das entscheidende Kommunikationsmedium zwischen den Menschen. Sprache ermöglicht es Zukünftiges zu erahnen, Vergangenes zu verstehen und so die Gegenwart besser zu bewältigen.

Wie kann man aber wissen, dass Homo sapiens über eine Sprache verfügte, der Neandertaler, der mehrere Jahrtausende in Europa zur gleichen Zeit lebte, jedoch nicht?

Um eine differenzierte Sprache in unserem heutigen Sinne auszubilden, bedarf es eines angemessenen Sprechapparates. Die Lage von Zungenbein und Kehlkopf gelten als Hinweis für die Fähigkeit artikuliert zu sprechen. Beim Neandertaler und allen anderen Vorläufern des modernen Menschen saß der Kehlkopf deutlich höher, so dass diese nicht in der Lage waren differenziert zu sprechen. Deshalb konnte der Neandertaler die Potentiale seines großen Gehirns, das deutlich größer war als das unsere, überhaupt nicht ausschöpfen. Die Rückkoppelung über die Sprache war nicht vorhanden. Erst als sich der Kehlkopf beim modernen Menschen um mehrere Zentimeter absenkte, konnten artikulierte Laute gesprochen werden, die Entwicklung der Sprache begin-

nen. Das brachte zwar den Nachteil mit sich, dass wir uns leicht verschlucken können, da die Eingänge von Luft- und Speiseröhre nun dicht beieinander liegen, wurde aber durch die nun entstehenden Möglichkeiten mehr als aufgewogen (vgl. Reicholf S. 162 ff).

Allerdings sind die Antworten auf die Frage nach der Entstehung der Sprache ziemlich umstritten. Die Pariser Gesellschaft für Sprachforschung ging 1866 sogar soweit, die Diskussion über diese Frage zu verbieten, weil sie als nicht beantwortbar eingestuft wurde. Zum Glück hat sich die Wissenschaft nicht an dieses Verdict gehalten und so gibt es ziemlich unterschiedliche Ansätze. Einige Wissenschaftler gehen davon aus, dass schon Homo erectus sprechen konnte. Dawkins referiert die verschiedenen Ansätze, kommt aber selber aufgrund einer genetischen Analyse zu dem Ergebnis, dass die Fähigkeit zu sprechen vor weniger als 200 000 Jahren entstanden sein muss. Dies deckt sich recht gut mit der Entwicklung von Homo sapiens (Dawkins S. 109 ff).

Auch der neuseeländische Kulturanthropologe Quentin Atkinson analysierte mehrere hundert Sprachen und ermittelte die Zahl der bedeutungsunterscheidenden Vokale, Konsonanten und Tonhöhen (Phoneme). Er kam zu dem Ergebnis, dass die Sprachen mit der größten Vielfalt an Phonemen in Afrika im allgemeinen und Südwestafrika im besonderen gesprochen werden. Atkinson schließt aus seinen Ergebnissen, „dass der Homo sapiens im Südwesten Afrikas die erste Sprache überhaupt gesprochen hat und dass aus ihr sämtliche anderen Sprachen hervorgegangen sind“ (Berl. Zeitung vom 21.6.2011).

An dieser Stelle halte ich es für sinnvoll und notwendig, ein (erstes) Resümee zu ziehen.

Zum einen, weil man die Natur des Menschen nur in der Zusammenschau verstehen kann. Viele Wissenschaftler, die sich mit dieser Frage beschäftigen, gehen von dem einen oder anderen Merkmal aus und ziehen dann weitreichende Schlussfolgerungen. Doch diese Vergehensweise halte ich für zu kurz gesprungen. Nur wenn alle wesentlichen Aspekte in ihren unterschiedlichen Zusammenhängen auf der Grundlage einer klaren Vorstellung von der grundlegenden Bestimmung des Menschen zusammengefügt werden, kann man eine zufriedenstellende Vorstellung von der Natur des Menschen gewinnen.

Zum anderen bin ich mit meinen Überlegungen an einem Punkt angekommen, an dem die biologische Entwicklung zum Homo sapiens abgeschlossen

ist, er ist genetisch fertig entwickelt. Alle weiteren Veränderungen in seinen Erbanlagen sind von geringer Bedeutung im Vergleich zu der geschichtlichen Entwicklung, die sich nun vollzieht. Von daher liegt es nahe, das Wesen, das nun in die Geschichte eintritt, noch einmal in seiner ganzen Komplexität in Augenschein zu nehmen.

Die Naturgeschichte des Menschen beginnt nicht erst mit der Trennung vom Schimpansen vor sechs bis sieben Millionen Jahren. Im Grunde beginnt sie mit der Entwicklung der ersten Zellen. Doch soweit zurück möchte ich hier nicht gehen – dies würde mich in meinen Überlegungen in vielerlei Hinsicht überfordern. Im übrigen gibt es Studien in diesem Zusammenhang von dem russischen Psychologen Leontjew und im Anschluss an diesen von Klaus Holzkamp im Rahmen der Kritischen Psychologie.

Ich halte es im Rahmen meiner Überlegungen für sinnvoller, mit den Säugetieren anzusetzen. Die frühen Säugetiere waren spitzmausähnliche, kleine Tiere, die über Millionen Jahre im Schatten der großen Saurier lebten. Sie hatten gegen die großen Echsen keine Chance. Da sie aber eine geregelte Körpertemperatur entwickelt hatten, konnten sie in die Kühle der Nacht ausweichen (vgl. Reicholf S. 44 ff.).

In dieser ökologischen Nische waren sie vor den Beutezügen der Echsen einigermaßen sicher, da diese in den kühleren Nächten eher träge wurden. Die frühen Säuger streiften also über Millionen von Jahren durch die Nacht und suchten nach ihrer bevorzugten Nahrung, nach Insekten.

Für die Orientierung in der Nacht waren die Augen allein nicht ausreichend. Die frühen Säugetiere entwickelten Tastsinn, Geruchssinn und Gehör zu neuen Höchstleistungen. Wenn Sinne optimiert wurden, bedeutet dies auch immer, dass entsprechende Areale im Gehirn auf- oder ausgebaut werden und dass diese Leistungen, sofern sie über Generationen stabil bleiben, im Genom verankert sein müssen.

Als der Einschlag eines riesigen Meteoriten vor 65 Millionen Jahren die Herrschaft der Saurier beendete und die anschließende Impaktnacht und der Impaktwinter, den die Säugetiere überstanden, weil sie an das Leben in der Nacht gewöhnt waren, vorbei waren, begann ihre große Zeit. Sie übernahmen nun auch die Herrschaft über den Tag. Und nicht nur das: Die Primaten unter den Säugetieren eroberten sich auch den Luftraum. Nein, sie fingen nicht an zu fliegen wie Vögel oder Fledermäuse. Ihr Revier wurden die Kronen der

Bäume, das Gewirr von Ästen, Zweigen, Luftwurzeln und Lianen. Dort gingen sie auf die Jagd nach Insekten und auf die Suche nach reifen Früchten und jungen Trieben.

Für diese Tätigkeit brauchten die Primaten nicht nur spezielle Hinter- und Vorderbeine, mit denen sie kraftvoll springen und präzise zugreifen konnten, sondern auch besondere Augen, mit denen sie dreidimensional sehen konnten. Nur wenn die Gesichtsfelder der Augen sich bis zu einem gewissen Grad überschneiden, ist es möglich, Entfernungen präzise abzuschätzen, die Sprungweiten entsprechend durchzuführen und den Ast sicher zu greifen. Außerdem verfügen die Primaten im Unterschied zu allen anderen Säugetieren über ein ausgeprägtes Farbensehen, das sogenannte trichromatische Farbensehen. Während die meisten Säuger nur zwei Farben, nämlich Blau und Grün unterscheiden können, verfügen Primaten über dreierlei Zapfen auf der Netzhaut, und zwar für die Farben Rot, Grün und Blau. Vermutlich hängt dies damit zusammen, dass die Affen durch die leuchtenden Farben der Früchte angelockt werden (Dawkins S. 219 ff.).

Australopithecus verlässt den Wald. Er steigt von den Bäumen herab und erobert die Savanne. Er beherrscht den aufrechten Gang und hat die Hände frei für Betätigungen aller Art. Möglicherweise macht er in dieser langen Zeit von mehreren Millionen Jahren auch eine Phase als Wasser- oder Küstenbewohner durch und wird mit dem Element Wasser vertraut.

Homo habilis hat sich in seiner körperlichen Ausstattung mit Schweißdrüsen, dunkler nackter Haut und drahtigem Haar optimal an das tropische Klima der ostafrikanischen Savanne angepasst. Um an das begehrte Fleisch toter Tiere zu kommen wird er zum ausdauernden Läufer. In der Folge wächst sein Gehirn so stark, dass er den ersten Schritt zur Menschwerdung tut und damit zur Gattung *Homo* zählt.

Den nächsten Schritt zur Menschwerdung macht *Homo erectus*. Sein Gehirn ist weiter gewachsen, und er verfügt über ausgefeilte Waffen und Werkzeuge. Durch die Jagd und das Sammeln von Wurzel, Beeren und Samen hat er sich ein breites Nahrungsangebot verschafft. Vor allen Dingen hat er seinen Aktionsradius außerordentlich ausgedehnt und ist bis Arabien, Südasien und Südeuropa gewandert. Er nutzte das Feuer und lernte während der Eiszeit auch das Leben am Rande des Eises kennen.

Schließlich sehen wir Homo sapiens vor uns. Seine Gehirngröße hat sich in einem optimalen Maß eingependelt, so dass er die Kapazität voll ausschöpfen kann und die Geburt erfolgreich verläuft. Mit diesem Gehirn und mit seinen geschickten Händen verfügt er über ein Instrumentarium, das ihm eine unendliche Fülle von Möglichkeiten erschließt. Durch die Benutzung der Sprache und eine hohe soziale Kompetenz werden diese Möglichkeiten in den sozialen Raum fortgesetzt und damit potenziert.

Außerdem kann er auf eine Genomstruktur bauen, in der die wesentlichen Entwicklungen seiner Vorgänger gespeichert sind, seien es nun Entwicklungen im Bereich der Sinne oder Erfahrungen aus verschiedenen Lebenswelten. Homo sapiens ist nicht nur Allesfresser, er ist auch Allesköninger. Er ist Generalist par excellence. Er hat damit ein Vermögen entwickelt, das weit über seine Entstehungsbedingungen hinausweist. Er besitzt ein universelles Vermögen, das sich nicht auf die Erde beschränkt, sondern auf das ganze Universum gerichtet ist.

Zunächst jedoch geht Homo sapiens zu Fuß – und besiedelt die ganze Erde.

TEIL III. WOHIN GEHEN WIR?

13. Jäger und Sammler – Die Ausbreitung des Menschen

Die folgenden Überlegungen erweisen sich als ziemlich schwierig und sind aufgrund unterschiedlicher wissenschaftlicher Auffassungen und kaum vorhandenen Materials sehr spekulativ. Die erste Frage, die sich stellt, ist welches sind die entscheidenden Epochen der menschlichen Geschichte? Je nach weltanschaulichem Standpunkt, wissenschaftlichem Ansatz oder Sicht der jeweiligen Fachwissenschaft fällt die Beantwortung dieser Frage sehr unterschiedlich aus. Eng damit verbunden ist die Frage, was das Wesentliche der jeweiligen Epoche ausmacht, was wiederum bedeutet, wesentlich für uns heutige Menschen und von zentraler Bedeutung für unser jetziges Leben.

Während der vorletzten Eiszeit, der sog. Saale-Kaltzeit, vor rund 160 000 Jahren lebten in der Afar-Senke im heutigen Äthiopien eine Population von Menschen, die derzeit als die ältesten Repräsentanten des modernen Menschen gelten (vgl. Dawkins, S. 101). Weitere Fossilien von *Homo sapiens* wurden in Höhlen Südafrikas gefunden und auf ein Alter von 120 000 Jahren eingestuft. Aus dem zeitlichen Unterschied lässt sich die Vermutung schließen, dass die Menschen entlang der ostafrikanischen Küste vom heutigen Äthiopien bis ins südliche Afrika gewandert sind. Der Weg entlang der Küste scheint als Wanderweg sehr attraktiv gewesen zu sein, da die Nahrung aus dem Meer, wie Muscheln, Schnecken und Fische eine wichtige Bereicherung für die Speisekarte von *Homo sapiens* darstellte. Dies wird immer wieder durch die Funde von großen Mengen Muschelschalen und Schneckenhäusern bestätigt.

Im übrigen passt der Wanderweg ins südliche Afrika sehr gut zur sogenannten Flaschenhalstheorie. Diese besagt aufgrund von Berechnungen der Mutationsrate, dass das gesamte menschliche Genom so klein ist, – beispielsweise im Vergleich zu dem Genom der Schimpansen – dass alle heute lebenden Menschen von einer Gruppe von wenigen hundert Individuen abstammen müssen. Es muss also in der Entwicklung von *Homo sapiens* einen dramatischen Engpass gegeben haben und unsere Art stand vor dem Aussterben. Die Ursache wird in einem gewaltigen Vulkanausbruch des Toba auf Sumatra vor 74 000 Jahren vermutet. Diese Theorie wird in der Wissenschaft unter dem

Begriff ‚Toba-Katastrophe‘ diskutiert, ist aber sehr umstritten (Wikipedia vom 11.12.12, Toba-Katastrophe).

Wahrscheinlicher und näherliegend ist die Annahme, dass die vorletzte Eiszeit, die vor rund 200 000 Jahren begann und rund 80 000 Jahre dauerte, die Lebensbedingungen unserer Vorfahren dramatisch verschlechterten. Der Archäologe C.W. Marean beschreibt das Klima in Afrika für diese Zeit als kühl und trocken. Die Wüstenzonen waren viel weiter ausgedehnt und für Menschen unbewohnbar. Von über zehntausend erwachsenen Individuen haben wohl gerade einige hundert überlebt (vgl. C.W. Marean, Spektrum der Wissenschaft 12/10).

Als Zufluchtsstätte für die dezimierten Menschengruppen eignete sich nach Marean vor allem die südafrikanische Küste. Auf diesem Küstenstreifen leben im Verhältnis viele verschiedenartige Pflanzen, und vor allem solche, die unterschiedliche Speicherorgane ausbilden, wie Knollen, Zwiebeln oder Speicherwurzeln. Außerdem treffen vor der südafrikanischen Küste der kalte Benguela Strom und der warme Agulhas Strom aufeinander und schaffen optimale Bedingungen für Muschelbänke, Schneckenkolonien und Krebse.

Vor diesem Hintergrund untersuchten Marean und sein südafrikanischer Kollege Peter Nilssen mehrere Höhlen auf der wild zerklüfteten Landzunge Pinnacle Point bei der Kleinstadt Mossel Bay an der Südküste Afrikas. Und in der Tat konnten die beiden Wissenschaftler aufgrund diverser Funde, wie Muschelschalen und Schneckenhäuser, aber auch Herdstellen und Steinwerkzeugen nachweisen, dass die Höhlen im Zeitraum von 164 000 bis 35 000 Jahren nahezu ununterbrochen besiedelt waren.

Und nicht nur das: Es wurden auch eindeutige Hinweise für eine kulturelle Entwicklung gefunden. Da sich die Gezeiten im Laufe des Tages verschieben und Springniedrigwasser nur bei einer bestimmten Konstellation von Sonne und Mond stattfindet, müssen die Menschen eine Art Kalender geführt haben, um die optimalen Zeitpunkte für die Ernte von Muscheln und Schnecken zu bestimmen. Außerdem wurde eine Hitzebehandlung von Gesteinen nachgewiesen, um feine und scharfe Klingen für Werkzeuge herzustellen.

Auch die Herstellung von roter Farbe für kultische Zwecke und das Sammeln von besonders schönen Schneckenhäusern zeugen davon, dass die Menschen die große Bedeutung des Meeres für ihr Überleben in ihre Weltanschauung und ihre Rituale einbezogen haben.

Wenn auch kaum vorstellbar ist, dass auf dem riesigen afrikanischen Kontinent nur an der südafrikanischen Küste Bedingungen geherrscht haben sollen, die menschliches Leben ermöglichten, so ist doch bisher kein anderer Ort für den Zeitraum der vorletzten Eiszeit von 200 000 bis 120 000 Jahren gefunden worden, an dem *Homo sapiens* seine Spuren hinterlassen hätte.

Vor rund 100 000 Jahren sind Gruppen von *Homo sapiens* von Afrika in den Nahen Osten gewandert. Die Schätzungen schwanken im Zeitraum von vor 150 000 (Dawkins S. 96) bis 60 000 Jahren (Reicholf S. 230). Die ersten Fossilien des modernen Menschen außerhalb Afrikas sind in einer Höhle im Karmel-Gebirge und in der Nähe von Nazareth gefunden worden. Die ältesten von ihnen wurden auf ein Alter von 110 000 Jahren geschätzt. Danach wurde über mehrere zehntausend Jahre weder an diesen Fundstellen noch anderswo Spuren menschlichen Lebens entdeckt. Entweder die Menschen starben aus, wanderten zurück nach Afrika oder die Spuren sind heute vom Meer bedeckt. Wenn die Menschen entlang der Küsten wanderten, sind ihre Spuren heute vom Meer begraben, da aufgrund der Eisschmelze der Meeresspiegel heute deutlich höher liegt als vor 100 000 Jahren.

Merkwürdigerweise finden sich die ersten Funde wieder in Australien, zirka 1000 km westlich von Sydney. Am Lake Mungo entdeckte Jim Bowler die Fossilien eines Menschen, der „Mungo 3“ genannt wird. Sein Alter wurde auf 40 000 Jahre berechnet. Unterhalb dieser Fundstelle wurden aus einer tieferen Sedimentschicht menschliche Werkzeuge ausgegraben, die sogar auf ein Alter von 60 000 Jahren datiert wurden.

Somit hätten die Menschen innerhalb von 2000 Generationen seit sie Afrika verlassen haben, die Strecke vom Nahen Osten bis Australien bewältigt. Man muss allerdings nicht davon ausgehen, dass sie zielgerichtet dorthin gewandert sind. Vielmehr reicht es aus sich vorzustellen, dass einzelne Gruppen ihren Aktionsradius innerhalb einer Generation um ein paar Kilometer verschoben haben (Wikipedia, Ausbreitung des Menschen, 10.12.12).

Um aber nach Australien zu gelangen, mussten die Menschen in der Lage gewesen sein einfache Wasserfahrzeuge wie Flöße zu bauen, denn Australien war während dieses Zeitraums niemals mit der Inselbrücke Indonesien verbunden. Australien und Neuseeland befinden sich auf einer eigenen Festlandscholle und sind durch mehrere Tiefseegräben von der chinesischen Platte getrennt.

Wie primitiv auch immer die Wasserfahrzeuge gewesen sein mögen, müssen sie doch hochseetüchtig gewesen sein um Wind und Wellen standzuhalten. Außerdem muss eine Art von Steuerung vorhanden gewesen sein um ein sichtbares Ziel wie die nächstgelegene Insel anzusteuern. Außerordentlich erstaunlich ist die Fähigkeit sich zu orientieren, wenn das nächste Ziel außerhalb der Sichtweite lag. Haben die damaligen Menschen sich in diesem Fall dem Zufall überlassen oder sind sie einfach die erprobte Hauptrichtung nach Süden bzw. Südwesten weitergefahren? Noch mehr in Erstaunen gerät man bei der Frage, wie sie ihre Fahrzeuge vorwärts bewegt haben. Benutztten sie einfache Paddel oder haben sie möglicherweise schon eine Art Segel benutzt?

Wie auch immer man diese Überfahrten beurteilen mag, setzen sie doch planerische Intelligenz und gewisse technische Fähigkeiten und Erfahrungen mit Strömungen, Wind und Wellen voraus. Sie machen deutlich, dass Homo sapiens die Potentiale seines Gehirns und seiner Sprache sehr wohl genutzt hat um die anstehenden Probleme zu lösen und sein Leben zu gestalten.

In diesem Zusammenhang stellt sich doch auch die Frage, was ihn überhaupt veranlasst hat sich auf das Meer zu begeben und dort sein Leben zu riskieren? Waren es Abenteuerlust, Neugier oder die südliche Sonne und die lange zurückliegende Erinnerung an die afrikanische Heimat? Wir wissen es nicht! Ein Bevölkerungsdruck durch zu viele nachwandernde Menschen kann es in Anbetracht der damaligen Anzahl von Individuen kaum gewesen sein. Außerdem hätten in diesem Fall die Gruppen immer noch nach Norden, in das nördlichere Ostasien ausweichen können, was andere Gruppen denn auch getan haben. Dort mussten sie keine Meere überqueren.

Aber Australien erlebte nicht nur im Hinblick auf die erfolgreiche Überquerung des Meeres und der anschließenden Besiedlung durch Homo sapiens eine Premiere, sondern auch in einer eher katastrophalen Hinsicht. Mit dem Eintreffen des Menschen verschwanden viele australische Großtiere von der Bildfläche. Unter anderem lebten in Australien Riesenkänguruhs, nashornähnliche Beuteltiere, Beutel-'Leoparden', große straußenähnliche Vögel und riesige Reptilien und Eidechsen (Diamond, Arm und Reich, S. 54 ff). Die Tiere kannten den Mensch als Jäger nicht und waren deshalb ihm gegenüber zutraulich und zahm, wie dies heute noch in unbewohnten oder spät besiedelten Gebieten, wie z. B. auf den Galapagosinseln der Fall ist.

Die Menschen müssen diesen Umstand gnadenlos ausgenutzt haben, so dass die Großtiere kurz nach ihrer Ankunft ausgerottet waren. In der Wissenschaft wird dieser Zusammenhang unter dem Begriff der sogenannten Overkill – Hypothese diskutiert. In jedem Fall macht dieser Sachverhalt deutlich, dass es ein goldenes Zeitalter, in dem der Mensch im Einklang mit der Natur gelebt hat, nie gegeben hat, und dass die Menschen die Angebote der Natur immer mit vollen Händen genommen haben ohne groß etwaige Folgen zu bedenken.

Zusammenfassend kann man festhalten, dass die Menschen in mehreren Jahrzehnten beginnend vor rund 100 000 Jahren von Afrika aus den Nahen Osten und Südostasien bis Australien besiedelt haben. Dabei ist umstritten, ob er Weg nach Asien über die Sinai – Halbinsel geführt hat oder durch den Süden der arabischen Halbinsel und die Straße von Hormus. So wurden im Jemen Steinwerkzeuge im Alter von 80 000 und 125 000 Jahren gefunden. Jedoch fehlen bisher die Fossilien der Werkzeugmacher, vermutlich weil der Meeresspiegel heute viel höher liegt und deshalb die meisten Zeugnisse der Ausbreitung nach Asien vom Indischen Ozean begraben sind.

Genetische Analysen zeigen jedoch, dass Südostasien mit Indien und China im Zeitraum von 80 000 bis 30 000 Jahren in mindestens zwei Wellen besiedelt wurde. Irgendwann kamen die Menschen dann im Norden an eine erste Grenze als sie die Hochgebirge des Hindukusch, Himalaya und Tian Shan erreichten. Im Süden bildeten die Meere erst des Indischen und dann des Pazifischen Ozeans die erste große Barriere (Wikipedia, Ausbreitung des Menschen, 10.12.12).

Vor rund 40 000 Jahren kam Homo sapiens nach Südeuropa und siedelte vor allem im heutigen Frankreich und Spanien. Nach den ersten Funden im Jahr 1868 im Abri de Cro-Magnon an der Dordogne wird er auch Cro Magnon Mensch genannt. Bekannt geworden ist er durch die beeindruckenden und plastischen Höhlenmalereien, wie beispielsweise in den Höhlen von Lascaux und Altamira. Die Bilder zeigen Pferde, Auerochsen, Hirsche und andere Tiere, die gejagt wurden, in expressiver Lebendigkeit. Kleine Figuren aus Elfenbein, Stein oder Knochen wurden vor allem in Höhlen auf der Schwäbischen Alb gefunden, auch Frauenstatuetten wie die Venus vom Hohlen Fels. Außerdem lagen dort auch Knochenflöten aus der Speiche eines Singschwans und eines

Gänsegeiers begraben. Bilder, Statuetten und Musikinstrumente weisen auf ausgeprägte kulturelle oder kultische Betätigungen hin.

Neben menschlichen Überresten wie Knochen, Schädel und Zähnen wurde typische Werkzeuge beschrieben: Projektilspitzen aus Knochen und Elfenbein wurde vermutlich als Speerspitzen benutzt. Stichel und lange schmale Klingen, die häufig an den Längsseiten wie tailliert geformt sind, wurden aus Feuerstein hergestellt. Vor allem mehrteilige Werkzeuge, die aus mehreren Elementen bestehen und zusammengebunden oder verleimt sind, wie Speere, die aus einer Knochenspitze und einem Holzschaft oder Beile, die aus einem Feuerstein und einem Holzstiel zusammengesetzt sind, fallen auf.

In ihrer Gesamtheit wird diese Kulturstufe, die vor 40 000 bis 30 000 Jahren über ganz West-Mittel- und Südeuropa verbreitet war, Aurignaciens genannt. Aufgrund ihrer außerordentlichen Bedeutung in der Entwicklung von *Homo sapiens* bezeichnet J. Diamond diese Phase als den „großen Sprung nach vorn“, der sich dadurch auszeichnet, dass „sich zur modernen Anatomie jetzt auch modernes innovatives Verhalten gesellt hatte“ (Diamond, Der dritte Schimpanse, S. 64).

Doch wie kam es zu dieser kulturellen Blüte und vor allem woher kamen diese ersten Europäer? *Homo sapiens* betrat nämlich plötzlich, ohne dass in der Zeit davor irgendwelche Spuren gefunden wurden, und in großer Zahl die Bühne Europas. Sein Erscheinen stellte die Geschichtswissenschaftler vor ein Rätsel: „Es mutet uns an, als sei der neue Mensch aus dem Nichts hervorgetreten“ (Propyläen Weltgeschichte Bd. 1, S. 195).

Entgegen der naheliegenden Vermutung, das *Homo sapiens* aus dem Süden entlang der Mittelmeerküste eingewandert sei, sprechen die Fakten eine andere Sprache. Er kommt aus dem Norden nach Mitteleuropa. „Die ältesten Vorkommen jungpaläolithischer Kulturen fanden sich jedenfalls an der Peripherie eines ausgedehnten nordeurasischen Gebietes, dessen südliche Begrenzung ungefähr die Linie Baltikum – Kaspisee – Nordrand der asiatischen Hochgebirge – Ostsibirien ist“ (Propyläen, S. 197).

In diesem Raum hatten die verschiedenen Gruppen ungestört von Einflüssen anderer Menschengruppen ausreichend Zeit die Entwicklung ihrer Werkzeuge, Gebrauchsgüter und kultureller Bräuche voranzutreiben. Vermutlich sahen sich diese Menschen dann aufgrund der zunehmenden Kälte und Vergletscherung der letzten Eiszeit gezwungen nach Süden abzuwandern, kamen

nach Mitteleuropa und entfalteten ihre Kultur. Dies hätte dann den Eindruck erweckt, als wäre sie urplötzlich aus dem Nichts entstanden. Aufgrund der herausragenden Bedeutung kann man schon von einem großen Sprung nach vorn sprechen, allerdings kam er nicht aus heiterem Himmel, sondern war sozusagen von langer Hand vorbereitet.

Wenn es aber zutrifft, dass diese Menschengruppen aus dem Nordosten eingewandert sind, stellt sich sofort die Frage, wie sie dahin gekommen sind. Wenn die Siedler aus Afrika sich zunächst über Südostasien ausbreiteten, müssen sie nach einigen Jahrzehnten einen Weg gefunden haben, die großen asiatischen Hochgebirge Himalaya und Hindukusch zu durchqueren. Diese Menschen hätten sich dann in einer ganz anderen ökologischen Umwelt wiedergefunden und sich mit ihren Waffen, Werkzeugen, Jagd- und Sammeltechniken und kulturellen Bräuchen auf die neuen Bedingungen einstellen müssen.

Im Zeitraum von 30 000 bis 20 000 Jahren wurde Ostsibirien besiedelt und vor rund 12 000 Jahren wanderten die Menschen über die Beringstraße nach Amerika ein. Aufgrund des tiefer liegenden Meeresspiegels gab es damals eine Landbrücke zwischen Ostsibirien und Alaska und zu diesem Zeitpunkt hatte sich das Eis soweit zurückgezogen, dass eine Passage auf dem Landweg möglich war. Genetische Analysen zeigen, dass zehn bis zwanzig einwandernde Individuen ausreichen würden um die in Amerika anzutreffende genetische Vielfalt zu erklären (Wikipedia, Ausbreitung d. M., 10.12.12).

Die Ankömmlinge in Amerika waren die Vorfahren der Indianer und werden von den Archäologen Clovis-Menschen genannt, da ihre Steinwerkzeuge, vor allem Speerspitzen, zum ersten Mal bei der Stadt Clovis in der Nähe der texanischen Grenze gefunden wurden. Später wurden diese Werkzeuge an vielen anderen Stellen auf dem amerikanischen Kontinent ausgegraben, und Funde in Chile beweisen, dass diese Menschen in der erstaunlichen Zeit von nur tausend Jahren die Südspitze Südamerikas erreicht haben.

Nach der Durchquerung der Eisschilde der Beringstraße und Kanadas müssen die Einwanderer geglaubt haben, sie seien im Paradies angekommen. In den ausgedehnten Prärien, die vor ihnen lagen, wimmelte es von Großtieren aller Art. Es gab Mammute und Mastodonten, riesige Bodenfaultiere und Gürteltiere, Säbelzahnkatzen, Geparde, Löwen, Kamele, Pferde und viele andere Arten. Die Clovis-Jäger zückten ihre Speere und das Drama nahm seinen Lauf.

Es klingt noch unglaublicher und erstaunlicher als die Wanderung bis zur Südspitze Südamerikas in nur tausend Jahren: Im gleichen Zeitraum haben die Menschen 73 Prozent der Großsäugetierarten in Nordamerika und sogar 80 Prozent in Südamerika ausgerottet. Diamond nennt den Durchmarsch nach dem Geowissenschaftler Paul Martin einen „Blitzkrieg“ (Diamond, Der dritte Schimpanse, S424 ff).

Es ist das gleiche Drama, das sich in Australien und vielen Inseln des indischen und pazifischen Ozeans abspielte. Die Tiere kannten den Menschen als Jäger nicht und waren ihm gegenüber zutraulich, nahezu zahm. Nur so lässt sich erklären, dass die Menschen ein derartiges Schlachtfest veranstalten konnten.

Im Zuge der sogenannten austronesischen Expansion wurden im Zeitraum von vor 5000 bis 3000 Jahren von Taiwan ausgehend die Philippinen, Indonesien und die meisten pazifischen Inseln bis Samoa besiedelt. Nach einer Pause von 1500 waren dann alle polynesischen und mikronesischen Inseln bewohnt, auf denen für Menschen geeignete Lebensbedingungen herrschten.

Die modernen Menschen besiedelten jeden erreichbaren Winkel der Erde und überwanden dabei viele Hindernisse: Gebirge und Flüsse, heiße Wüsten und Eiswüsten, schließlich sogar das Meer. Es scheint, als wollten sie ihr universelles Potential realisieren, indem sie alle Weltgegenden besiedelten, indem sie den zur Verfügung stehenden Raum eroberten.

Mögen es im einzelnen konkrete Anlässe gewesen sein, warum eine Gruppe weiterzog: Krankheiten oder Naturkatastrophen, wie Vulkanausbrüche, Überschwemmungen oder Trockenheit, Vorrücken der Eismassen, Gruppendruck durch nachrückende Wanderer oder Überjagen des alten Reviers, sie allein sind keine hinreichende Erklärung, warum Menschen bereit waren, große Risiken auf sich zu nehmen, einen unbekannten Weg zu beschreiten ohne zu wissen, welche Gefahren ihnen möglicherweise am nächsten Tag, in der nächsten Nacht drohten.

Einzelne Wanderungen mögen durch lokale oder zufällige Faktoren ausgelöst worden sein, doch im Ganzen gesehen setzt die Imbesitznahme der Erde ein Potential voraus, das grenzenlose Neugier, umfangreiches Wissen über die natürlichen Lebensbedingungen und dafür geeignete Techniken des Überlebens, hohe soziale Kompetenz im Umgang mit der Gruppe mit einer

entschlossenen Tatkraft verbindet. Diese Menschen verfügten über ein universelles Vermögen.

Sie sind in der Lage sich in einem Maß an klimatisch und geographisch unterschiedliche Bedingungen anzupassen, wie es keinem anderen Lebewesen auf der Erde je möglich war. Und vor allem: Sie passen sich nicht an, indem sie ihr Erbgut verändern und sich im Zuge evolutionärer Entwicklung an neue Bedingungen anpassen, sondern sie entwickeln im gesellschaftlichen Raum einer Gruppe neue Technologien, die veränderten geographischen oder klimatischen Bedingungen angemessen sind. Sie nehmen das Heft selbst in die Hand. Sie werden selbst die Erzeuger von Veränderungen. Und das können sie nur Dank ihres universellen Potentials.

Doch schon in den Anfängen der menschlichen Geschichte tritt auch die dunkle Seite der universellen Befähigung deutlich zu Tage: Indem der Mensch Tiere jagt und dabei in Australien, Amerika und vielen anderen Orten der Welt viele Tierarten ausrottet, wird deutlich, dass dieses Potential für die Umwelt und für die tierischen Mitbewohner unserer Erde katastrophale oder sogar tödliche Folgen haben kann. Wenn auch die damaligen Menschen die Folgen ihres Tuns in ihrer Tragweite wohl nicht überblicken konnten, so zeigen die Blitzkriege gegen die Natur doch schon am Anfang der Geschichte, welche verheerenden Auswirkungen menschliches Handeln oft hat.

In jedem Fall wird deutlich, dass alle Vorstellungen von edlen Wilden, die in Harmonie mit der Natur lebten, von fernen goldenen Zeitaltern, paradiesischen Zuständen, oder urkommunistischen Gemeinschaften an den harten Fakten der gesellschaftlichen Entwicklung zerschellen und lediglich als Projektion unserer eigenen Natur in die geschichtliche Entwicklung verstanden werden können. So sehr wir sie uns auch wünschen, sie können nicht wirklich werden.

Für uns heutige Menschen ist es nicht mehr möglich die Zelte abzubrechen und sie einfach ein paar Kilometer weiter wieder aufzubauen und sich dort wohnlich einzurichten. Jeder Winkel der Erde, der sich auch nur einigermaßen zum Leben oder auch nur zum Überleben eignet, ist bewohnt. Unsere Spezies war sehr erfolgreich, hat das Angesicht der Erde geprägt, und kein anderes Lebewesen hat die Erde nachhaltiger verändert als wir Menschen.

Die alljährlichen Urlaubsreisen für diejenigen, die es sich leisten können, der Drang nach fernen, exotischen Ländern, der Abenteuerurlaub oder die

Campingreise an die Ostsee scheinen wie ein blasser Traum von längst vergangenen Zeiten. Die Sehnsucht ist geblieben, die historischen Konstellationen haben sich grundlegend geändert.

Auch der Drang zum Meer scheint bis in diese ferne Zeiten zurückzureichen. Die meisten Menschen leben am Meer, viele große Städte und Metropole liegen direkt an der Küste und was wäre ein Urlaub ohne ein Bad im Meer und ein Sonnenbad am Strand?

Als die Menschen sich vor rund 100 000 Jahren aufmachten und von Afrika aus die Erde besiedelten, sind sie in der Regel an den Meeresküsten entlang gezogen. Vielleicht um sich zu orientieren, vor allem aber um die Speisekarte zu erweitern: Fische, Krustentiere und Muscheln waren eine willkommene Nahrung und am Meer ohne größeren Aufwand verfügbar.

Doch wenn im Verlauf des Klimawandels der Meeresspiegel ansteigt, wird das Leben an den Küsten zunehmend gefährlich. Die damaligen Menschen konnten sich einfach zurückziehen oder weiter wandern. Wir heutigen Menschen haben dort Häuser, Industrieanlagen und Häfen gebaut. Die Küstenbewohner könnten nur unter großen Verlusten zurückweichen, wenn nicht im Hinterland auch schon Menschen wohnten. Wir sitzen fest.

Als der Wirbelsturm „Sandy“ über die Ostküste der USA fegte, standen Teile New Yorks wochenlang unter Wasser. Viele Einwohner hatten mehrere Tage in herbstlicher Kälte keinen Strom, U-Bahnen und andere Tunnel waren vollgelaufen und die bekannte New Yorker Geschäftigkeit kam zum Erliegen. Und New York mag hier nur als Beispiel für zahlreiche andere Metropole rund um die Erde stehen, für die ein Wirbelsturm in Kombination mit dem steigenden Meeresspiegel verheerende Folgen haben wird.

In den Niederlanden liegt ein Großteil des Landes unterhalb des Meeresspiegels. Über Jahrhunderte haben die Bewohner dem Meer getrotzt und mit unzähligen Deichen, Kanälen, riesigen Staudämmen, Pumpen und Schleusen das Meer ferngehalten oder sogar neues Land erobert. Der niederländische Architekt Keen Olthus geht inzwischen neue Wege, verbündet sich mit dem Meer und entwirft Wohnanlagen, die auf dem Wasser schwimmen und bei Hochwasser mit dem Wasser steigen. So baut er bei Den Haag den ersten schwimmenden Apartment-Komplex Europas mit 600 Wohnungen. Die Häuser stehen auf einer Basis aus Beton und Styropor und können bei Bedarf auch an einen anderen Ort geschleppt werden.

Der Architekt baut aber auch für Länder der dritten Welt, die viel mehr vom Meeresanstieg betroffen sind und sich teure Wohnanlagen kaum leisten können. So berät er die Regierung der Malediven über den Aufbau von künstlichen Inseln, damit – so die Hoffnung – die rund 300 000 Einwohner des Inselstaates in ihrer vertrauten Umgebung bleiben können. Schreitet nämlich der Anstieg des Meeresspiegels in der bisherigen Geschwindigkeit fort, werden viele der 2000 Inseln in den nächsten Jahrzehnten unbewohnbar werden. Die künstlichen Inseln werden wie Ölplattformen mit Stahlseilen am Meeresboden verankert und können einem steigenden Wasserspiegel angepasst werden. Sie schwimmen im Schutz von Atollen, den ringförmigen Korallenriffen und sind so vor den rauen Wellen des Ozeans geschützt. Soweit die Pläne (vgl. Berl. Zeitung vom 5./6.1. 13).

All dies macht deutlich: Auf der Erde ist es eng geworden und der drohende Meeresanstieg und die damit verbundene Überflutung großer Küstenbereiche werden die Probleme extrem verschärfen.

Wenn auch auf der Erde der zur Verfügung stehende Raum für menschliches Leben ausgeschöpft scheint, so ist die Menschheit derzeit erfolgreich dabei einen alten Traum zu realisieren: Den Aufbruch in den Weltraum. Zunächst einmal stellte schon der erste Schritt, das Verlassen der Erdatmosphäre, die Ingenieure vor große Schwierigkeiten. Es musste nämlich ein Antrieb gefunden werden, der große Lasten gegen die Anziehungskraft der Erde in den Welt Raum zu transportieren vermochte. Bisher kann dies nur eine Rakete, die nach dem Mehrstufenprinzip gebaut und mit einem Raketenmotor ausgestattet ist, der nach dem Rückstoßprinzip funktioniert.

Die Geschichte des Kalten Krieges zeigt, dass die Entwicklung der Raumfahrt vor allem im Zusammenhang mit militärischen Interessen und politischen Ambitionen verlaufen ist. Nach dem sogenannten Sputnik-Schock im Oktober 1954 wurde der amerikanischen Politik und der amerikanischen Öffentlichkeit schlagartig klar, dass die Sowjetunion dabei war, Amerika auf dem Gebiet der Weltraumtechnologie zu überflügeln. Mit ihrem Sputnik Programm im Zeitraum von 1957 bis 1960 hatte die damalige Sowjetunion nicht nur den ersten Satelliten überhaupt in den Weltraum geschossen, sondern auch die ersten Lebewesen, die beiden Hündinnen Strelka und Belka, nach einem Raumflug wieder sicher auf der Erde gelandet.

Am 12. April 1961 fliegt Juri Gagarin auf der Wostok 1 als erster Mensch in den Weltraum und umkreist die Erde. Weitere Flüge folgen, bis die USA mit einem Paukenschlag nachziehen: Am 16. Juli 1969 starten die Amerikaner mit Apollo 11 den Flug zum Mond. Wenige Tage später betritt Neil Armstrong als erster Mensch den Mond. Fasziniert verfolgen Millionen von Menschen rund um den Globus das spektakuläre Ereignis an ihren Mattscheiben und fiebern mit den Organisatoren um das Abenteuer erfolgreich zu beenden. Neil Armstrongs Kommentar brachte die Bedeutung der ersten Schritte auf dem Mond auf den Punkt: „Das ist ein kleiner Schritt für einen Menschen, ein riesiger Schritt für die Menschheit.“

Im Februar 1986 begannen die Sowjets mit dem Aufbau der Raumstation Mir, die 15 Jahre erfolgreich arbeitete, viele wissenschaftliche Experimente ermöglichte und vielen Wissenschaftlern den Aufenthalt im Weltraum erlaubte. Dabei umrundete sie in einer Höhe von 390 Kilometern 86 325 Mal die Erde. Im März 2001 wurde sie gezielt zum Wiedereintritt in die Erdatmosphäre gesteuert und verglühte über dem Pazifischen Ozean.

Das bisher größte Projekt der Raumfahrt startete im November 1998 mit dem Aufbau der Internationalen Raumstation. Die ISS, wie sie kurz genannt wird, ist ein gemeinsames Projekt der US-amerikanischen NASA der russischen Raumfahrtagentur Roskosmos, der europäischen Weltraumagentur ESA, sowie der Raumfahrtagenturen Kanadas (CSA) und Japans (JAXA). Weitere Länder wie China, Indien und Südkorea haben ihr Interesse bekundet.

Schritt für Schritt wurde die ISS mit Hilfe verschiedener Module ausgebaut, die durch rund 40 Aufbauflüge an Ort und Stelle transportiert wurden. Mit dem Start des russischen Wohnmoduls Swesda im Sommer 2000 konnte die erste Besatzung an Bord gehen. Zunächst haben nur russische und amerikanische Raumfahrer auf der ISS gearbeitet, später auch europäische, japanische und kanadische, die sich in der Regel zwischen einem und sieben Monate dort aufhielten. Für kürzere Zeiten von ein bis zwei Wochen besuchten viele andere Raumfahrer aus den verschiedensten Nationen die ISS.

Insgesamt haben über 200 Personen die Station besucht und in jüngster Zeit sogar Weltraumtouristen, die für je zwanzig Millionen Dollar einen Flug auf einem Sojus-Raumschiff buchten. Die Kosten für den Aufbau und die ersten zehn Jahre der Nutzung werden von der ESA auf rund 100 Milliarden Euro geschätzt. Die Dimension eines solchen Projektes, die Kosten, Organi-

sation und technische Durchführung erfordern, wie es die bisherige Praxis der ISS zeigte, die internationale Zusammenarbeit möglichst vieler Partner, die in unterschiedlicher Weise zu dem Projekt beitragen können.

Inzwischen hat die NASA ihr Shuttle Programm eingestellt – wegen der Kosten oder der beiden katastrophalen Unfällen sei dahingestellt – und hofft auf die Initiative von Privatfirmen. So hat im Juli 2012 die Firma Space X als erste Privatfirma eine Kapsel sicher zur ISS und zurück gebracht. Doch das mittelfristige Ziel hat Präsident Obama bereits angekündigt: „Wir werden in den nächsten zwanzig Jahren Menschen auf den Mars bringen“ (Berl. Zeitung vom 10.7.12)

Im SETI-Projekt (Search for Extraterrestrial Intelligence) wird nach intelligentem Leben außerhalb der Erde gesucht, indem man entsprechende Radiosignale analysiert. Als 1972 die beiden interstellaren Raumsonden Pioneer 10 und Pioneer 11 ins All geschossen wurden, trugen sie goldene Tafeln mit sich, die Informationen enthielten über die Position unseres Sonnensystems innerhalb der Galaxie Milchstraße, den Aufbau unseres Sonnensystems, den Umriss und den Weg der Sonde, die Struktur des Wasserstoffatoms, das am meisten vorhandene Element im Universum, und eine Abbildung von Mann und Frau. Sollten diese Tafeln von anderen intelligenten Lebewesen gefunden werden, so könnten sie – so die Hoffnung – die Informationen verstehen und dadurch von der Menschheit erfahren.

Auch die Raumsonden Voyager 1 und Voyager 2, die von der NASA 1977 gestartet wurden, und die wohl inzwischen unser Sonnensystem verlassen haben, führen eine goldene Datenplatte mit Bild- und Audioinformationen über die Erde und die Menschheit mit sich.

Wer intelligentes Leben auf Exoplaneten, also Planeten außerhalb unseres Sonnensystems, finden will, müsste zunächst einmal in der Lage sein, solche Planeten zu identifizieren, die von ihrer Position in ihrem Sonnensystem überhaupt die Möglichkeit hätten Leben hervorzubringen. Dies erweist sich als außerordentlich schwierig, weil unsere Teleskope (noch) zu lichtschwach sind um einen Planeten neben dem um ein Vielfaches helleren Stern überhaupt zu beobachten. Deshalb wurden die ersten Planeten erst seit 1995 und zwar indirekt durch Berechnung mit Hilfe der sogenannten Radialgeschwindigkeitsmethode entdeckt. Diese Methode berechnet die Existenz eines mögli-

chen Planeten über die von diesem Planeten verursachte Unregelmäßigkeit der Bahn des Zentralgestirns um den gemeinsamen Schwerpunkt.

So wurden bis 2012 über 860 extrasolare Planeten in 678 Systemen bekannt. Erstmals im Jahre 2004 gab die Europäische Südsternwarte (ESO) bekannt, dass ihr die direkte Aufnahme eines Planeten beim 225 Lichtjahre entfernten Braunen Zwerg 2M 1207 gelungen sei. Allerdings handelt es sich bei den meisten der bisher entdeckten Planeten um sogenannte Gasriesen, auf denen selbst einfache Lebensformen ausgeschlossen sind. Inzwischen wurden aber auch Gesteinsplaneten in der Größenordnung unserer Erde entdeckt. So haben Astronomen einen erdähnlichen Planeten in direkter Nachbarschaft zu unserem Sonnensystem entdeckt. Im 4,3 Lichtjahre entfernten Stern Alpha Centauri B, der zu einem Doppelsternsystem gehört, umkreist der Planet, der etwa die gleiche Masse wie die Erde besitzt, seine Sonne. Obwohl Alpha Centauri das unserer Sonne nächstgelegene Sternensystem ist, würde eine Reise dahin unter den gegebenen technischen Möglichkeiten doch Zehntausende von Jahren dauern (Berl. Zeitung, 18.10.12).

Ein weiteres Problem liegt in der schier unendlichen Anzahl von möglichen Planeten. Eigentlich müsste es in der Milchstraße von intelligenten Zivilisationen nur so wimmeln, gibt es doch allein hier Milliarden von Sternen und entsprechen mehr Planeten. Schon 1950 fragte sich der Nobelpreisträger in Physik Enrico Fermi, warum nicht schon längst Aliens auf der Erde gesichtet wurden. Seine Überlegungen werden seitdem unter dem Namen Fermi-Paradoxon in der Wissenschaftsgemeinde diskutiert.

Im Anschluss an Fermis Überlegungen hat der Physiker Rasmus Björk vom Niels Bohr Institut in Kopenhagen eine sehr einleuchtende Rechnung aufgemacht: Wenn eine Zivilisation die zehn Milliarden Sonnen in der Milchstraße, die Leben beherbergen könnten, mit einer Sonde, die mit zehn Prozent Lichtgeschwindigkeit fliegt, absuchen wollte, bräuchte sie dafür viele hundert Millionen Jahre. Das heißt für fremde Zivilisationen das Gleiche wie für uns selbst: Es braucht noch viel mehr Zeit (vgl. Bild der Wissenschaft, 19.1.2007).

Während die Erkundung des Weltraums bisher kaum über die ersten Schritte hinausgekommen ist und ständig mit neuen Schwierigkeiten konfrontiert wird, ist sie in Literatur und Film längst Realität. In unzähligen Büchern und Filmen wird über Abenteuer und Expeditionen im Weltraum und Kriegen mit anderen Zivilisationen erzählt. So ist der Held einer der ersten und am meisten

verbreiteten Serien, Perry Rhodan, der mit Hilfe der überlegenen Technik der Arkoniden die Menschheit rettet und die zerstrittenen interstellaren Blöcke befriedet, inzwischen schon weit im Rentenalter. Und einer der bekanntesten Aliens, der je die Welt besuchte, der so hässliche wie liebenswerte E.T., machte als Star den Film „E.T. – Der Außerirdische“ so bekannt, dass er einer der kommerziell erfolgreichsten Filme überhaupt wurde.

Die Beispiele ließen sich beliebig fortsetzen. Insgesamt machen sie deutlich, wie populär, faszinierend, ja elektrisierend das Thema für viele Menschen ist. In der wirklichen Raumfahrt sind es ja nur wenige Spezialisten, eine Elite von Piloten und Technikern oder Menschen mit sehr viel Geld, die bisher in einem Raumfahrzeug saßen und um die Erde kreisten. Offensichtlich wollen aber auch „normale“ Menschen an diesem Abenteuer teilhaben und leben dies in ihrer Phantasie aus, im Kinosaal oder vor einem Computerspiel.

Warum lassen wir uns auf dieses Abenteuer ein? Wären die immensen Kosten, der Verlust an Menschenleben und die intellektuellen Kräfte nicht besser angelegt, wenn wir sie dafür nutzen würden, die Probleme auf der Erde zu lösen? Es gäbe da einiges zu tun! Zwar werden diverse Gründe angeführt um die Notwendigkeit der Raumfahrt zu erklären.

Vor allem stehen militärische Überlegungen, die aus dem Rüstungswettlauf zwischen den USA, Russland und China resultieren. Andere hoffen Metalle wie Eisen, Platin und Seltene Erden auf anderen Planeten oder Asteroiden zu finden und auszubeuten, da diese inzwischen auf der Erde seltener und entsprechend teurer geworden sind.

Schließlich kann es auch darum gehen, menschliche Siedlungen oder Kolonien auf anderen Planeten oder dem Mond zu errichten. Dies ist sowohl ein großes Thema der Science Fiction, als auch längerfristiges Ziel nationaler und internationaler Weltraumprogramme.

Wie wichtig die jeweiligen Begründungen für Staaten oder Konzerne auch sein mögen, sie können weder als einzelne noch insgesamt die ungeheure Faszination erklären, die die Raumfahrt – sei es in der Realität, sei es in der (Science) Fiktion – ausübt. Der tiefere Grund liegt in unserer Natur. Unser universelles Vermögen drängt auf Realisierung. Wir wollen wissen, was sich auf anderen Planeten abspielt, wie andere Zivilisationen leben; wir wollen unsere Fähigkeiten entwickeln und erproben. Dies liegt uns sozusagen im Blut.

Auch wenn Wissenschaftler wie Stephen Hawking davor warnen, den Kontakt mit fremden Zivilisationen zu suchen, da die Aliens, sofern sie die überlegenere Technik besäßen, die Erde erobern und mit Krieg überziehen würden. Aber gesetzt der Fall, die Menschen verfügten über die höher entwickelte Technologie, würden wir dann höflich anklopfen und warten bis man uns hineinbittet?

Ein Blick auf unsere Geschichte genügt um festzustellen, dass Eroberer, immer wenn sie auf technisch unterlegene Artgenossen stießen, diese versklavten, umbrachten, durch mitgebrachte Krankheiten dezimierten oder ihren Lebensraum zerstörten. Auch die Erde selber behandeln wir eher wie einen Fußabtreter, so als wäre sie nicht unser Heimatplanet. Wir röten unzählige Tier- und Pflanzenarten aus und zerstören ganze Lebensräume, wenn beispielsweise die Urwälder abgeholtzt werden. Bergbauunternehmen und Ölmultis kontaminieren ganze Landstriche ohne sich um die dortigen Bewohner zu kümmern. Meere sind überfischt und zugemüllt. Durch den weltweit hohen CO²-Ausstoß steigen die Temperaturen, Gletscher und arktisches Eis schmelzen und der Meeresspiegel steigt. Und wenn Flüchtlinge sich gezwungen sehen ihre Heimat zu verlassen, weil sie dort keine Chancen sehen ihre Lebensziele zu realisieren, und ins reiche Europa einwandern wollen, schauen wir zu, wie sie im Mittelmeer ersaufen.

Alles in allem sind die Aussichten, dass unsere Astronauten mit der Besatzung eines fremden Raumschiffes in der Intergalaxis-Bar ein Bier trinken und über die unterschiedlichen Antriebe ihrer Raumschiffe fachsimpeln, nicht gerade rosig. Aber auch Kolumbus ließ sich nicht von angedrohten Seeungeheuern, Pechseen oder der Gefahr über den Rand der Erdscheibe zu fallen abhalten. Wir heutigen Menschen werden es wieder tun – nur ist es heute nicht der unbekannte Ozean sondern der nicht minder fremdartige Weltraum. Es liegt in unserer Natur.

14. Bauern und Viehzüchter – Die Neolithische Revolution

Mit der jungsteinzeitlichen, der sogenannten Neolithischen Revolution, änderte sich das Leben der Menschen fundamental. Der Archäologe Gordon Childe prägte im Jahr 1936 den Begriff der Neolithischen Revolution und definierte ihn als eine Wirtschaftsweise, die bestimmt war durch die Domestizierung von Pflanzen und Tieren und durch die permanente Sesshaftigkeit (vgl. Gordon Childe 1959). Wenn auch die Bezeichnung als Revolution umstritten ist (vgl. Weniger 2000), da sich dieser Prozess über mehrere Jahrtausende hinzog und an mehreren Orten unabhängig voneinander entstand, so ist er doch berechtigt, wenn man in Rechnung stellt, wie gravierend und umfassend sich das Leben der Menschen änderte.

Vor rund 12 000 Jahren endete die letzte Eiszeit, die Weichsel-Kaltzeit. Die Gletscher zogen sich zurück, die eiszeitliche Flora und Fauna wurden nach Norden oder in die Hochgebirge zurückgedrängt und wärmeliebendere Tiere und Pflanzen begannen deren Platz einzunehmen.

Während seiner gesamten vorangegangenen Geschichte von knapp 200 000 Jahren ernährte sich *Homo sapiens* ausschließlich von Wild, das er jagte, Kleintieren wie Muscheln und Insekten, die er fand und Pflanzen, die er sammelte.

Der größte Teil der Biomasse besteht aus Holz und Blättern und ist für menschliche Nahrung nicht geeignet. Auch die meisten anderen Pflanzen und Tiere kommen als Nahrung nicht in Frage, sei es, weil sie giftig, mühsam zu sammeln oder gefährlich zu jagen sind. Indem Menschen nun begannen auf einem geeigneten Grundstück die Pflanzen ihrer Wahl anzubauen, steigerten sie den Ertrag um ein Vielfaches. Nahezu gleichzeitig lernten sie Haustiere zu halten; sie verfügten damit nicht nur über Fleisch, das mit ihnen unter einem Dach lebte, sondern auch über Milch, Dünger und Zugtiere. Wurde ein Tier geschlachtet, lieferte es nicht nur Fleisch, sondern auch ein Fell für das Schneidern von Kleidern und viele andere wichtige Materialien für die Herstellung von Gebrauchsgegenständen. Mit dem Einsatz von Zugtieren beim Pflügen konnten nun auch schwere Böden bearbeitet werden, die ansonsten ungenutzt

geblieben wären. Dies führte erneut zu einer Steigerung des Ertrages an Nahrungsmittern.

Eine entscheidende Bedingung für die Entstehung der bäuerlichen Lebensweise war die Sesshaftigkeit. Während Jäger und Sammler weiterzogen, wenn ihr Revier erschöpft war und nur noch wenig Nahrung bot, mussten Bauern bei ihren Feldern und Tieren bleiben.

Dies hatte zur Folge, dass sie Nahrungsmittelvorräte anlegen konnten, was ja auch nur Sinn macht, wenn man diese verarbeiten und bewachen konnte. Für umherziehende Jäger und Sammler, die nur das Nötigste mitschleppen konnten, waren größere Nahrungsmittelvorräte nur zusätzliche Last. Ähnlich verhielt es sich mit Kindern: Während Jäger und Sammler dafür sorgten, dass zwischen zwei Geburten im Schnitt vier Jahre lagen, da eine neue Geburt erst Sinn ergab, wenn das ältere Kind schon laufen und mit den Erwachsenen Schritt halten konnte, brachten die Frauen der Bauern öfter und mehr Kinder zur Welt, denn sie mussten sie nicht ständig mit sich herumschleppen (vgl. Diamond, Arm und Reich S. 94 ff.).

Vorratshaltung und Sesshaftigkeit, landwirtschaftliche Produktion und Tierhaltung führen dazu, dass mehr Menschen geboren wurden und auch ernährt werden konnten: Die Bevölkerung wuchs im Vergleich zu der Zeit davor um ein Vielfaches, was zur Folge hatte, dass noch mehr Nahrung gebraucht wurde. Es begann ein sogenannter Rückkoppelungskreislauf, der einmal in Gang gesetzt, sich quasi automatisch bewegt und immer mehr an Fahrt gewinnt (vgl. Diamond S. 126). Ein Anstieg der Bevölkerung erforderte mehr Nahrung, führte zur Intensivierung der landwirtschaftlichen Produktion – und hatte zur Folge, dass mehr Kinder geboren wurden und ernährt werden konnten.

Dieser Zusammenhang erklärt auch das scheinbare Paradox, dass die Menschen der Jungsteinzeit deutlich schlechter ernährt waren als im vorherigen Leben als Jäger und Sammler. Die Skelettfunde aus dem Neolithikum deuten auf mangelhafte bzw. unausgewogene Ernährung, kleinere Körpergrößen und geringere Lebenserwartung hin. Dies kann nur bedeuten, dass das Wachstum der Bevölkerung verhältnismäßig schnell von statten ging und die Produktion von Nahrungsmitteln hinterherhinkte. Außerdem haben sich aus dem engen Kontakt mit den Haustieren neue Krankheitserreger entwickelt, die das Leben der Menschen zusätzlich erschwerten. So hat sich vermutlich der Erreger der

Rinderpest gewandelt und ist als Erreger der Masern beim Menschen aufgetaucht.

Landwirtschaftliche Produktion und Tierhaltung sind weltweit in mindestens fünf Regionen unabhängig voneinander entstanden: Im Nahen Osten (fruchtbare Halbmond), in China, Mexiko, Peru und dem Osten der USA (Mississippi). Bei anderen Regionen, wie beispielsweise der afrikanischen Sahelzone oder Neuguinea ist noch nicht eindeutig festgestellt, ob es sich um originäre Entwicklungen handelt oder ob Impulse aus den Gründerregionen den Anstoß gegeben haben.

Die frühesten Kulturpflanzen wurden im Gebiet des Fruchtbaren Halbmondes angebaut. Vor rund 10 000 Jahren wurden dort acht Anbaugewächse, nämlich drei Getreidearten (Emmerweizen, Einkornweizen und Gerste), vier Hülsenfrüchte (Linse, Erbse, Kichererbse und Linsenwicke) sowie Flachs als Lieferant von Öl und Fasern domestiziert (Diamond, Arm und Reich S. 164). Aufgrund des mediterranen Klimas mit milden, feuchten Wintern und langen, heißen und trockenen Sommern gedeihen in dieser Gegend ungewöhnlich viele einjährige Pflanzen, die nicht in den Aufbau von Holzstrukturen und Blättern investieren, sondern große Samen wachsen lassen, die einen langen, trockenen Sommer gut überstehen. Außerdem begünstigten die unterschiedlichen Höhenlagen in Vorderasien, die vom Toten Meer, das unter dem Meeresspiegel liegt, bis zu 5000 Meter hohen Berggipfeln reichen, die Entwicklung des Getreideanbaus. So konnten die ersten Ackerbauern die reifen Samen zu unterschiedlichen Jahreszeiten sammeln, da die Gräser in höheren Lagen später reiften als die Gräser im Tal. Von da an war es nur noch ein kleiner Schritt die Samen der trockenen Höhenlagen in den feuchten Tälern wieder auszusäen.

Ein weiterer Vorteil dieser Region war die verhältnismäßig große Anzahl domestizierbarer Säugetiere. So wurden dort im gleichen Zeitraum vor rund 10 000 Jahren Schafe, Ziege und Schweine zu Haustieren und vor ca. 8000 Jahren auch das Rind. Einige Tausend Jahre später wiederum lernten die Menschen von den Tieren Milch und Wolle zu gewinnen und sie als Zugtiere für Pflug und Karren einzusetzen.

Insgesamt boten die klimatischen und geographischen Bedingungen des Fruchtbaren Halbmondes, seine Flora und Fauna die optimalen Bedingungen für den Übergang zu einer bäuerlichen Lebensweise. Die Menschen konnten ein „Bio-Paket“ schnüren, das eine intensive Landwirtschaft ermöglichte und

die Grundbedürfnisse abdeckte. Drei Getreidearten lieferten Kohlehydrate, vier Hülsenfrüchte Eiweiß, Flachs Öl und Fasern und zusätzlich steuerten vier Haustierarten Eiweiß bei. „Damit deckten die Anbaupflanzen und Tiere der ersten bäuerlichen Kulturen Vorderasiens schließlich die gesamten wirtschaftlichen Grundbedürfnisse des Menschen nach Kohlehydraten, Eiweiß, Fett, Kleidung, Zugkraft und Fortbewegungsmitteln“ (Diamond, Arm und Reich S. 165).

Selbstverständlich haben die Menschen nicht irgendwann beschlossen Bauern zu werden. Aus bestimmten Notwendigkeiten und Problemen ergaben sich einzelne Lösungsschritte und erst am Ende des ganzen Prozesses stand dann die neue Lebensweise.

In der Wissenschaftsgemeinde ist nach wie vor umstritten, welche Ursachen zu dem Übergang in die bäuerliche Lebensweise geführt haben, was auch damit zusammenhängen mag, dass in den unterschiedlichen Regionen verschiedene Faktoren ausschlaggebend waren. Für den Nahen Osten kristallisierten sich zumindest folgende Aspekte heraus: Die Zunahme der Bevölkerung führte dazu, dass die riesigen Gazellenherden, die bis dahin als Fleischlieferanten gedient hatten, zusammenbrachen und als Nahrungsquelle zunehmend ausfielen. Es musste also eine Alternative her. Da die Sesshaftigkeit schon weit fortgeschritten war und die Anzahl der Menschen wohl auch zu groß, war auch die Möglichkeit einfach weiterzuziehen, keine echte Alternative. Die Lösung lag darin, solche Tiere zu suchen, die mit den Menschen am oder im Haus leben konnten: Es wurden also Haustiere gezüchtet.

Des Weiteren entstanden mit den Klimaveränderungen am Ende viele Gräserarten, aus deren Ähren sich ohne allzu viel Mühe große und auch größere Mengen von Samen ernten ließen. Diese Gräser waren die wilden Ahnen der ersten Anbaupflanze im Nahen Osten: Weizen und Gerste. Hinzu kam, dass neue Techniken zum Ernten, Lagern und Verarbeiten der neuen Nahrung entwickelt werden mussten. Zum Ernten wurden Sicheln, Dreschflegel und Körbe benötigt, das Getreide musste ein Jahr gelagert und vor Feuchtigkeit, Insekten und Mäusen geschützt werden, und schließlich wurden die harten Körner mit Stößel oder Mahlscheibe aufgebrochen um daraus Brei, Brot oder – Bier herzustellen.

Apropos Bier: Möglicherweise muss man sich von der Vorstellung lösen, dass die neuen Errungenschaften aus einer Notlage heraus entwickelt wurden.

Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass neue Entwicklungen eher von Gruppen erarbeitet wurden, deren Mitglieder gut mit Nahrungsmitteln versorgt waren, so dass einzelne Mitglieder Zeit und Muße hatten Neues auszuprobieren. So geht Reicholf davon aus, dass Getreide, in diesem Fall Gerste, zuerst für die Herstellung von Bier gesammelt wurde, und erst hunderte Jahre später zu Brot verbacken wurde. „Es war kein Fleischersatz in schlecht gewordenen Zeiten, sondern im Gegenteil ein Genussmittel, das man sich leisten konnte, als die Zeiten gut waren“ (Reicholf, 2008 S. 268).

Nachdem das „Gründer-Paket“ einmal geschnürt war, verbreitete es sich innerhalb wenigen tausend Jahren nach Mittel- und Westeuropa, nach Osten ins Industal und ins heutige Äthiopien und Ägypten. Dabei gibt es, wie bei vielen anderen Techniken, im Prinzip zwei Möglichkeiten: Entweder die ansässige Bevölkerung übernimmt die neuen landwirtschaftlichen Techniken von ihren Nachbarn oder sie wird vertrieben, ausgerottet oder marginalisiert. In den oben genannten Fällen wurde die Landwirtschaft vermutlich Schritt für Schritt von der Gründerregion in benachbarte Gebiete weitergetragen und übernommen. Dagegen kam es in späteren Fällen, z. B. als die Europäer in Nordamerika, Südamerika oder Australien auf den Plan traten oder als die Bantu-Völker das südliche Afrika besiedelten, immer wieder zur Vertreibung oder Auslöschung der ansässigen Jäger und Sammler. Noch heute erleben wir die letzten Akte dieses Dramas, wenn wir erfahren, wie die letzten indigenen Völker beispielsweise des Amazonas oder der Kalahari im südlichen Afrika um ihre Existenz kämpfen und ihre Lebensweise als Jäger und Sammler verteidigen müssen.

Es gab, wie gesagt, mehrere eigenständige Entwicklungen der Landwirtschaft, wobei die jeweiligen Menschengruppen unter sehr unterschiedlichen Bedingungen zu Bauern und/oder Viehzüchtern wurden. Nicht alle hatten so viel Glück wie die Menschen des Fruchtbaren Halbmondes. Als Gegenbeispiel sei hier das heutige Mexiko angeführt. Bekanntermaßen ist Mais die wichtigste Getreidepflanze der Neuen Welt. Aber im Unterschied zu der schnell erfolgreichen Domestizierung von Weizen und Gerste müssen beim Mais Hunderte oder gar Tausende von Jahren ins Land gegangen sein um die heutige Größe des Maiskolbens zu erreichen. Der Unterschied ist so gewaltig, dass nicht einmal klar scheint, welches die wilde Ausgangspflanze für Mais war. Die vermutete Wildpflanze namens Teosinte lieferte nur wenige und winzige

Samen in harten ungenießbaren Schalen und die Größe der Kolben lag im Millimeterbereich (Diamond, Arm und Reich S. 158 f). Umso erstaunlicher ist die Tatsache, dass die Menschen sich trotz sehr bescheidener Ausgangsbedingungen daran machten diese Pflanze für sich nutzbar zu machen.

Vor rund 5500 Jahren, also 4500 Jahre später als im Fruchtbaren Halbmond, konnten die Menschen ihr „Gründer-Paket“ aus Mais, Bohnen und Kürbis schnüren um in die Welt der Bauern aufzubrechen. Haustiere hatten sie außer dem Truthahn keine, da in dieser Region keine domestizierbaren Tiere zur Verfügung standen. Das bedeutet, es gab keine großen Tiere als Fleischlieferanten oder Zugtiere für Pflug oder Karren.

Aufgrund der sehr viel schwierigeren Ausgangsbedingungen starteten die Menschen Mesoamerikas rund 4500 Jahre später in die agrarische Gesellschaft als die Menschen des Fruchtbaren Halbmondes. Zudem verhinderten die geographische Lage des amerikanischen Kontinents in Nord-Süd-Ausrichtung, die damit verbundenen verschiedenen Klimazonen und natürliche Barrieren wie Wüsten und Urwälder, dass die verschiedenen Gründerzentren auf diesem Kontinent, neben Mesoamerika, die Anden, das Amazonasgebiet und die Mississippi-Region in den USA, sich frühzeitig austauschen konnten und sich domestizierte Pflanzen und Haustiere ausbreiteten. Die Gründerzentren waren über Tausende von Jahren voneinander isoliert. Nach Diamond sind all diese unterschiedlichen Voraussetzungen eine zentrale Ursache für die spätere unterschiedliche Entwicklung in den einzelnen Weltregionen und letztlich auch der Grund, warum die indianische Urbevölkerung den europäischen Kolonisatoren nichts gleichwertiges entgegensetzen konnte. Sowohl was Waffen und Ausrüstung angeht als auch Strategien der Kriegsführung und Kulturtechniken wie Schreiben und Informationsübermittlung waren sie hoffnungslos unterlegen. Sie wurden erbarmungslos an den Rand gedrängt oder ausgerottet.

Auch dass der damalige Papst Paul III. in der Bulle Sublimis Deus im Jahre 1537 die Indianer als vernunftbegabte Wesen mit einer Seele, also zu Menschen wie alle anderen erklärte, änderte nichts an diesem Sachverhalt. Jeder Mensch habe das Recht auf Freiheit und Eigentum und deshalb dürften die Indianer wie alle anderen indigenen Völker auch nicht versklavt werden. Wer dagegen verstößt, folge den Einflüsterungen des Satans. Diese weitreichenden

Festlegungen hinderten Papst Paul III. jedoch nicht einige Jahre später den christlichen Staaten Besitz und Handel mit muslimischen Sklaven zu erlauben.

Die beiden beschriebenen Beispiele der Entwicklung agrarischer Gesellschaften, Fruchtbarer Halbmond einerseits Mesoamerika andererseits, zeigen nicht nur, wie unterschiedlich die Voraussetzungen waren und dementsprechend die Verläufe vor sich gingen, sie weisen auch auf einen weiteren sehr bedeutsamen Aspekt hin: Sowohl was die Domestizierung von Pflanzen als auch von Tieren angeht, haben die Menschen die gesamte Flora und Fauna auf die Brauchbarkeit für ihre Zwecke getestet. Dabei konnten sie auf ihre Erfahrungen aus der Zeit als Jäger und Sammler zurückgreifen. Sie wussten, dass von den rund 200 000 Wildpflanzen nur wenige tausend für den menschlichen Verzehr geeignet sind. Und diese wurden, wie eine Fundstellen am Rande des Euphrattales in Syrien beweist, systematisch auf ihre Brauchbarkeit für die Domestikation getestet (Diamond Arm und Reich S. 168). Aber nicht nur die systematische Suche fällt auf, sondern auch – am Beispiel der Züchtung des Mais wurde dies besonders deutlich – mit welch trotziger Zuversicht die Menschen daran gingen, Pflanzen mit zunächst kaum messbarem Erfolg auszulesen und mit der Hoffnung auf Ertragssteigerung immer wieder auszusäen.

Nachdem das Prinzip der natürlichen Auslese einmal verstanden war, wurde es verallgemeinert und auf alle Pflanzen, die in irgendeiner Weise Erfolg versprachen, angewendet. So wurden selbst Pflanzen mit bitteren oder giftigen Wildvorfahren wie Mandeln, Kartoffeln oder Kohl, in den Speiseplan aufgenommen, indem deren genießbare Mutationen gezielt gesammelt wurden.

So wurden vor rund 10000 Jahren im Gebiet des Fruchtbaren Halbmondes die frühesten Kulturpflanzen wie Weizen, Gerste und Erbsen domestiziert. In einer zweiten Phase folgten vor rund 6000 Jahren die ersten Obst- und Nussbäume. Dazu zählten Oliven, Feigen, Datteln, Granatäpfel und Trauben. Rund 3000 Jahre später wurden weitere Obstbäume wie Äpfel, Birnen, Pflaumen und Kirschen kultiviert. Diese Obstsorten waren schwieriger zu domestizieren, da sie komplizierte Veredelungsverfahren durchlaufen mussten (Diamond, Arm und Reich S. 142 ff).

Unsere Vorfahren haben die Flora so gründlich durchforstet, dass für modern Pflanzenzüchter kaum noch Pflanzen übrig blieben, die nutzbar gemacht werden konnten. So sind zwar bei Beeren (Blaubeeren, Preiselbeeren) und Nüssen (Macadamia-, Pekan- und Cashewnüssen) einige neue Züchtun-

gen gelungen, die aber im Vergleich mit so wichtigen Gewächsen wie Weizen, Mais oder Reis eine eher geringe Bedeutung haben.

Ähnlich wie bei den Pflanzen suchten die Menschen auch in der Tierwelt nach Kandidaten, die sie für ihre Zwecke nutzen konnten. Von den 148 großen Säugetierarten blieben allerdings nur fünf Tierarten übrig, die den Weg in die erste Liga schafften. Das sind Schaf, Ziege, Rind, Schwein und Pferd, die weltweit von Bedeutung sind. Die wilden Vorfahren dieser fünf lebten ausschließlich auf dem eurasischen Kontinent. Daneben gibt es neun weitere Arten, wie verschiedene Kamel- und Rinderarten, sowie Esel und Rentier, die nur von regionaler Bedeutung sind.

Zwar wurden auch verschiedene andere Tierarten wie Elefanten oder Geparden gezähmt, erreichten aber nie den Status eines Haustieres, was bedeutet, dass es sich unter der Obhut des Menschen fortpflanzt und von diesem durch Zuchtwahl im Hinblick auf bestimmte gewünschte Eigenschaften verändert wird. Daneben wurden auch viele Kleintiere wie Meerschweinchen und Kaninchen, zahlreiche Vogelarten (Hühner, Gänse, Enten, Truthähne und Perlhühner), sogar Insekten (die Honigbiene in Eurasien und der Seidenspinner in China) gezüchtet, konnten aber nie Bedeutung der großen Fünf erlangen.

Eine Sonderrolle spielt der Hund, der wohl als erster Begleiter des Menschen, lange bevor sie zur agrarischen Lebensweise übergingen, als Jagdgefährte und Wächter diente.

Wie kommt es nun aber, dass die meisten Haustierarten aus dem eurasischen Raum stammen und beispielsweise aus dem afrikanischen Raum südlich der Sahara kein einziges, obwohl die ostafrikanische Savanne eine Vielzahl großer Säugetierarten beherbergt? Warum viele Rinderarten weltweit, nicht aber der afrikanische Büffel? Warum Pferde, aber nicht Zebras?

Für die Eignung als Haustiere müssen diverse Eigenschaften vorhanden sein. In der Regel waren die erfolgreichen Züchtungen Herdentiere mit einer ausgeprägten Dominanzordnung, so dass der Mensch die Rolle der dominanten Tiere übernehmen konnte. Außerdem beanspruchten sie kein Revier und duldeten andere Tiere auf ihrer Weide. Wenn zwei Herden oder dominante Männchen um ein Revier kämpfen, lassen sie sich in keinem Fall in einen engen gemeinsamen Pferch sperren. So gibt es für die meisten Tierarten diverse weitere Gründe, warum sie als Haustiere für den Menschen nicht in Frage

kommen. Gerade afrikanische Büffel und Zebras sind generell sehr aggressiv, so dass es für Menschen lebensgefährlich oder zumindest der Gesundheit sehr abträglich wäre, ihnen nahe zu kommen.

Seit der Domestikation der beiden Kamelarten vor 4500 Jahren war somit die Liste der in Frage kommenden großen Säugetiere vollendet, die mit der neolithischen Revolution vor 10 000 Jahren begann. Es sind seitdem keine weiteren Haustiere dazugekommen. Zweifellos wurden alle in Frage kommenden Tierarten mehrfach getestet. So zeigen ägyptische Malereien, wie Menschen Gazellen, Kuhantilopen, Giraffen oder sogar Hyänen abrichten.

Im 19. und 20. Jahrhundert wurden mit wissenschaftlicher Begleitung breit angelegte Zuchtprogramme mit Elenantilope, Hirsch, Elch, Moschusochse, Zebra und amerikanischem Bison durchgeführt. Sie blieben ohne Erfolg – die klassische Liste der Haustiere hatte Bestand (Diamond, Arm und Reich S. 196 f.).

Eine besondere Rolle nimmt die Domestikation des Pferdes ein. Dies betrifft zunächst den Ort. Sie erfolgte nicht im Bereich des Fruchtbaren Halbmondes, sondern in der westeurasischen Steppe, in einem Gebiet nördlich des Kaukasus zwischen Schwarzem Meer und Kaspischem Meer. Dies war die Heimat der frühen Indoeuropäer, die den „Viehnomadismus“ als Wirtschaftsweise entwickelt hatten. Das Halten von Schafen oder Rindern war in dem offenen Grasland in kleinerem Maßstab möglich. Als aber vor rund 7000 Jahren das Pferd domestiziert war, konnte die Tierhaltung in der Steppe um ein Vielfaches potenziert werden. Auf dem Rücken eines Pferdes lassen sich schnell große Entfernungen zurücklegen um große Schaf- oder Rinderherden zusammenzutreiben und mit der Erfindung des Ochsenkarrens konnten auch große Lasten über weite Strecken transportiert werden.

Beide Wirtschaftsweisen, die Kultur der Bauern und Viehzüchter aus dem Fruchtbaren Halbmond und die Wirtschaftsform der Viehnomaden entwickelten sich unabhängig voneinander und kamen etwa zur gleichen Zeit in Europa an. „Wir haben es also in Europa mit zwei Varianten des Übergangs vom Jäger- und Sammler-Dasein zu tun, mit zwei unterschiedlichen, neolithischen Revolutionen“ (Haarmann S. 25). Zwar entwickelten sich beide Varianten unabhängig voneinander, begannen aber vor rund 5000 Jahren sich zu vermischen, als die Steppenvölker aufgrund klimatischer Verschlechterungen in ihrer Heimat in mehreren Wellen Richtung Westeuropa und Indien

wanderten (Diamond 1994, Der dritte Schimpanse S. 340 f). Ihre Kultur muss überzeugend oder ihre Kriegsführung überwältigend gewesen sein, denn noch heute sprechen nahezu alle Europäer und viele Menschen in Südasien bis Indien indoeuropäische Sprachen.

Im Nachhinein ist es geradezu verblüffend, wie zielstrebig, systematisch und umfassend die Menschen Flora und Fauna durchforstet haben um die für sie geeigneten Kandidaten zu finden. Was die domestizierten Pflanzen angeht, wurde schon am Beispiel des Maises darauf hingewiesen, wie über viele Generationen mit großer Zähigkeit daran festgehalten wurde, ein Getreide mit möglichst großen, einfach zu erntenden Körnern zu züchten. Man kann durchaus davon ausgehen, dass alle Pflanzen, die für die menschliche Ernährung oder andere Zweck nützlich schienen, mehrfach getestet wurden. So wurde beispielsweise vor rund 4500 Jahren in den Kulturen des Mississippi im amerikanischen Osten das Sumpfgras domestiziert. Es hatte einen hohen Anteil an Eiweiß und Öl, aber diverse Nachteile, die den Anbau eher zu einem Abenteuer werden ließ: Als Verwandte der Ambrosiapflanze ist das Gras stark allergieauslösend, Berührungen können zu Hautreizungen führen und der Geruch ist alles andere als angenehm. Diese Pflanze wurde auch konsequenterweise nicht mehr angebaut, sobald das mexikanische Trio aus Mais, Bohnen und Kürbis in der Landwirtschaft am Mississippi übernommen worden war (Diamond, Arm und Reich S. 176 f). In jedem Fall zeigt das beschriebene Beispiel mit welch einer geradezu penetranten Hartnäckigkeit und stoischem Eifer die Domestizierung betrieben wurde.

In ähnlicher Weise wurde auch die Tierwelt durchforstet um passende Kandidaten für das Zusammenleben mit den Menschen zu finden. Nachdem die Domestikation der großen Säugetiere vor rund 4500 Jahren zu einem Ende gekommen war, „müssen praktisch alle der 148 großen Säugetierarten der Welt viele Male getestet worden sein“, so dass keine geeigneten Kandidaten übrig blieben (Diamond, Arm und Reich S. 196).

Sowohl die systematische Suche, die hartnäckige Zielstrebigkeit wie auch das Verständnis der Prozesse, die das Züchten von Pflanzen und das Halten von Tieren mit sich bringt, offenbaren, dass die ersten Bauern und Viehzüchter – wie alle Menschen – über ein universelles Vermögen verfügten, das ihnen erlaubte alle Potentiale, die ihnen in ihrer damaligen historischen Situation zu Verfügung standen, auszuschöpfen. Und sie taten dies so gründlich, dass uns

in dieser Hinsicht lediglich noch Kleinigkeiten wie das Züchten von Labormäusen übrig bleiben.

Am Beispiel der Domestikation des Pferdes lässt sich besonders schön demonstrieren, mit welcher Energie und Zielstrebigkeit die ersten Züchter vorgingen um dieses Tier möglichst perfekt für ihre Zwecke einzusetzen. Nachdem das Pferd vor rund 6000 Jahren vermutlich zunächst als Lieferant von Fleisch und Fell domestiziert war, wurden wenige Jahrhunderte später von den Reitervölkern in der Gegend der heutigen Ukraine Sattel und Zaumzeug benutzt. Das Pferd als Reittier veränderte nicht nur die Wirtschaftsweise der Steppenvölker, sondern revolutionierte auch die Kriegsführung. Jahrhunder telang waren nun Reitervölker aufgrund der Schnelligkeit ihrer Pferde allen anderen kriegsführenden Parteien weit überlegen.

Die Militärs der frühen Großreiche wie der Assyrer und Hethiter entwickelten den von Pferden gezogenen Streitwagen und konnten so die Macht ihrer Herrscher ausbauen. Vor rund 3700 Jahren fielen die Hyksos, ein Nomadenvolk unbekannter Herkunft, in Ägypten ein, eroberten mit ihren Streitwagen das ganze Land und stellten schließlich für einige Zeit den Pharao. Bis dahin kannten die Ägypter weder Pferde noch Kampfwagen, und erst als sie selber die neue Kampftechnik beherrschten, konnten sie die Hyksos wieder aus Ägypten vertreiben.

Seit rund 3000 Jahren wurden größere Pferde gezüchtet, auf denen Krieger schneller und wendiger kämpfen konnten. Die Streitwagen kamen sozusagen aus der Mode. Die Beziehung Alexander des Großen zu seinem Pferd Bukephalos war ebenso legendär wie seine Reiterei erfolgreich.

Im Mittelalter wurde durch die Einführung des Steigbügels das Reiten weiter perfektioniert. Durch die Anwendung des Kummets, eines gepolsterten Halskragens, konnte das Pferd auch als Zug- und Arbeitstier eingesetzt werden. Die bis dahin benutzten Geschirre schnürten den Pferden bei schweren Lasten die Luft ab. Im Hochmittelalter waren die teuren Reitpferde nahezu ausschließlich dem Adel vorbehalten, aus dem dann schließlich die Kultur und Kriegsführung der Ritter hervorging.

Bis zum Ersten Weltkrieg war das Pferd in der Kriegsführung praktisch unersetztbar, und erst mit der Durchsetzung der Motorisierung verschwand es nach und nach aus dem öffentlichen Verkehr, der Wirtschaft und der Landwirtschaft. Auch wenn das Pferd heute nicht mehr die zentrale Bedeutung

wie in den vergangenen Jahrtausenden hat, vermag ein Reiter, der im Galopp durch das Gelände jagt, noch immer die Phantasie zu beflügeln.

In diesem kurzen Abriss der Geschichte des Pferdes wurde deutlich, wie sowohl das Pferd selbst als auch die verschiedenen Hilfsmittel über Hunderte von Generationen den verschiedenen Zwecken entsprechend verändert und perfektioniert wurden. Der Drang nach Vollkommenheit kennt keine Grenzen.

Allerdings haben Haustiere nicht nur Vorteile für uns Menschen. Es wurde eine Entwicklung in Gang gesetzt, die nicht vorgesehen und vor allen Dingen alles andere als erwünscht war: Durch die höhere Bevölkerungsdichte und das enge Zusammenleben von Mensch und Tier, die oft genug gemeinsam unter einem Dach lebten, entstand eine Reihe neuer Krankheiten mit oft verheerenden Folgen.

So wurde durch molekularbiologische Untersuchungen nachgewiesen, dass das Masernvirus am engsten mit dem Erreger der Rinderpest verwandt ist. Die Masern sind eine hoch ansteckende Infektionskrankheit, die wir vor allem als Kinder kennengelernt und oft auch durchgemacht haben. Sie kommen weltweit vor und gehören zu den häufigsten Infektionskrankheiten. In Länder mit niedrigen Standards bei Hygiene und Gesundheitsvorsorge kommt es immer wieder zu Massenepidemien mit hohen Krankheits- und Sterblichkeitsraten. Eine spezielle Therapie gibt es nicht, aber durch weltweite Impfkampagnen, wie sie von der WHO durchgeführt wurden, konnte die Anzahl der Sterbenden von 2000 bis 2010 um rund 74 Prozent gesenkt werden.

Masern werden ausschließlich von Mensch zu Mensch übertragen. Tiere und vor allem Rinder erkranken daran nicht. Umgekehrt erkranken Menschen nicht an der Rinderpest, einer gefährlichen Seuche unter Rindern und deren wild lebenden Verwandten. Die enge Verwandtschaft zwischen dem Rinderpestvirus und dem Masernvirus legt den Schluss nahe, dass der Erreger der Rinderpest durch den engen Kontakt zwischen domestizierten Rindern und Menschen auf letzteren übersprang und sich im Laufe der Zeit über verschiedenen Zwischenstufen zu dem Masernvirus entwickelte, das nur von Mensch zu Mensch übertragen wird. Über rund 10 000 Jahre hatte das Virus schließlich genügend Zeit um es sich bei uns Menschen gemütlich zu machen.

Doch nicht nur was die Masern betrifft, sind die Erreger der menschlichen und der tierischen Erkrankung am engsten verwandt, auch für Tuberkulose

und Pocken gibt es bei Rindern entsprechende Krankheitsformen. Dagegen gibt es bei Grippe Erkrankungen bei Schweinen und Enten und für die Malaria tropica Erkrankungen bei Hühnern und Enten, deren Erreger am engsten mit der menschlichen Art verwandt sind (vgl. Diamond, Arm und Reich S. 246 f).

Die Parallelen sind eindeutig und verblüffend zugleich; sie zeigen uns die Grenzen. Auch wenn wir die Natur für unsere Zwecke umgestalten, wie es Bauern und Viehzüchter zum ersten Mal in einem größeren Maßstab getan haben, bleiben wir doch auch Teil der Natur. Die neu entstandenen, verheerenden Krankheiten führen es uns drastisch vor Augen. Sie zeigen uns aber auch den Januskopf geschichtlicher Entwicklung. Offensichtlich hat jeder Eingriff in die Natur Folgen, die zunächst nicht absehbar, die womöglich gar nicht gewollt waren, mit denen wir dann aber leben müssen. Wir haben nicht nur für die Erfolge, sondern für alle Folgen, ob positiv oder negativ, gerade zu stehen.

Goldgräberstimmung: Vor rund 7500 Jahren lernten die Menschen ein völlig neues Material zu nutzen, was bis heute ähnlich weitreichende Folgen hat wie die Einführung der Landwirtschaft: Sie fingen an Metalle zu bearbeiten. Zunächst wurden die elementar vorkommenden Metalle wie Gold, Silber und Kupfer bearbeitet, indem die gewünschte Form aus dem Rohmaterial gehämmert wurde. Das älteste bisher entdeckte, bearbeitete Gold wurde im Gräberfeld von Warna nahe der bulgarischen Stadt gleichen Namens gefunden (Wikipedia, Gräberfeld von Warna, 1.4.13). Neben Skeletten in diversen Gräbern wurden in sogenannten symbolischen Bestattungen reiche Grabbeigaben aus Gold wie Ketten, Armreife, ein Zepter aus Gold, Teile einer Streitaxt, kuriöserweise eine Art Penishülle und anderes mehr gefunden. Die Funde deuten darauf hin, dass sich hierarchische Machstrukturen und eine patriarchalische geprägte Oberschicht entwickelt hatten.

Der bekannteste Mensch aus dieser Epoche, die Gletschermumie Ötzi, der vor 5300 Jahren lebte, trug ein gut erhaltenes Kupferbeil mit sich. Nach und nach lernten die Menschen Metalle in der Erde, in offenen Gruben abzubauen, zu erhitzen, zu schmelzen und zu gießen. So wurde neben Kupfer, Gold und Silber auch Blei und Zinn abgebaut. Damit waren die Bedingungen für die folgende Bronzezeit gelegt.

Die Herstellung von Bronze vor rund 5000 Jahren wurde zum ersten Mal in Palästina und Ägypten nachgewiesen. Bronze ist härter als Kupfer und

eignet sich dadurch gut für die Herstellung von Waffen und Werkzeugen. Bronze ist eine Legierung und besteht zu 90 Prozent aus Kupfer und 10 Prozent aus Zinn. Schon diese Tatsache zeigt, dass eine lange Zeit vorangegangen sein muss, in der die Menschen Erfahrungen mit Metallen gesammelt und Experimente mit diversen Mischungen gemacht haben müssen. Überhaupt verlangt der ganze Arbeitsprozess vom Abbau der Erze, der Behandlung des Rohmaterials, das Schmelzen, Mischen und Gießen der flüssigen Metalle, das Herstellen der Formen usw. viel Wissen, reiche Erfahrung und großes Können von den beteiligten Menschen. Durch die Erfordernis Kupfer und Zinn aus den unterschiedlichen Regionen zusammenzuführen entstanden weite Handelswege im europäischen und vorderasiatischen Raum.

All dies führte dazu, dass sich eine ausgeprägte Arbeitsteilung entwickelte und erste Berufe wie Bergmann oder Schmelzer entstanden. Außerdem konnten nun über die Beherrschung der Rohstoffe, der Herstellung von Bronze-waffen, Werkzeugen oder Schmuck oder die Herrschaft über die Handelswege Reichtümer angehäuft werden, und es bildete sich eine Oberschicht heraus, die ihre neuen Einflussmöglichkeiten nutzte um ihre Macht auszubauen und auszudehnen. Soziale Unterschiede entstanden und die herrschende Oberschicht bestimmte und regelte die Lebensbedingungen der Bevölkerung.

Einige Jahrhunderte später, vor 3600 Jahren entdeckten die Menschen ein neues Metall, das ihren Bedürfnissen noch besser entsprach: das Eisen. Das Eisenerz fanden sie an manchen Stellen direkt an oder unter der Erdoberfläche (Raseneisenerz) oder sie bauten es wie die anderen Metalle unter der Erde ab. Es ließ sich im Schmelzofen, allerdings bei höheren Temperaturen, schmelzen, konnte dann aber im glühenden Zustand in die gewünschte Form geschmiedet und durch Abschrecken in Wasser elastisch gemacht werden. Geschmiedetes Eisen war härter, widerstandsfähiger und gleichzeitig biegsamer als Bronze, so dass diese nach und nach verdrängt wurde. Dadurch wurde der Magier des Eisens, der Schmied, zu einem der wichtigsten Handwerker. Er war als Künstler hoch angesehen und wurde in verschiedenen Kulturen sogar als Gott oder gottähnlich verehrt.

Die Hethiter waren die ersten, die die Bearbeitung des Eisens beherrschten, und sie hüteten dieses Geheimnis bis zum Ende ihres Reiches. Die ersten Nachweise über die Verhüttung von Eisen sind dort aus der Zeit vor 3600 Jahren erbracht worden. Vor 3200 Jahren breitete sich diese Technik im Vorderen

Orient und im Mittelmeerraum aus (Wikipedia, Eisenzeit, 6.7.13) und kam vor rund 2800 Jahren nach Mitteleuropa. Dort entwickelten sich die Kelten zu Meistern des Eisens. Sie brachten die Kunst des Schmiedens zu neuen Höhen und wurden berühmt für ihren Damszener Stahl, bei dem verschiedene Stähle in mehreren Schichten zu einem Werkstück beispielsweise einem Schwert geschmiedet wurden. Nach der Politur wies die Waffe die typischen organischen Muster eines Damaszener Stahls auf.

Aufgrund ihrer waffentechnischen Überlegenheit breiteten sich die Kelten über weite Teile Europas aus, eroberten Gebiete in West- und Osteuropa und gelangten bis nach Italien. Sie fügten dem jungen römischen Heer eine vernichtende Niederlage zu, eroberten Rom bis auf das Kapitol und zogen erst nach Übergabe eines üppigen Lösegeldes wieder ab.

Mit der Entdeckung der Kohle als neuem Energieträger und der Erfindung der Dampfmaschine erreichte im Zuge der Industriellen Revolution der Bergbau und damit die Gewinnung von Metallen eine bis dahin nie dagewesene Dimension.

Auf der Grundlage systematischer Untersuchungen wurde Eisen durch die Legierung mit anderen Metallen wie Chrom oder Vanadium für die unterschiedlichsten Zwecke zu Stahl veredelt, drang in nahezu alle Bereiche vor und wurde auf diese Weise zu einer wichtigen Grundlage unserer heutigen Kultur. Ob Stahlbeton für unsere Häuser, Bleche für Autokarosserien, Stahlplatten für Containerschiffe oder Edelstahl für Kochtöpfe – wohin man auch schaut sind Eisen und andere Metalle verarbeitet.

Doch es wurden nicht nur neue Verfahren entwickelt und die Produktion von Metallen um ein Vielfaches ausgedehnt, auch viele neue Metalle wurden im Laufe der Industriellen Revolution entdeckt. Man denke nur an Aluminium, das aufgrund seiner Leichtigkeit im Flugzeugbau unverzichtbar ist.

Heutzutage ist oft von dem Erz Coltan die Rede, das vor allem in Zentralafrika vorkommt und dort unter äußerst menschenunwürdigen Bedingungen abgebaut wird. Aus Coltan wird das Metall Tantal gewonnen, ohne das kein Handy funktionieren würde.

So massiv wie heute Bergbau betrieben wird, verändert er Erdoberfläche und Atmosphäre. Nicht nur Berge werden abgetragen und neu aufgeschüttet; Erze, Mineralien und Metalle, die über Jahrtausende in der Erdkruste eingeschlossen waren, werden herausgegraben und auf der Erdoberfläche verstreut.

In früheren Zeiten waren Mineralstoffe in Verbindung mit Metallen eher selten, so dass unser Körper beispielsweise nicht zwischen Zink und Kadmium unterscheiden kann. Dies hat fatale Folgen: Während wir Zink als Spurenelement benötigen, führt Kadmium, wenn es über die zinkbindenden Proteine aufgenommen wird, zu schweren bis tödlichen Vergiftungen. Gliedmaßen und das gesamte Knochengerüst werden brüchig und verursachen unerträgliche Schmerzen. Auf Blutarmut und chronischem Husten folgen Nierenversagen und Tod (Flannery S. 220/221).

Die Giftigkeit von Quecksilber ist bekannt. Mitte des letzten Jahrhunderts wunderten sich die Menschen in Minamata auf Japan über Katzen, die rückwärts gingen. Es stellte sich heraus, dass die Katzen unter einer Quecksilbervergiftung litten. Sie hatten nämlich die Fischabfälle von den Fischen gefressen, die in der Bucht von Minamata aus dem Meer gezogen worden waren. In der selben Bucht hatte die japanische Firma Chisso Corporation zwischen 1932 und 1968 ihre Quecksilberabfälle verklappt. So wanderte das Quecksilber von den Kleinstlebewesen im Wasser über die Fische zu den Katzen – und zu den Menschen. Dieses Gift reichert sich über die Nahrungskette immer mehr an und hat die unangenehme Eigenschaft, dass es sehr anhänglich ist: Man wird es nur schwer wieder los. Die Menschen klagten über taube Gliedmaßen, undeutliche Aussprache und Augenprobleme. Viele machten die Folgen wahnsinnig und sie schrien vor Schmerz. Die Unternehmensleitung versuchte über Jahre die Probleme durch Täuschungen und Drohungen unter den Teppich zu kehren, bis sie sich 1968 gezwungen sah die Verklappungen einzustellen. Doch bis zu diesem Zeitpunkt hatten über zehntausend Menschen körperliche und geistige Schäden, die nicht mehr geheilt werden konnten (Flannery S. 216).

Zahnfüllungen aus Amalgam bestehen zu 50 Prozent aus Quecksilber. Viele Menschen haben sich diese Füllungen wieder entfernen lassen, weil sie an allen möglichen Symptomen wie Kopfschmerzen oder Hautausschlägen litten.

Vermutlich sind wir alle inzwischen wandelnde Lagerstätten der verschiedensten Metalle, ohne dass wir es wissen und ohne dass wir die Folgen absehen können. Denn die Liste giftiger Metalle lässt sich problemlos fortsetzen: Blei, Arsen, Lithium um von den radioaktiven Elementen wie Uran oder Plutonium gar nicht zu reden.

Eine ganz andere Dimension von Problemen, die sich aus der Gewinnung von Metallen ergeben, zeigt sich in den Berichten an den Club of Rome:

Schon im ersten Bericht, der unter dem bezeichnenden Titel „Grenzen des Wachstums“ im Jahr 1972 erschien, wird die Frage erörtert, ob die Erze, aus denen wir die Metalle gewinnen, nicht in naher Zukunft erschöpft sind. Schon damals wurden Szenarien darüber entwickelt, was unsere Gesellschaft erwartet, wenn die Verfügbarkeit der mineralischen Ressourcen ständig abnimmt. Der letzte Bericht aus dem Jahr 2013 kommt zu dem Schluss, dass die jüngsten Versuche der weltweiten Wirtschaft durch neue Verfahren auch noch die letzten verfügbaren Erze auszubeuten, einem erbarmungslosen Krieg gegen unseren Planeten gleichen, der letztlich nicht zu gewinnen ist. „Auf lange Sicht wird sich der Planet vom Angriff der die Bodenschätze ausbeutenden Menschheit erholen und die einzigen möglichen Opfer sind am Ende wir selbst“ (Bardi S. 151).

Um nicht Opfer der eigenen Wirtschaftsweise zu werden, müssen wir unser Verhalten grundlegend ändern: Weg von der Supermarktmalität, die beinhaltet alles kaufen zu können und Reste und Abfall über die Mülltonne zu entsorgen. Weg von der Vorstellung die Ausplünderung der Erde ließe sich weiterhin ohne gravierende Folgen fortsetzen und unser Leben verlief in den gewohnten Bahnen. Wir müssen lernen unseren Verbrauch zu reduzieren und gebrauchte Mineralien und andere Stoffe wieder zu verwerten.

Wichtige Elemente unserer bisherigen Lebenshaltung lassen sich nur aufrecht erhalten, wenn wir ganz und gar nachhaltig wirtschaften. Wir müssen sorgsam mit der Erde umgehen. Wir haben nur die eine. In unserer Geschichte standen wir immer wieder vor existenziellen Problemen. Es besteht kein Grund zu der Annahme, dass wir die derzeitige Krise nicht lösen könnten. Das Potential ist vorhanden. Auf der Grundlage unseres universellen Vermögens können wir intellektuelle Kraft, emotionale Dynamik, ethische Energie und powervolle Tatkraft mobilisieren um dieser Krise, der ersten wirklich globalen Krise, die alle Menschen betrifft, zu begegnen. Wir müssen es allerdings wollen und viele liebgewonnene Gewohnheiten überwinden.

Interessanterweise vergleicht Bardi die Entwicklung der Krise mit den fünf Stadien der Trauer, wie sie von Kübler-Ross (New York 2005) beschrieben wurden. Menschen durchleben sie in der Regel, wenn sie einen persönlichen Verlust erleiden oder geliebte Angehörige oder Freund verlieren: Nichtwahrhabenwollen, Zorn und Wut, Feilschen und Verhandeln, Depression, Akzeptanz. Demnach befände sich die Gesellschaft angesichts der Krise tief im Stadium

des Nichtwahrhabenwollens mit Anfällen von Zorn und Wut. Die Menschen haben von Problemen der Ressourcenknappheit, Umweltzerstörung und Verschmutzung der Meere gehört, viele haben schon begonnen ihr Verhalten zu ändern, aber die meisten sind desinteressiert oder tun sie ärgerlich als extreme Ansichten von Weltuntergangspropheten ab (Bardi S. 309/310).

15. Große Städte, große Reiche – Sicherheit gegen Freiheit

Die älteste Stadt der Welt ist Jericho. Sie liegt im Jordangraben, 250 Meter tiefer als der Meeresspiegel nördlich des Toten Meeres. Sie war mit einer sechs Meter hohen Mauer und wehrhaften Türmen befestigt. Die Stadt, deren Name sich vom Mondgott Jarich ableitet, liegt an einer uralten Handels- und Karawanenstraße. Als Oasenstadt wird sie auch Palmenstadt genannt.

Im Alten Testament, im Buch Josua (6), wird farbenfroh erzählt, wie die israelischen Stämme Jericho eroberten. Demnach zogen die Israeliten auf Anraten Gottes an sechs Tagen je einmal mit Priestern, Bundeslade und kriegsfähigen Männern um die Stadt. Am siebten Tag zogen sie erneut um die Stadt. Als die Priester die Hörner bliesen, stimmten alle ein lautes Kriegsgeschrei an. Da stürzten die Mauern der Stadt Jericho in sich zusammen und die Israeliten drangen von allen Seiten in die Stadt ein. Nach dem Befehl ihres Gottes töteten sie alles, was in der Stadt lebte mit dem Schwert: Männer und Frauen, Kinder und Alte, Rinder, Schafe und Esel.

Da ich mit der aufgeworfenen Fragestellung in den Bereich der Geschichtskomme, in dem es auch schriftliche Aufzeichnungen gibt, werde ich auch Zeitangaben in der Art vor u. Z./nach u. Z. verwenden.

Die archäologischen Befunde verweisen die Erzählung des Alten Testaments ins Reich der Legenden. Während der Geschichte der Stadt war die Besiedlung Jerichos mehrfach aufgegeben und dann wieder aufgenommen worden. Als die israelischen Stämme in den Jahren um 1300 v. u. Z. die Region eroberten, war Jericho eine kleine unbefestigte Siedlung, die im folgenden Jahrhundert aufgegeben wurde (Wikipedia, Jericho 10.9.13).

Zwar lassen sich erste Siedlungsspuren bis in die Zeit vor 11 000 auffinden, die erste Stadtmauer wird auf die Jahre 10 050, also 8050 v. u. Z., datiert.

Die bei den Ausgrabungen gefundene Töpferware und andere Gegenstände zeigten, dass Jericho ausgedehnte Handelsbeziehungen mit Syrien, Anatolien und Ägypten unterhielt, und diesen Handel vermutlich auch kontrollierte. Der dadurch entstandene Reichtum erregte das Interesse benachbarter Stämme und brachte es vermutlich mit sich, dass die Siedlung immer wieder überfallen

wurde. Entsprechende Gegenmaßnahmen führten dazu, dass die Bewohner vor rund 5000 Jahren ihre Sicherheitsvorkehrungen verstärkten und begannen zwei Ringmauern mit Graben und Türmen zu bauen. Die Befestigungen müssen so beeindruckend gewesen sein, dass sie noch Jahrhunderte später, als die Mauern längst zerfallen waren, ihren Niederschlag in Erzählungen wie dem Alten Testament gefunden haben. Ackerbau in Verbindung mit Bewässerungsanlagen, wie sie in Ägypten oder Mesopotamien entwickelt wurden, lassen sich für die Gegend um Jericho nicht nachweisen.

Eine andere „Megacity“ des späten Neolithikums war Uruk. Vor mehr als 5000 Jahren entwickelte sich an diesem Ort, dem heutigen Warka im Süden des Irak, eine Form des Zusammenlebens, die für uns heutige Menschen die dominierende Lebensform ist: städtisches Leben. Unter Stadt wird dabei im Unterschied zu einem großen Dorf oder anderen größeren Ansiedlungen eine größere, abgegrenzte und zentralisierte Siedlung verstanden, die oft im Schnittpunkt verschiedener Verkehrswege liegt, eine eigene Regierung, Verwaltung, Markthoheit, einen eigenen Kult sowie eine sozial differenzierte Bevölkerung hat.

Aus kleinen Ansiedlungen entwickelte sich im Süden Mesopotamiens ein überregionales Zentrum, das um 3500 v. u. Z. eine Fläche von mehr als fünf Quadratkilometer umfasste. Was heute in der Ausdehnung einer Kleinstadt entspricht, war damals der Beginn einer revolutionären Entwicklung; eine Art Initialzündung.

Das Zentrum der Stadt wurde durch die Kultbauten der beiden Hauptgötter strukturiert. Im Eanna-Bezirk dominierte das große Heiligtum der Göttin Inanna/Ischtar mit mächtigen Tempelgebäuden und ausgedehnten Höfen, während im Viertel Kullaba, im Anu-Tempel mit seinem gewaltigen Tempelturm (Zikkurat) zum Himmelsgott An gebetet wurde (Wikipedia, Uruk, 9.9.13).

Die Ausgrabungen geben Hinweise auf ein hochentwickeltes Verwaltungssystem. So wurden Rollsiegel gefunden, die die bis dahin üblichen Stempelsiegel abgelöst haben. Rollsiegel sind kleine Zylinder, die sich fortlaufend abrollen lassen, immer wieder das gleiche Motiv abdrucken und eine Art Reliefband ergeben. Sie wurden sowohl benutzt um Transportgefäße zu versiegeln als auch Urkunden zu besiegeln und waren eine Art individuelle Unterschrift für einzelne Personen oder Institutionen.

Die folgenreichste Neuerung war allerdings die Entwicklung der Schrift, die erste der Menschheit. Aus zunächst verwendeten Piktogrammen entwickelte sich die Keilschrift, die primär verwendet wurde um verwaltungstechnische Abläufe wie Rechnungen, Steuern und Abgaben zu dokumentieren. Später wurden auch literarische Texte und medizinische oder astronomische Abhandlungen in Keilschrift verfasst. Auch der älteste bekannte Friedensvertrag der Welt, der zwischen dem ägyptischen Pharao Rames II. und dem Hethiterkönig Hattusili III. nach der Schlacht bei Kadesch im Jahr 1259 v. u. Z. geschlossen wurde, war in Keilschrift verfasst.

Die Grundlage von Uruks Reichtum war allerdings die Landwirtschaft. Die alljährliche Überschwemmung, die durch die Frühlingsschneeschmelze in den armenischen Bergen ausgelöst wurde und beim Tigris im März und beim Euphrat im April einsetzte, verwandelte das Land in eine riesige Wasserfläche. Wenn das Wasser durch Kanäle, Dämme und Schleusen angemessen verteilt werden konnte, der mit geführte Schlamm sich abgesetzt hatte und das Wasser langsam wieder abgeflossen war, verwandelte sich das Land in ein grünendes fruchtbare Paradies. „Von allen Ländern“, sagt Herodot, „ist meines Wissens keines so geeignet zum Getreidebau. Die Gaben der Demeter bringt es in solcher Fülle hervor, das es in der Regel zweihundertfältige Frucht trägt, mitunter sogar dreihundertfältige Frucht“ (zitiert nach Friedell S. 221). Die Organisation und Überwachung der Bewässerungsanlagen oblag sogenannten Priesterfürsten, weltliche und religiöse Macht lagen in einer Hand. Handel und Handwerk gewannen an Bedeutung, die Stadt wurde reich. Der Kauf, der Handel und der Einsatz von Sklaven, die in der Regel in Eroberungsfeldzügen erbeutet wurden, waren gang und gäbe.

Die Stadt selbst war von einer mächtigen, neun Kilometer langen Stadtmauer, die laut Gilgamesch-Epos von Gilgamesch selbst, dem legendären König von Uruk, erbaut worden sein soll. Die aufwendige Verteidigungsanlage weist darauf hin, dass die Bewohner Uruks gute Gründe gehabt haben müssen Leben, Haus und Eigentum gut zu schützen, denn umherziehende semitische Stämme oder machthungrige Nachbarn hätten all zu gern die Reichtümer Uruks an sich gerissen. Aber selbst wenn die Stadtmauer die Feine abhalten konnte, waren die Felder und Anlagen für die Wasserregulierung ungeschützt und konnten von diesen aus ohnmächtiger Wut oder taktischen Überlegungen

zerstört werden. Hier mag ein Motiv liegen, warum die Städte danach strebten ihr Umland auszudehnen und zu kontrollieren.

Uruk war zwar die bedeutendste, aber nicht die einzige Stadt im südlichen Mesopotamien während der Zeit der Sumerer (4000 bis 3000 v. u. Z.). Es gab viele Städte, deren Namen wir heute kaum noch kennen und die alle miteinander konkurrierten. Zeitweise führten sie Krieg gegeneinander, zeitweise verbündeten sich einzelne Städte miteinander um andere auszustechen.

„Es ist immer dasselbe: die Leute aus Umma oder Uruk oder sonst einem Stadtstaat brechen in das Nachbarreich ein, metzeln die Einwohner nieder, werfen Feuer in die Tempel und Paläste, zerschlagen die Götterstatuen und rauben die Schätze. Die Kanäle werden verstopft, die Nutztiere weggetrieben, die Obstbäume abgehauen, die Gärten niedergebrannt, die Wiesen zerstampft; nicht selten wird auch alles Ackerland durch Salpeter für die Zukunft unbrauchbar gemacht“ (Friedell S. 243).

Überhaupt ist die Geschichte Mesopotamiens über Tausende von Jahren eine unendliche Abfolge von Kriegen zwischen streitbaren Stadtstaaten, unterbrochen von Großreichen und Eroberungsfeldzügen aus Nachbarregionen. Über die Städte von Sumer, die Reiche Akkad (um 2235 bis 2094 v. u. Z.), Babylon (2000 bis 1595 v. u. Z.) und Assyrien (um 1700 bis 600 v. u. Z.) gab es in der Geschichte des Zweistromlandes zwar immer wieder friedliche Phasen, in denen Landwirtschaft und Handel blühten, aber dann folgten Krieg, Raub und Eroberung.

Möglicherweise lassen sich daraus auch die Grausamkeiten erklären, die beispielsweise von den Assyren bekannt sind. Es genügte ihnen nicht eine Stadt zu erobern und die Bauwerke zu zerstören. Sie wurde dem Erdboden gleichgemacht und ihre Bewohner gepfählt, gefoltert und ihre abgezogene Haut auf den Mauern ausgebreitet. Eine besondere Vorliebe hatten sie für die Methode des „Ausreißens“, d. h. die verpflanzten großen Teile eines besieгten Volkes in weit entfernte Gegenden des Reiches, wie es den besieгten Israeliten um das Jahr 587 v. u. Z. erging, als sie in die babylonische Gefangenschaft verschleppt wurden.

In Ägypten dagegen verlief die Entwicklung zu einem einheitlichen Staat deutlich anders. Zwar war auch hier der Fluss und sein alljährlich mitgeführtes Hochwasser die Grundlage der fruchtbaren Landwirtschaft, und deshalb gaben nach wie vor die Worte Herodots, Ägypten sei ein Geschenk des Nils. Der

Unterschied ergibt sich aus der speziellen Lage des Landes. Durch ihre Isolierung gleicht die Nilebene einem für die Außenwelt unzugänglichen Schlauch. Im Osten und Westen des Landes verhindern die Wüsten militärische Angriffe im größeren Maßstab. Im Norden bilden das Mittelmeer und im Süden die diversen Nilkatarakte eine natürliche Schutzwand. Deshalb bestimmte vor allem in der Frühzeit ein ungetrübtes Sicherheitsgefühl das Leben der Ägypter und führte zu einer optimistisch durchdrungenen Weltanschauung (vgl. Propyläen „Weltgeschichte“, Bd. 1, S. 328). Schutzmauern und ein großes Heer waren nicht nötig, ein Angriff, der größere Schäden anrichten konnte, unwahrscheinlich.

Doch 95 Prozent der Fläche Ägyptens sind Wüste, die Menschen ballten sich an den schmalen Ufern des Nils zusammen. Wenn das alte Ägypten nur zwei Millionen Einwohner hatte, war die Bevölkerungsdichte immer noch größer als beispielsweise in der heutigen Türkei, Friedell spricht sogar von sieben Millionen Einwohnern (S. 118). Das führte zu einer halb städtischen Lebensweise mit intensiven gesellschaftlichen Kontakten, obwohl es Städte im engeren Sinne über lange Zeiträume überhaupt nicht gab – abgesehen natürliche von den Hauptstädten, in denen jeweils der Pharao residierte (Propyläen S. 329).

Soweit Ägypten von anderen Kulturen isoliert und abhängig vom Nil betrachtet wird, erscheint es als ein Land, die Ägypter selber sprachen mit einer gewissen Berechtigung von zwei Ländern: der schmale Schlauch Oberägypten im Süden und das weite auseinanderstrebende Delta im Norden. Unterägypten, das ebenso fruchtbare wie sumpfige Delta, das über weite Strecken von einem Dschungel bedeckt ist, erinnert daran, dass in vorgeschichtlicher Zeit das ganze Nilufer von einem wuchernden Dickicht aus Papyrus, Lotos und anderen Sumpfgewächsen bedeckt war. Um zwischen vordringender Wüste und sumpfigem Dschungel bestehen zu können, mussten geplante Äcker mühselig gerodet und trocken gelegt werden. Gleichzeitig mussten die Felder immer wieder bewässert werden, damit sie nicht austrockneten und an die Wüste fielen. Die Arbeit war hart und mühevoll und muss sich über Tausende von Jahren hingezogen haben.

Wenn die Ägypter auch aufgrund ihres vorzüglichen Kalenders den Zeitpunkt der Nilflut berechnen konnten, so lag das Ausmaß der Flut nicht in ihrer Hand. Stand das Hochwasser nur einen halben Meter unterhalb des Optimums von rund acht Metern (vor dem Bau des Staudamms bei Assuan)

bedeutete dies eine schlechte Ernte und stand es nur einen halben Meter höher, wurden Dämme weggeschwemmt, Kanäle zerstört und im schlimmsten Fall die Dörfer mit ihren Lehmhütten unter Wasser gesetzt. In diesem Fall war die Ernte unwiederbringlich verloren und den Menschen drohte Hunger und Tod. „Die Legende von den sieben fetten und den sieben mageren Jahren war für Ägypten nie reine Phantasie; die Drohung war stets akut“ (Propyläen S. 307).

Im Laufe der vordynastischen Jahrtausende, also im Zeitraum von rund 5000 bis 3000 v. u. Z., schlossen sich einzelne Bauern in Dörfern und schließlich in Gauen zusammen, um das umfangreiche Bewässerungssystem zu erhalten, zu pflegen und auszubauen. Dieser Prozess wurde von sogenannten Gaufürsten organisiert: das ägyptische Wort für Gaufürst bedeutet dementsprechend „der die Kanäle baut“ (Wikipedia, Altes Ägypten 8.10.13). Diese hatten auch dafür zu sorgen, dass Getreide für die Zeit schlechter Ernten zur Verfügung stand.

Allerdings begannen die Gaufürsten auch Kriege gegeneinander zu führen. Die Ausgrabungen haben nicht nur eine große Anzahl von Pfeilspitzen und Keulenkäufe zu Tage gefördert; die gefundenen Skelette weisen auch reichlich viel gebrochene Knochen auf. Aus dem Gauen entstanden größere Einheiten, bis sich schließlich die beiden angesprochenen Länder herausbildeten, und um das Jahr 3000 v. u. Z. vereinigte Menes, der erste Pharao, Oberägypten und Unterägypten zu einem Reich.

Aufgrund seiner relativen Isolierung verlief der Prozess der Reichsbildung in Ägypten deutlich weniger gewalttätig als in Mesopotamien. Aber auch dort dominierte die Konkurrenz zwischen den einzelnen Gauen und Fürstentümern und höchstwahrscheinlich wurden auch zahlreiche Kriege geführt bis ein einheitliches Reich entstand. Spätestens nachdem Menes sich als Herrscher über die beiden Länder durchgesetzt hatte, war Ägypten eine absolute Monarchie. Als Pharao erließ er alle Gesetze, dirigierte das wirtschaftliche Geschehen und war als Mittler zwischen Menschen und Göttern für das religiöse Leben verantwortlich – galt als Vertreter des Gottes selbst als göttlich. Und dieser Zustand blieb von kleineren Unterbrechungen und unwesentlichen Veränderungen abgesehen über knapp 3000 Jahre lang stabil. Erst mit der Eroberung Ägyptens durch Alexander den Großen endete diese lange Periode.

Zwischen den großen Reichen Ägyptens und Mesopotamiens lag Syrien. Auch dort entstanden zahlreiche Städte wie Aleppo, Antiochia, Damaskus

oder Ugarit, deren Klang mit einer reichen kulturellen und geschichtlichen Entwicklung verbunden ist. Doch aufgrund seiner Lage im Spannungsfeld verschiedener Großmächte ist es in Syrien nie zur Entwicklung eines größeren Staatswesens, das über einzelne Städte hinausreichte, gekommen. Offensichtlich haben sich die syrischen Stadtkönige ständig untereinander bekriegt und sind nach Bedarf Bündnisse mit den benachbarten Großmächten eingegangen, so dass für diese Zeit kriegerische Auseinandersetzungen an der Tagesordnung waren. Insofern ist es berechtigt zu sagen, der syrische Boden sei mit Blut getränkt. Offensichtlich ist dieses Erbe noch heute virulent, denn in keinem anderen Land hat der Arabische Frühling zu so einem grausamen, blutigen und nicht enden wollenden Bürgerkrieg geführt wie in Syrien unter Staatschef Baschar al-Assad.

Die Entwicklung von Städten und/oder größeren Reichen mag zwar im Nahen Osten begonnen haben, setzte sich aber überall in der Welt fort, wie beispielsweise in Indien mit der Harappa-Kultur ab 2500 v. u. Z. oder in China mit Xia-Dynastie ab 1766 v. u. Z. Um die Jahre 1300 treten auf dem Gebiet der heutigen Türkei die Hethiter auf den Plan und ab 550 v. u. Z.. die Perser.

In Europa dominierte ab 3000 v. u. Z. die Minoische Kultur auf Kreta und ab 1800 die Entwicklung in Mykene.

Auch in Afrika südlich der Sahara entstanden Städte und Reiche, wenn auch deutlich später. Die Wüste lag wie eine Barriere zwischen dem nördlichen und südlichen Afrika und erschwerte den kulturellen Austausch. So spielten Werkzeuge und Waffen der Bronzezeit in Schwarzafrika kaum eine Rolle. Erst mit der Entdeckung der Eisenverarbeitung begannen afrikanische Kulturen aufzublühen. Die ägyptischen Pharaonen hatten über Jahrhunderte das Land Kusch im heutigen Sudan beherrscht. Um 700 v. u. Z. drehten die Könige von Kusch den Spieß um, besiegten nun ihrerseits die früheren Eroberer und besetzten den Thron des Pharao. So wanderten kulturelle Errungenschaften entlang des Nils nach Süden und verbreiteten sich südlich der Sahara. Die Schwesterdadt von Kusch liegt südlich von Khartum. Die Blütezeit von Meroe begann 200 v. u. Z. und währte fast tausend Jahre. Meroe war „das Zentrum der größten Eisenschmelzindustrie südlich der Mittelmeerküste“ (Davidson S. 57). Überhaupt schaffte der Besitz von Waffen und Werkzeugen aus Eisen

die Voraussetzung für großräumige Eroberung und Zentralisierung bis dahin unabhängiger Stammesgesellschaften.

Der König von Ghana, dessen Königreich nördlich des oberen Nigers lag und der den transsaharischen Handel mit Gold und Salz kontrollierte, konnte 200 000 Krieger in den Kampf führen. Sein Reich datiert, soweit die Quellenlage diese Information zulässt, von 800 bis 1076 nach u.Z., bis muslimische Eroberer das Königreich von Ghana überrannten. Sehr viel später, um 1650 gründeten im heutigen Ghana die Ashanti ein weiteres Königreich. Aus einem losen Bündnis einzelner Stadtstaaten wuchs ein zentralisiertes Königreich mit der Hauptstadt Kumasi. Die Könige expandierten, eroberten weitere Gebiete und machten diese tributpflichtig. Das so entstandene Gebiet entspricht heute im großen und ganzen dem modernen Staat Ghana.

In und um das heutige Zimbabwe erstreckte sich vor rund 500 Jahren das Königreich Benametapa mit zehntausenden alten Eisenerzminen, Quadratkilometer von terrassierten Hügeln, einer stark befestigten Hauptstadt und zahlreichen Siedlungen (vgl. Davidson S. 236ff). Es lassen sich zahlreiche weitere Beispiele für die Existenz großer Städte und bedeutender Reiche finden. Die genannten mögen genügen um zu zeigen, dass Afrika nicht der zurückgebliebene, sich quasi im Naturzustand befindliche Kontinent ist, wie er so oft dargestellt wird.

Auf dem amerikanischen Kontinent hat sich die beschriebene Entwicklung naturgemäß noch später vollzogen, da dieser Kontinent erst vor maximal 12 000 Jahren von Menschen besiedelt wurde.

Während der Blütezeit der Mayakultur, von ca. 600 bis 900 n. u. Z. gab es zahlreiche Stadtstaaten mit jeweils einem Herrscher und eigener Verwaltung. Die Städte waren häufig durch Dammstraßen miteinander verbunden und mit mehr als 10 000 Einwohner größer als die Städte im damaligen Mitteleuropa. Zu den bekanntesten Städten, die man in der Regel auch in den Katalogen der Reiseunternehmer findet, gehören unter vielen anderen Palenque, Tikal, Calakmul oder Chichen Itza. Der Einflussbereich der Maya erstreckte sich vom Süden Mexikos (Yucatan) bis Guatemala, Honduras, El Salvador und Belize.

Der Anbau von Mais spielte eine tragende Rolle und Mathematik der Maya und ihr Kalender waren hoch entwickelt. Außerdem besaßen sie bis zur Ankunft der Spanier die einzige Schrift auf dem amerikanischen Kontinent.

Die Bearbeitung von Metallen wie Gold, Silber und Kupfer diente lediglich ästhetischen und spirituellen Zwecken.

Für den Niedergang der Mayakulturen werden verschiedene Ursachen diskutiert; am naheliegensten ist eine durch die Menschen mitverursachte Klimaveränderung: Die vermehrte Abholzung der Wälder und verminderte Niederschläge führten zu Dürren und schlechten Ernten. Den großen Städten wäre damit ihre landwirtschaftliche Grundlage entzogen (Wikipedia, Maya, 26.10.13).

Das Reich der Inka erstreckte sich in seiner größten Ausdehnung von Ecuador bis Chile und Argentinien im Zeitraum von 1370 bis 1530 n. u. Z. Die Inka selbst waren ein kleiner Stamm, der nach und nach benachbarte Stämme besiegte und tributpflichtig machte. Seine herrschende Sippe stellte später Adel, Klerus, Offiziere und den Herrscher des theokratischen Reiches. Die Macht der herrschenden Schicht beruhte auf Tributen und Arbeitsleistungen der ansonsten weitgehend autarken bäuerlichen Gemeinschaften. Werkzeuge und Waffen wurden aus Kupfer und Bronze hergestellt, Goldschmuck war dem Adel vorbehalten, Eisen war unbekannt (Wikipedia, Inka, 23.10.13).

In der Zeit von 1300 bis 1520 n. u. Z. blühte im Tal von Mexiko und weiteren Teilen Zentralmexikos das Reich der Azteken. Zunächst verteilte sich die Macht auf den aztekischen Dreibund der Städte Tenochtitlan, Texcoco und Tlacopan. Im Laufe der Jahre gelang es den Herrschern von Tenochtitlan zur dominierenden Macht innerhalb der Dreier-Allianz aufzusteigen, indem umliegende Städte und Gebiete unterworfen und tributpflichtig gemacht wurden.

In den Jahren 1519 und 1520 eroberte Hernan Cortes das Reich der Azteken mit Hilfe von rund 500 Soldaten, einer Handvoll Reitern und mehreren Vorderladern und Geschützen. Doch seine größte Hilfe waren die von den Europäern eingeschleppten Pocken, die mehr als die Hälfte der Bevölkerung Tenochtitlans dahinrafften, darunter auch den neuen König Cuitl'auac (Wikipedia, Azteken, 26.10.13).

Die aufgezählten Beispiele sollen verdeutlichen, dass die Entstehung von Städten und/oder größeren Reichen überall auf der Welt erfolgte, es sich vermutlich um eine universelle Entwicklung handelt. Die große Ausnahme stellt das alte Australien dar, aber auch dies scheint weniger den Menschen als den

gegebenen geographischen Bedingungen geschuldet, unter denen die Menschen leben mussten.

Welche Bedingungen müssen denn nun vorhanden sein, damit die Mensch anfangen Städte anzulegen und Stadtmauern hochzuziehen?

In jedem Fall ist die Grundlage ein hoch produktive Landwirtschaft, die einen so großen Überschuss erwirtschaftet, dass neben den Bauern handwerkliche Berufe wie Schmiede, Töpfer, Weber usw. entstehen können. In dem Maße wie Produkte ausgetauscht und über größere Strecken transportiert werden, fangen Händler an den Austausch der Waren zu organisieren. Und schließlich müssen die bisher gewählten oder in anderer Weise ausgesuchten Vorsteher oder Häuptlinge neue Aufgaben übernehmen, die sich aus dem Wachstum des Gemeinwesens ergeben. Wenn dann die Bevölkerung weiter anwächst, wird es ab einem bestimmten Punkt unumgänglich übergeordnete Strukturen wie Straßenführung, Verwaltungsgebäude, Märkte und Kultgebäude zu errichten, die für eine Stadt typisch sind. Wenn die Bevölkerungsdichte einen bestimmten Punkt erreicht, entsteht gewissermaßen eine Art kritische Masse, die städtische Strukturen unumgänglich macht.

Es entstehen also aus Gruppen, die ursprünglich als Jäger und Sammler lebten, zunächst sesshafte Stämme, die aus Clans verwandter Gruppen bestehen und dann sogenannte Häuptlingsreiche, die mehrere Dörfer und Tausende von Mensch umfassen (vgl. Diamond Arm und Reich S. 322 ff). Wächst dann die Bevölkerungsdichte weiter und es leben 10 000 und mehr Menschen in einer Siedlung, werden städtische Strukturen notwendig. Unter bestimmten historischen Bedingungen entwickeln sich aus Städten große Reiche. Wie der Gang durch die Historie gezeigt hat, entstehen Städte in dem oben genannten Entwicklungsprozess eigentlich in jedem Fall, während große Reiche besonderer Bedingungen bedürfen.

Manche Wissenschaftler führen die groß angelegten Bewässerungssysteme als Erklärung für die Entstehung großer Reiche an. So erklärt Wittfogel in seiner Analyse der „orientalischen Despotie“ die Entstehung großstaatlicher Gebilde aus der Notwendigkeit die Bewässerungsanlagen im Rahmen einer hydraulischen Agrikultur – wie er diese Art von Landwirtschaft charakterisiert – im großen Maßstab zu organisieren. Bekanntermaßen müssen um die eigentliche Feldarbeit durchführen zu können weitreichende Vorbereitungsmaß-

nahmen wie der Bau von Kanälen, Dämmen, Rückstaubecken oder Pumpen geleistet werden.

Doch bei genauerem Hinsehen wird deutlich, dass Bewässerungsanlagen lange vor der Entstehung großer Reiche von den örtlichen Bauern in Angriff genommen worden sind. Sie wurden in lokaler Regie entwickelt (wie in Sumer) und sind es auch geblieben (wie bei den Inka). Es liegt auch nahe von den lokalen Bewässerungssystemen auszugehen, denn erst diese ermöglichen die hoch produktive Landwirtschaft, auf deren Grundlage dann Bevölkerungswachstum und städtische Strukturen entstehen konnten. Überhaupt ist es doch weltweit zwar zur Bildung von Städten bzw. Stadtstaaten gekommen, aber die Entstehung großer Reiche, aus unserer Sicht möglicherweise die interessantere Variante, erfolgte erst in zweiter Linie und keinesfalls im gleichen Ausmaß.

Damit komme ich auf die schon erwähnten Bedingungen zurück: Indem eine sesshaft gewordenen Bevölkerung mit Hilfe von Bewässerungsanlagen eine Landwirtschaft betrieb, die mehrere Ernten im Jahr ermöglichte und große Überschüsse erzielte, wuchs die Bevölkerung so stark, dass neue Strukturen zwischenmenschlichen Lebens entwickelt werden mussten: eine Stadt begann zu wachsen.

Der angesammelte Reichtum weckte die Begehrlichkeiten der Nachbarn oder durchziehender Stämme. Spätestens nach dem dritten Überfall werden sich die Bewohner Schutzmaßnahmen ausgedacht haben, mögen es bereitstehende Wachen oder Schutzbauten gewesen sein. Auf diese Weise mag nach und nach die riesige Stadtmauer von Uruk entstanden sein, die der Sage nach von Gilgamesch, dem legendären König von Uruk, erbaut worden sein soll. Mit großer Wahrscheinlichkeit hat er sie nicht allein gebaut.

Was die Bewohner von Uruk können, machen wir besser, dachten sich die Menschen umliegender Gemeinwesen und fingen nun ebenfalls an ihre Siedlung zu befestigen. Auf diese Weise entwickelten sich in Konkurrenz gegeneinander zahlreiche sumerische Städte im südlichen Mesopotamien. Schließlich ging es darum zu demonstrieren: Wer hat die höchste Stadtmauer, den prächtigsten Tempel, die herrlichsten Paläste und die größte Markthalle.

Selbstverständlich versuchte jede dieser Städte eine Vormachtstellung zu erringen, was einzelnen von ihnen auch gelang, aber nie von langer Dauer war. Auf diese Weise hat die Konkurrenz dazu beigetragen, dass die sumeri-

schen Städte wuchsen und blühten. Es wurde quasi ein Automatismus in Gang gesetzt, aus dem eine Stadt nur bei Strafe ihres Untergangs ausscheren konnte.

Erst rund tausend Jahre später, um 2300 v. u. Z., eroberte der akkadi-sche König Sargon die sumerischen Städte und schuf das erste große Reich in Mesopotamien. Er nannte sich „Herr der vier Weltteile“ und dehnte sein Reich bis Arabien im Süden und Griechenland im Westen aus. Die Akkader waren semitische Hirten, die durch den Reichtum der sumerischen Städte angelockt, in mehreren Wellen in den Norden Mesopotamiens eingewandert waren. Aufgrund ihrer überlegenen Bewaffnung mit Pfeil und Bogen konnten sie die Soldaten der sumerischen Städte besiegen. Die Tatsache, dass die Akka-der ursprünglich wandernde Hirten waren, macht erneut deutlich, wie wenig die Entstehung von Großreichen mit groß angelegten Bewässerungsanlagen zu tun haben.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Städte entstanden, wenn eine sehr produktive Landwirtschaft viele Menschen ernähren konnte und deshalb die Bevölkerungsdichte so hoch wurde, dass übergeordnete, eben städtische Strukturen notwendig wurden. Entstanden mehrere Städte in unmittelbarer Nachbarschaft, wie in Sumer, gerieten sie unweigerlich in Konkurrenz gegen-einander: jede wollte die Vorherrschaft. Meistens endete dies in einem Krieg.

In dem Maße, wie überregionale Handelsbeziehungen entstanden, entwi-ckelten sich auch an Verkehrsknotenpunkten oder entlang wichtiger Handels-wege größere Ansiedlungen, die unter Umständen zu Städten wuchsen.

Welchen Vorteil hat es jedoch für den einzelnen Menschen, in der Regel Bauern, einen Ort zu haben, der mit einer Mauer umgeben war? Die Antwort liegt auf der Hand: Er konnte sich angesichts der häufigen kriegerischen Aus-einandersetzungen schützen und Angehörige, Vieh und bewegliche Habe in Sicherheit bringen. Zwar war in den meisten Fällen die Ernte verloren, denn seine Äcker konnte er nicht hinter die Mauern mitnehmen, aber Leben und bewegliche Güter waren gerettet. Sobald die Feinde abgezogen waren, konnte der Bauer wieder mit seiner Arbeit beginnen. Und bei mehreren Ernten im Jahr, war eine, zwar nicht leicht, aber zu verschmerzen.

Aber die Feinde kamen nicht nur von außerhalb der Stadtmauer. Auch untereinander lebten die Menschen keineswegs harmonisch zusammen. Schon in einer Gruppe von Jägern und Sammlern, die nur aus ein paar Dutzend Mitgliedern bestand, kam es zu offenen Ausbrüchen von Gewalt. So schildert

Diamond einen Besuch bei den Iyau auf Neuguinea, als eine Anthropologin die Frauen über ihre Lebensgeschichte und vor allem ihre Ehemänner befragte. Es stellte sich heraus, dass die meisten Frauen mehrere Ehemänner nacheinander hatten, weil der vorhergehende Mann durch eifersüchtige Nebenbuhler umgebracht worden war. Mord und Totschlag gehörte zu den häufigsten Todesursachen (vgl. Diamond Arm und Reich S. 323 und 339). Es zeigt sich, dass die Vorstellung eines friedlichen Lebens in der Zeit der Jäger und Sammler, die Vorstellung einer urkommunistischen Idylle, eher den Vorstellungen kulturverdrossener Intellektueller als den wirklichen Verhältnissen entspricht.

Diese Gruppen führten zwar keine Kriege im späteren Sinne, denn im Falle einer Auseinandersetzung mit einer anderen Gruppe konnten sie sich, wenn ihnen der Boden unter den Füßen zu heiß wurde, rechtzeitig in die Büsche schlagen und verschwinden; die meisten Fälle von Mord und Totschlag geschahen innerhalb der Gruppe (vgl. Berliner Zeitung 23.7.13).

Wenn schon in einer kleinen Gruppe von Jägern und Sammlern, in der alle mehr oder weniger miteinander verwandt sind, der Ausbruch von Gewalt nur schwer zu kontrollieren war, um wie viel größer waren die Probleme in einer Stadt mit mehreren tausend Einwohnern, die in der Regel nicht nur nicht miteinander verwandt, sondern sich auch nicht persönlich kennen konnten.

Es musste eine Instanz her, die Konflikte friedlich regelte und die Gewalt monopolisierte. Schon in den sogenannten Häuptlingsreichen hatten die Häuptlinge das Gewaltmonopol inne um die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten und gewalttätige Auseinandersetzungen zu verhindern. In einer Stadt war diese Aufgabe nicht nur dringlicher sondern auch schwieriger zu bewerkstelligen.

Einer oder einige waren „gleicher“ als alle anderen. Wer auch immer es war, der größte Bauer, der beste Krieger oder eine religiöser Führer, ihm kam die Aufgabe zu den Bau der Mauer zu organisieren, die Handwerker einzusetzen, Streitereien zu schlichten und das von den Bauern erwirtschaftete Mehrprodukt zu verwalten. Ihm, seiner Familie oder seinem Clan wuchs Macht zu. Er nahm sie nicht nur gerne, sondern übernahm weitere Aufgaben. Krieger mussten organisiert und trainiert, Gerichtsverfahren abgehalten, Abgaben kontrolliert und aufbewahrt, öffentliche Gebäude wie Speicher, Versammlungsräume und Tempel gebaut werden.

Im Laufe der Jahre entstand eine herrschende Schicht, die alle wichtigen Entscheidungen traf und sich das reiche Mehrprodukt aneignete. Und indem Ämter und Machtfülle vererbt wurden, blieben sie sozusagen in der Familie. Spätestens als die Machthaber begannen Status und Herkunft religiös zu verbrämen, und sie quasi als Stellvertreter oder Abkömmlinge der Götter in ihren Ämtern fungierten, war eine herrschende Klasse mit einem König an der Spitze entstanden, die selbstherrlich agierte und regierte.

Uruk und die anderen sumerischen Städten wurden von sogenannten Priesterfürsten regiert, deshalb auch die Bezeichnung als Tempelwirtschaft (Wikipedia Mesopotamien, 2.11.13) In diesem Fall zeigt schon die Namensgebung, dass weltliche Macht und religiöse Führung bereits völlig verschmolzen waren.

Was hat nun aber die Menschen dazu bewogen Freiheit und Selbständigkeit aufzugeben und sich der Willkür einer herrschenden Schicht, eines Königs oder auch Priesterfürsten zu unterwerfen? Nach den bisherigen Überlegungen liegt die Antwort auf der Hand. Die Herrscher hatten die Aufgabe die Feinde von außen abzuwehren und im Innern des Gemeinwesens Recht und Ordnung aufrecht zu erhalten. Sie waren - um es in modernen Begriffen auszudrücken - für die äußere und innere Sicherheit zuständig. Jäger und Sammler oder wandernde Viehnomaden konnten sich des Problems entledigen, indem sie sich in entlegenere Gebiete zurückzogen. Aber der Großteil der Bevölkerung war sesshaft wie die Bauern, Handwerker und Händler. Sie mussten in den sauren Apfel beißen und viele Freiheiten aufgeben um eine sicheres Leben zugesichert zu bekommen. Wer dies nicht tat, blieb außen vor und wurde in den zahlreichen Kriegen zwischen den Fronten zerrieben.

Wenn man sich vor Augen hält, wie hysterisch in den letzten Jahren seit dem 11.9.2001 angesichts einer Handvoll Al Qaida Terroristen die Frage der Sicherheit diskutiert wird, kann man vielleicht ermessen, welche Bedeutung ein sicheres Leben für uns Menschen hat. Der ehemalige deutsche Innenminister Hans-Peter Friedrich postuliert gar ein „Supergrundrecht auf Sicherheit“, obwohl weder das deutsche Grundgesetz noch die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte der Vereinten Nationen diese Art von Supergrundrecht legitimieren. Zwar wird in Artikel 3 der Allgemeinen Erklärung formuliert: „Jeder hat das Recht auf Leben, Freiheit und Sicherheit der Person“, aber dies ist ein Artikel unter insgesamt 30, deren Stellenwert untereinander sorgfältig abgewogen werden muss. Ein Supergrundrecht auf Kosten anderer Grund-

rechte kann und darf es nicht geben. Im übrigen wird schon in dem zitierten Artikel selbst von Freiheit *und* Sicherheit gesprochen.

Wenn man sieht, mit welch einer selbstverständlichen Ignoranz die Chefs der NSA und anderer amerikanischer und britischer Geheimdienste in ihren Erklärungen gegenüber Parlament und Öffentlichkeit die Überwachung und Ausspähung der Bürger vieler Staaten rechtfertigen, vermitteln sie den Eindruck, die Sicherheit der Bürger vor terroristischen Angriffen ginge ihnen über alles. Dass sie dabei andere wichtige Grundrechte wie die Würde des Menschen (Artikel 1, Allgemeine Erklärung der Menschenrechte) und Freiheitsphäre des Einzelnen (Artikel 12) mit Füßen treten, ist ihnen offensichtlich gleichgültig. Die Bürger selbst beginnen langsam zu begreifen, was sie sich mit der vielgepriesenen Freiheit im Internet eingehandelt haben – das Ansehen der USA und ihres ursprünglich hoch angesehenen Präsidenten Barack Obama befindet sich im Sinkflug.

Vor allem wird immer deutlicher, dass es in erster Linie nicht um die Sicherheit der Bürger geht, sondern um die Sicherung wirtschaftlicher und politischer Macht, um die Ausspähung anderer, befreundeter (?) Regierungen und um Industriespionage. Gespenstisch und beängstigend wird die Situation, wenn staatliche Organe Whistleblower wie Eduard Snowden, die die Wahrheit über die wahnwitzigen Spähprogramme ans Licht der Öffentlichkeit gebracht haben, nun selbst als Terroristen einstufen und sie unter dem Missbrauch ihrer Macht verfolgen, verurteilen und einkerkern lassen (Berl. Zeitung 8.11.13).

Ich springe wieder 5000 Jahre zurück und schlendere durch die sumerische Stadt Uruk. Bauern und Handwerker murren und demonstrieren, weil ihr König Gilgamesch durch seinen despotischen Regierungsstil und die hohen Ausgaben, die er für seine imposanten Repräsentationsbauten benötigt, ihre Geduld über die Maßen strapaziert hat. Insbesondere die Frauen hat er durch sein ungehobeltes und aggressives Verhalten verärgert, so dass sie öffentlich die Göttin Ischtar um Hilfe anflehen. Als sein enger Freund Enkidu stirbt, stürzt Gilgamesch, halb Gott halb Mensch, in eine tiefe Verzweiflung. Er begibt sich auf eine lange Wanderschaft um das Geheimnis des Lebens zu ergründen. Er möchte nicht sterben wie sein Freund Enkidu, er will ewig leben. Nach vielen Abenteuern, bei denen er mit Göttern aneinander gerät, kommt er schließlich zu der Erkenntnis, dass er nur durch nützliche Werke als guter König seinen

Namen unsterblich werden lassen kann: Er kehrt zurück und lässt die Stadtmauer von Uruk bauen (Wikipedia Gilgamesch Epos, 12.11.13).

Die Erzählung über Gilgamesch ist nur in Bruchstücken und mehreren Versionen überliefert, so dass es schwierig ist eindeutige Schlussfolgerungen zu ziehen. Eines scheint mir allerdings ziemlich deutlich: Die Menschen wünschen sich einen gütigen König, der in der Lage ist die Interessen aller Bevölkerungsgruppen angemessen zu berücksichtigen. Unter Umständen mögen sie gegen einen unfähigen König aufbegehren, im besten Falle ihn davonzujagen und durch einen anderen zu ersetzen, aber solange sie nicht bereit sind das System eines von Göttern gesandten oder gottähnlichen Herrschers in Frage zu stellen, werden sie dem Dilemma nicht entkommen.

Die Menschen können ihr universelles Vermögen nicht in der Freiheit einer selbstbestimmten Gruppe realisieren, sondern müssen sich der Willkür und dem Joch eines absolut herrschenden Königs unterwerfen. Ihr Denken und Fühlen, ihre Phantasie und ihr Tun wird darauf ausgerichtet sein unter diesen Bedingungen einen Kompromiss zu finden, der den Ansprüchen des Herrschers gerecht wird und ihnen einen Raum eröffnet den eigenen Zielen nachzugehen.

Dieses Dilemma setzte sich nicht nur fort, als der akkadische König Sargon die sumerischen Städte eroberte und das erste Großreich in Mesopotamien errichtete, es potenzierte sich, da der Herrscher nicht nur weit entfernt in seiner Hauptstadt residierte, sondern auch über eine bis dahin nicht bekannte Machtfülle verfügte. Sein Reich erstreckte sich vom Mittelmeer bis zum Persischen Golf und keine Gruppe der Gesellschaft konnte seine Macht beschränken. Seine Macht war total; politische, militärische und religiöse Funktionen waren in der Person des Herrschers vereint. Zwar gab es unterschiedliche Formen des Eigentums in Landwirtschaft, Handel oder im Tempel, blieb aber Besitz, der keine Macht verleihen konnte. (Wittfogel S. 292 ff).

Die Menschen unter einem solchen Regime lebten in der ständigen Angst eines möglichen terroristischen Vorgehens ihres Herrn oder seiner Lakaien gegen sich, ihr Leben oder ihr Eigentum, sei es im Bereich des Steuereinzugs über willkürliche Festsetzungen, in gerichtlichen Verfahren oder in anderen Zusammenhängen. In der Konfrontation mit der Staatsmacht hatte der Staat alle Macht, der Untertan keine. Gehorsam war die vorherrschende Tugend und das Hauptziel der Erziehung. Todesstrafe war an der Tagesordnung (Witt-

fogel S. 184 ff). Da es in dieser Gesellschaft keine rivalisierenden Kräfte mit der notwendigen eigentumsmäßigen oder organisatorischen Stärke (wie im antiken Griechenland oder im mittelalterlichen Europa) gab, wurde dieser Herrscher mit seiner Bürokratie übermächtig; der Staat wurde stärker als die Gesellschaft. (Wittfogel S. 80 ff). Es entstand dieser Staat, der im allgemeinen unter dem Begriff „orientalische Despotie“ firmiert.

Und doch: Die Menschen lagen nicht nur auf dem Bauch vor ihren Herrschern. So gibt es Berichte in altägyptischen Hieroglyphentexten über Streiks und Demonstrationen ägyptischer Arbeiter in der Nähe von Luxor. Die Arbeiter hatten ihre Löhne nicht bekommen und forderten Auszahlung der Löhne, Bekämpfung der staatlichen Korruption und das offene Ohr der Pharao. Der erste uns bekannte Streik der Weltgeschichte fand im Jahre 1151 vor Chr. in der Nähe von Luxor statt und griff bald auf andere Tempel- und Grabanlagenbauplätze über. Die Behörden mussten nachgeben und zumindest einen Teil der ausstehenden Löhne auszahlen. Es geht weniger darum, ob sie alle Forderungen durchsetzen konnten. Entscheidend ist: Die einfachen Leute haben sich gewehrt (Berl. Zeitung 4.11.13).

Über die Jahrtausende hat sich die Machtstruktur der orientalischen Despotie in weiten Teilen des arabischen und asiatischen Raumes in den verschiedensten staatlichen Formationen und in den entsprechenden Charaktereigenschaften der Menschen erhalten und immer wieder erneuert. Man kann diese Art der Charakterstruktur in Anlehnung an Erich Fromm sicherlich als „autoritären Charakter“ einstufen (vgl. E. Fromm 1936).

Im Laufe des arabischen Frühlings, in dem die Menschen in vielen arabischen Staaten ab Dezember 2010 (wieder einmal) gegen ihre autoritären Herrscher aufbegehrten und einige von ihnen zum Teufel jagten, haben sich inzwischen die Islamisten breit gemacht und bedrohten nun ihrerseits die erkämpften Freiheiten. So stehen sich inzwischen in Ägypten Anhänger des Militärs, dem alten Herrschaftsapparat, und Muslimbrüder unversöhnlich gegenüber. Die Aktivisten der Revolution haben einen schweren Stand. Bassma Husseini, eine aktive Kämpferin für bürgerliche Freiheiten, beschreibt die Lage folgendermaßen: „Dass so viele Ägypter Al-Sisi zum Präsidenten haben wollen, zeigt, wie sehr sie sich immer noch einschüchtern lassen. Wenn man ihnen verspricht, Recht und Ordnung wieder herzustellen, sind sie bereit auf Freiheit zu verzichten“ (Berl. Zeitung 5./6.10.13).

16. Die Demokratie Athens – Ein Funke Hoffnung

Wie ist es möglich, dass sich die Menschen über Jahrtausende unter das Joch absoluter Herrscher, seien es nun gütige Könige oder blutige Tyrannen, gebeugt haben? Sicherlich gab es Demonstrationen, Streiks oder Aufstände, aber genauso sicher wurde jedes Aufbegehren blutig niedergeschlagen. Im besten Fall übernahm ein neuer König die Macht, der gegenüber Forderungen aus der Bevölkerung aufgeschlossener war. Aber absoluter Herrscher blieb absoluter Herrscher.

Neben der Garantie für äußere und innere Sicherheit entwickelten die Bürger eines großen Reiches sicher auch eine Art „nationalen“ Stolz. Bürger eines mächtigen Reiches waren nicht nur sicher vor äußeren Feinden; die Macht ihres Herrschers strahlte auch auf sie selber über. Indem sie sich mit Herrscher und Reich identifizierten, konnten sie sich selber mächtig fühlen. Gefühlsmomente ähnlicher Art kann man heute noch wahrnehmen, wenn man erlebt, wie manche Briten ihrem verflossenen Weltreich oder manche Russen selbst aus den untersten Schichten dem untergegangenen Sowjetimperium nachtrauern.

Der ausschlaggebende Punkt scheint mir allerdings in der religiösen Weltanschauung zu liegen. Wo auch immer größere Staatswesen entstanden, legitimierten die Herrscher ihre Macht mit dem Verweis auf die Götter. Ob es nun der Pharao war, der sich als Sohn des Sonnengottes Re verehren ließ, oder Sargon, der als den Göttern besonders nahe stehend galt, immer wurden die Himmlischen genutzt um den Untergebenen die besondere Stellung des Herrschers vor Augen zu führen. In Westafrika beteten die Yoruba und andere Volksstämme ihre „Göttlichen Könige“ an (Davidson S. 55). Wer also gegen den Herrscher opponierte, hatte nicht nur die königlichen Soldaten sondern auch die Götter gegen sich. Letztendlich opponierte er damit auch gegen seine eigene religiöse Weltanschauung, was erfahrungsgemäß mit den größeren Schwierigkeiten verbunden ist.

So herrschten die „orientalischen Despoten“ mal mit Milde mal mit bluttriefender Brutalität über rund 3000 Jahre und sonnten sich in ihrer absoluten

Macht – es sei denn an den Grenzen erschien ein stärkerer Gegner, vertrieb den Inhaber der Macht und setzte sich an dessen Stelle. Doch dann geht ein Stern auf, dessen Licht bis in unsere Tage erstrahlt. In einem kleinen Stadtstaat am Rande der damaligen Welt wird die Demokratie geboren: In Athen übernimmt das Volk die Macht – Könige und Götter als deren religiöse Legitimationsbasis treten ab. Mit Perikles, der von 443 bis 429 v. u. Z. die Geschicke Athens lenkte, beginnt das goldene Zeitalter der Stadt.

Zwar finden auch im gleichen Zeitraum in anderen Kulturkreisen bedeutende Veränderungen statt: In China lehrten Konfuzius und Laotse, in Indien Buddha, in Israel zahlreiche Propheten und in Persien Zarathustra. Deshalb spricht Karl Jaspers von einer Achsenzeit, in der religiöse und philosophische Anschauungen entstanden, aus denen die Menschen noch heute Kraft und Hoffnung schöpfen. Doch all diese Ansätze verbleiben im Bereich individueller Lebensgestaltung und unterlagen damit den Zufälligkeiten in der geschichtlichen Entwicklung, und in keinem Fall wurde die Macht der absoluten Herrscher ernsthaft in Frage gestellt. Nur den Athenern gelang es die neuen Ideen in die politische Sphäre zu übertragen und damit gingen sie in die Geschichte ein. Damit dies aber gelingen konnte, brauchte es eine lange Vorgeschichte.

Die Griechen betrieben eine produktive Landwirtschaft. Vor allem aber waren sie Händler und Seefahrer. Sie befuhren das ganze Mittelmeer vom Schwarzen Meer im Osten bis zur Straße von Gibraltar im Westen. Überall an den Küsten hatten sich griechische Kolonisten niedergelassen, besonders an der dem griechischen Mutterland gegenüberliegenden Westküste Kleinasiens entstanden bedeutende Städte. Händler und Seeleute trafen Menschen aus aller Herren Länder. Wo viele Kulturen aufeinander trafen, fanden sich auch die unterschiedlichsten religiösen Vorstellungen wieder. Wenn Glaubensbekennnisse, die alle die absolute Wahrheit zu vertreten vorgeben, nebeneinander erlebt werden, kann man leicht anfangen an allen zu zweifeln.

In der Zeit um 600 v. u. Z. begannen die ersten griechischen Philosophen die überlieferte Religion in Frage zu stellen und mit dem Mittel selbstständigen und vernunftmäßigen Denkens Welt und Mensch aus natürlichen Ursachen zu erklären. Namen wie Thales und Anaximandros aus Milet, einer bedeutenden griechischen Handelsstadt im Südwesten der heutigen Türkei, stehen für die sogenannten Naturphilosophen. Allen gemeinsam war ihre Suche nach einem Urstoff und die Ablehnung theologischer Erklärungen. Ihre Theorien

sind lediglich in Fragmenten erhalten oder aus Werken späterer Philosophen zu entnehmen, die sich mit deren Arbeiten auseinandersetzt haben.

Jedoch jeder kennt noch Pythagoras, der mehrere mathematische Zusammenhänge geklärt hat, aus seiner Schulzeit. Den Lehrsatz über die Quadrate der Seiten eines rechtwinkligen Dreiecks vergisst man so leicht nicht. Auch dieser Philosoph lebte und lehrte in dieser Zeit.

Im Südwesten Italiens südlich von Neapel lag die griechische Kolonie Elea. Unter den dortigen Philosophen zog vor allem Xenophanes gegen Religion, Wunder- und Aberglaube und Seelenwanderungslehre zu Felde und machte sich über die Menschen lustig, die den Göttern menschliche Eigenschaften und menschliches Verhalten andichteten (vgl. Störig 1, S. 125 ff.).

Von Heraklit ist der Ausspruch überliefert, „Wir können nicht zweimal in denselben Fluss steigen“, und das berühmte Wort: „Alles fließt, nichts besteht“. Heraklit und andere Naturphilosophen versuchten die treibenden Kräfte und Gesetze hinter der bunten und unendlichen Zahl der Dinge und Vorgänge zu ergründen.

Es ist wohl kein Zufall, dass sich der freie philosophische Diskurs zunächst vor allem in den kleinasiatischen und unteritalienischen Kolonien der Griechen entfaltete und weniger im griechischen Mutterland. Während in Athen und den anderen griechischen Stadtstaaten die alten religiösen Traditionen gepflegt wurden, herrschte in den Kolonien ein freieres Klima, das den offenen Diskurs begünstigte. Die Macht der Konservativen bekam Sokrates, der als Lehrer in den Straßen Athens unterwegs war, zu spüren. Er wurde wegen Gottlosigkeit und Verführung der Jugend vor Gericht gestellt, zum Tode verurteilt und musste den Giftbecher trinken – eine Art der Hinrichtung, die damals in Athen üblich war.

Sokrates, Platon und Aristoteles sind leuchtende Sterne am Himmel der Philosophie. Ihre Gedanken und Systeme, ihre Methoden und Vorgehensweisen bilden bis heute das Fundament der geistigen Auseinandersetzung. Alle drei lebten und lehrten in Athen; zu ihrer Zeit war die attische Demokratie allerdings schon fest etabliert.

Sicherlich lässt sich die Entwicklung der Demokratie in Athen nicht unmittelbar aus philosophischen Vorgaben erklären, aber mit Sicherheit lässt sich sagen, dass es ohne das freie Philosophieren keine Demokratie gegeben hätte.

Zunächst waren es soziale Probleme, die erste Schritte hin zu einem demokratischen Gemeinwesen lenkten. Nach der Abdankung des Königs herrschte in Athen wie auch in allen anderen griechischen Stadtstaaten der Adel. Der Areopag, ein Rat aus Adligen, vergab die Ämter und übte die Kontrolle über die Amtsführung aus. Immerhin wurden schon in dieser Zeit wichtige Entscheidung, vor allem über Krieg und Frieden in der Volksversammlung abgestimmt.

Die Politik des Adels führte dazu, dass die kleinen Bauern, Landarbeiter, Fischer und Hirten stark verarmten und die Arbeit den Lebensunterhalt nicht mehr deckte. In der Folge gerieten viele von ihnen in die Schuldsknechtschaft; d. h. sie hafteten mit Leib und Leben für ihre Schulden und wurden als Sklaven an reiche Athener oder ins Ausland verkauft. Der Streit zwischen Arm und Reich schlug hohe Wellen und spitzte sich in einem Maße zu, dass der Zusammenhalt der gesamten athenischen Gesellschaft in Gefahr geriet. Vor allem war die Verteidigungsfähigkeit nicht mehr gewährleistet, denn das Hoplitenheer, die Grundlage des athenischen Militärs, stützte sich auf die Masse der freien Bauern. „Damals war der Gegensatz zwischen arm und reich so groß geworden, dass sich die Stadt in einer höchst kritischen Lage befand und es den Anschein hatte, als könne man die Gärung im Volk nur noch überwinden, indem man eine Tyrannenherrschaft einrichtete und die ganze Macht einem einzigen starken Manne übertrug. Das ganze niedere Volk war nämlich den Reichen verschuldet. Wer seiner Schulden wegen sich selbst verpfändet hatte, wurde von seinen Gläubigern abgeführt und diente fortan entweder im Lande als Sklave oder wurde in die Fremde verkauft. Viele waren auch genötigt, ihre eigenen Kinder zu verkaufen, denn kein Gesetz verbot das“ (Plutarch zit. n. Ziegler, S. 61). In dieser kritischen Situation wurde Solon, der in die Konflikte nicht involviert war, vor der Mehrheit der Beteiligten 594/93 v. u. Z. zum Archonten, d. h. in das höchste Amt gewählt. Er sollte die zerstrittenen Bürger versöhnen.

Solons Reformwerk zielte weniger auf die Entwicklung einer demokratischen Ordnung als auf den „Abbau überkommener Vorrechte alter Adelsfamilien zugunsten eines breiteren Mitwirkungsrechtes der athenischen Bürgerschaft“ (Wikipedia, Attische Demokratie 5.12.13, S. 3). Solon schaffte die Schuldsknechtschaft ab und ergriff Maßnahmen die Stellung der freien Kleinbauern wieder herzustellen und zu stärken. Insgesamt teilte er die Bevölkerung

je nach Einkommen in vier Klassen, die jeweils unterschiedlichen Zugang zu den wählbaren Ämtern und entsprechende Pflichten im Militär hatten. Durch die Einrichtung des Volksgerichtes, dessen Geschworene aus allen Klassen der Bevölkerung kamen, schuf er auch in der Rechtsprechung ein Gegengewicht zum Areopag, der ausschließlich vom Adel besetzt wurde.

Nachdem zwischendurch 51 Jahre lang Tyrannen herrschten, stellte Kleisthenes 508 v. u. Z. die Demokratie auf eine neue Grundlage, indem er demokratische Strukturen auf – wie wir heute sagen würden – kommunaler Ebene verankerte. Trotz der Kriege gegen die Perser konnte die attische Demokratie stabilisiert und erweitert werden.

Persien, das größte Reich, das die Welt bis dahin gesehen hatte, erstreckte sich vom Indus bis ans Mittelmeer. Dagegen erschien eine griechische Polis wie Athen geradezu lächerlich klein, randständig und unbedeutend. Nachdem die ionischen Städte an der kleinasiatischen Küste insbesondere Milet einen Aufstand gegen die persische Herrschaft begonnen hatten, beschlossen die persischen Könige Griechenland zu unterwerfen und ihrem Reich einzufüllen. König Dareios leitete umfangreiche Vorbereitungen für den Feldzug ein. Alle Provinzen und Städte mussten Truppen, Kriegsschiffe, Pferde und Getreide stellen. Herodots Beschreibung macht das Ausmaß und den Stellenwert des bevorstehenden Krieges deutlich: „Nun war ganz Asien drei Jahre lang in Bewegung, und alle Tapferen sammelten und rüsteten sich gegen Hellas“ (Herodot VII 1/Wikipedia Perserkriege 28.12.13).

Doch obwohl die griechischen Stadtstaaten auch unter sich sehr zerstritten waren und sich bei weitem nicht alle an der Verteidigung gegen die Perser beteiligten, gelang es ihnen unter der Führung Spartas und Athens die persischen Streitkräfte aus Griechenland zurückzudrängen. Nachdem die Athener 480 v. u. Z. während der Seeschlacht bei Salamis die persische Flotte vernichteten, schlug das vereinte griechische Heer ein Jahr später in der Schlacht bei Plataiai auch das Landheer der Perser.

Die Kriege haben der Demokratie nicht nur nicht geschadet, sie haben zu einer weiteren Vertiefung geführt. Durch das umfangreiche Rüstungsprogramm für die Kriegsflotte, das von dem Archonten Themistokles forciert wurde, war Athen zur größten Seemacht des Mittelmeeres geworden. Für die Schiffe wurden Ruderer gebraucht, die in der Regel aus den unteren Bevölkerungsklassen kamen. Entsprechend der Bedeutung der Kriegsflotte nahm

infolgedessen auch der Einfluss der besagten Bevölkerungsklasse zu und die Macht des Adels wurde zurückgedrängt. So wurde die Prüfung über die Führung der Amtsgeschäfte durch die Herrscher und die allgemeine Aufsicht über die Beamten dem Areopag entzogen und ging auf den Rat der 500 über, neben der Volksversammlung dem zentralen Organ der attischen Demokratie.

Unter Perikles erlebte die Demokratie in Athen ihre höchste und schönste Blüte. Unter seiner Führung wurde nun auch der untersten Bevölkerungsschicht der Zugang zum Rat der 500 eröffnet. Entsprechend wurden für Bürger, die über wenig Einkommen verfügten, Diäten eingeführt. Im Losverfahren wurde entschieden, welcher Kandidat für ein Jahr Mitglied im Rat wurde. Perikles war in seiner politischen Tätigkeit so überzeugend und wurde offensichtlich von vielen Menschen aus allen Bevölkerungsklassen hoch geschätzt, dass er über 30 Jahre lang die politische Entwicklung Athens gestalten konnte. So wurde er ab 443 v. u. Z. Jahr für Jahr zu einem der zehn Strategen gewählt, dem höchsten militärischen Führungsamt, das durch Wahlen und nicht durch das Losverfahren besetzt wurde.

Im Zuge seiner politischen Arbeit ließ Perikles die Akropolis, die durch die Perser zerstört worden war, unter der Leitung des berühmten Bildhauers Phidias neu gestalten. Aus der alten Festung wurde ein Tempelbezirk zu Ehren der Stadtgöttin Athene. Noch heute stehen wir staunend vor den Ruinen des Parthenons und bewundern Ästhetik und Ebenmaß des Tempels der Pallas Athene. Mit der Neugestaltung der Akropolis brachte Perikles den neuen Anspruch Athens als führende Macht in Griechenland aufs Trefflichste zum Ausdruck (vgl. Wikipedia Attische Demokratie 5.12.13).

Die Basis der attischen Demokratie war die Ekklesia, die Vollversammlung. Den Zugang erlangten Vollbürger nach der Ableitung des Militärdienstes. Rund 30 000 bis 40 000 Männer waren damit stimmberechtigt. 6000 Anwesende galten als das „Volk in Fülle“, die Versammlung war dann berechtigt Beschlüsse über alle Angelegenheiten zu treffen.

Im Rat der 500 wurde über Anträge und Tagesordnung für die Vollversammlung entschieden. Mit seiner Zuständigkeit über die Aufsicht der Beamten und die Kontrolle der die Beschlüsse ausführenden Ratsmitglieder war der Rat sozusagen das Herz des demokratischen Gemeinwesens. Alle Mitglieder des Rates sowie die täglich wechselnden Vorsitzenden wurden unter den freiwilligen wahlberechtigten Kandidaten ausgelost.

In den Volksgerichten übten Richter, die in einem komplizierten Verfahren aus 6000 athenischen Bürgern für jeweils ein Jahr ausgelost wurden, die Rechtsprechung aus. Sie mussten sich in einem Eid auf die geltenden Gesetze verpflichten, waren aber ansonsten in ihrer Entscheidung völlig unabhängig.

Trotz zahlreicher Krisen, wie beispielsweise dem fast drei Jahrzehnte dauernden Krieg (431 bis 404 v. u. Z.) gegen Sparta und zeitweiliger Unterbrechung durch eine tyrannische Herrschaft hat sich die attische Demokratie über lange Zeit bewährt. Von den ersten Schritten Solons im Jahre 594 bis zum Jahr 262 v. u. Z., als Athen der neuen makedonischen Vormacht unterlag, überdauerten die demokratischen Institutionen weit über drei Jahrhunderte und ermöglichten den Bürgern demokratische Mitwirkung und die Ausübung zahlreicher Ämter.

Aus der Sicht unseres heutigen Demokratieverständnisses muss allerdings festgehalten werden, dass die Demokratie Athens eine eingeschränkte war: Frauen, Sklaven und Fremde hatten kein Recht sich in den demokratischen Prozess einzubringen. Um 450 v. u. Z. lebten in Attika rund 300 000 Einwohner, davon 150 000 Vollbürger mit ihren Familien, 75 000 Sklaven und 75 000 Fremde (Beyer S. 65). Wenn man eine Familie mit zwei Kindern zugrunde legt, waren rund 35 000 Männer als Vollbürger berechtigt sich zu beteiligen, das sind etwas mehr als ein Zehntel der gesamten Bevölkerung.

Für die Beteiligung kam nur in Frage, wer den Kriegsdienst abgeleistet hat. Dies verweist auf ein weiteres Manko: Die Demokratie innerhalb Athens war auf engste mit der strukturellen Unterwerfung aller anderen Mitglieder des attischen Seebundes verbunden, der von Athen dominiert wurde. Schon Perikles selber weist auf diese widersprüchliche Problemlage hin, sieht aber keine Möglichkeit das Problem zu lösen. „Denn die Herrschaft, die ihr übt, ist jetzt schon Tyrannis; sie aufzurichten mag ungerecht sein, sie aufzugeben, ist gefährlich“ (Wikipedia Attische Demokratie 5.12.13)

Was auch immer man an Bedenken und Kritik vorbringen mag, in der Geschichte der Menschheit ist die attische Demokratie ein leuchtender Stern in absoluter Dunkelheit. Weder in der Zeit davor noch lange Zeit danach findet sich Vergleichbares. Durch ihre Offenheit für die verschiedensten Meinungen, ihre Bereitschaft den überzeugenden Argumenten Taten folgen zu lassen und die Bereitschaft auch gegenteiligen Meinungen Gehör zu schenken wurde sie zum strahlenden Stern von der Antike bis zur Neuzeit. Ihr Glanz ließ

Künste und Philosophie erstrahlen. Dichter wie Aischylos und Aristophanes, Bildhauer wie Phidias und Philosophen wie Sokrates, Platon und Aristoteles konnten sich in seinem Licht entfalten.

Die Bedeutung demokratischer Strukturen sowohl für das politische und soziale Leben wie für künstlerische Aktivität und produktives Denken macht deutlich, was meines Erachtens auf der Hand liegt: Demokratische Strukturen, die auf der Souveränität des Volkes gründen, sind die einzige Form politischer Organisation, die es erlauben, dass möglichst viele Menschen ihr universelles Vermögen optimal realisieren können. In Versammlungen und Ämtern können viele Individuen eines Gemeinwesens an der Gestaltung der politischen und sozialen Organisation mitwirken. Die Offenheit der Entscheidungsprozesse ermöglicht den freien Meinungsaustausch. Die produktive Atmosphäre vermag Künstler in ihrer Arbeit zu inspirieren und Denker und Philosophen zu neuen Horizonten zu führen. Es ist keine Frage, dass die Demokratie Athens trotz all ihrer Einschränkungen im Vergleich zu der damals vorherrschenden Staatsform der orientalischen Despotie den Menschen Möglichkeiten bot, die sie sonst nirgends auf der Welt zu Verfügung hatten.

Allerdings erlaubte der demokratische Prozess auch Menschen, die von der mit Ämtern verbundenen Macht fasziniert waren, ihre Ambitionen auszuleben. Überzeugende Redner, geschickte Strategen und gewiefte Taktiker konnten den demokratischen Willensbildungsprozess beeinflussen, steuern oder gar zu ihren Gunsten verbiegen. So ist es sicherlich kein Zufall, dass in der attischen Polis diverse Maßnahmen entwickelt wurden um Ehrgeiz und Machtstreben einzelner Personen in Grenzen zu halten. Die meisten Ämter wurden durch Lose vergeben, auf ein Jahr begrenzt und durften nicht ein zweites Mal durch die gleiche Person besetzt werden. Das Amt des Strategen war wegen seiner militärischen Ausrichtung und der jährlichen erneuten Wählbarkeit mit hohem Ansehen und großem politischen Einfluss verbunden. Der Stratege musste jedoch Rechenschaft ablegen und konnte bei Misserfolgen oder Eigenmächtigkeiten vor Gericht gestellt und je nach Umständen zu Tod oder Verbannung verurteilt werden. Für besonders hartnäckige Fälle gab es das sogenannte Scherbengericht: Jeder wahlberechtigte Athener konnte den Namen eines Verdächtigen in eine Tonscherbe ritzen. Wenn bei einer Teilnahme von 6000 Bürgern eine Mehrheit zustande kam, musste der Betreffende die Stadt

für zehn Jahre verlassen. Vor allem mit der letztgenannten Einrichtung sollte verhindert werden, dass noch einmal ein Tyrann die Herrschaft übernahm.

Die Athener hatten also verschiedene Maßnahmen in den Prozess der demokratischen Willensbildung eingebaut um zu verhindern, dass Einzelne zu viel Macht in die Hand bekommen. Offensichtlich bietet die Ausübung von Macht ein breites Spektrum, in dem Menschen ihr universelles Vermögen ausleben können. Die Besetzung einflussreicher politischer Ämter bringt Ansehen, Mitwirkung an politischen Entscheidungen und oft auch Zugriff auf wirtschaftliche und finanzielle Ressourcen mit sich. Überhaupt ist die Betätigung in Machtpositionen scheinbar ohne Grenzen; mehr an Macht ist immer möglich im Vergleich zu anderen Tätigkeitsfeldern wie in Sport, Beruf oder Familie. Und das ist auch die Lehre, die Athen für uns heutige bereit hält. Das Machtstreben einzelner kann nur von der demokratischen Gemeinschaft begrenzt werden, indem entsprechende Pflöcke im demokratischen System eingerammt werden.

Wenn die Existenz demokratischer Strukturen für die Realisierung des menschlichen Vermögens, seiner universellen Natur, so grundlegend sind, warum wurden sie in der Geschichte der Menschheit so selten verwirklicht? Angesichts der Tatsache, dass es seit der Existenz größerer menschlicher Gemeinschaften tausende von Jahren dauerte bis die ersten demokratischen Versuche wirklich werden konnten und dies auch nur in einem kleinen, relativ unbedeutenden Stadtstaat am Rande der damals vorherrschenden großen Zivilisationen, und dass es nochmals mehr als tausend Jahre dauerte, bis die bürgerlichen Revolutionen das Thema erneut auf die Tagesordnung setzten, stellt sich diese Frage in aller Schärfe.

Offensichtlich ist es schwierig demokratische Strukturen zu etablieren. Können gegnerische Kräfte sie verhindern oder lassen andere Interessen oder Bedürfnisse davor zurückschrecken? Mit der Diskussion über Sicherheit im Kapitel davor wurde ein Aspekt erörtert. Das Problem, dass Menschen, Familien oder Klassen nicht von der Macht lassen können und wollen, die sie sich einmal erobert haben, lässt sich auch heute noch in allen Variationen beobachten. Diese Aspekte sind sicher wichtig, scheinen mir aber nicht hinreichend die aufgeworfene Frage zu beantworten. Sie bleibt (vorläufig) offen.

Knapp hundert Jahre später nachdem die Athener ihr demokratisches Experiment begannen, wurden in Rom ähnliche Versuche unternommen. Im

Jahre 509 v. u. Z. hatten die Römer genug von ihren Königen und begannen im Rahmen der Römischen Republik ihre Geschicke selbst in die Hand zu nehmen. Das höchste Amt teilten sich zwei Konsuln, die für Rechtsprechung, Finanzen und Heeresleitung zuständig waren. Sie wurden von einer Volksversammlung gewählt, in der allerdings die herrschende Schicht stets eine Mehrheit hatte, da die Stimmen auf der Grundlage von Besitzverhältnissen festgelegt wurden.

Das einflussreichste Gremium war der Senat, dessen Mitglieder aus dem höheren Adel kamen, und die in der Regel Senatoren auf Lebenszeit blieben. Er erteilte zwar nur „Empfehlungen“ für die Amtsinhaber, aber in der Praxis war sein Einfluss so groß, dass diese umstandslos befolgt wurden.

Die Plebejer, wie die Armen genannt wurden, hatten eine eigene Versammlung, in der sie ihre Vertreter, die sogenannten Volkstribunen wählten.

In Athen wie in Rom bestimmten der Gegensatz von Arm und Reich häufig die Politik und war Motor für die Weiterentwicklung der demokratischen Strukturen. Insgesamt waren die Römer aber weniger konsequent als die Bürger Athens. Der dominierende Einfluss der großen Adelsfamilien wurde nicht gebrochen; die Römische Republik war eine aristokratische Staatsform mit demokratischen Elementen (Wikipedia Römische Republik 13.1.14). Sie dauerte von 509 bis zum Jahre 27 v. u. Z., als römische Kaiser die Macht übernahmen.

Als originäre Entwicklung der Römer gilt das römische Recht, in dem vor allem Erwerb, Verkauf und Besitz von Eigentum geregelt werden. Römisches Recht ist bis heute mehr oder weniger die Grundlage aller modernen Rechtssysteme.

In der marxistischen Geschichtsbetrachtung wird zwischen der asiatischen und der antiken Produktionsweise unterschieden (MEW Bd.13 S. 8/9) Bei genauerem Hinsehen zeigt sich allerdings, dass beide Gesellschaftstypen auf einer produktiven Landwirtschaft beruhten, wobei einer großen Menge kleiner Bauern die Großgrundbesitzer gegenüberstanden, die ihr Land in der Regel von Sklaven bewirtschaften ließen. Mit der Ausnahme von Athen und in eingeschränktem Maße auch Rom herrschten in allen Staaten Könige oder Adelsfamilien. Sie waren alle politische Systeme vom Typ orientalischer Despotie. Selbst die griechischen Stadtstaaten um Athen herum machten in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Das Bemerkenswerte liegt in der Tatsache, dass in

Athen auf der Grundlage einer Sklavenhaltergesellschaft eine Form der Demokratie entwickelt wurde.

Einen Menschen zur Sklavin oder zum Sklaven zu machen, ist das Schlimmste und Abscheulichste was man ihm antun kann. Sklaven müssen die niedrigsten Arbeiten verrichten, ihre Freiheit ist vernichtet und ihre Würde wird negiert. Ihr Menschsein wird zu einem seelenlosen Werkzeug degradiert. Ihre Körper sind ihnen entfremdet, ihr Geist okkupiert, ihre Seele zerrissen. Der Besitzer kann seine Sklaven erniedrigen, demütigen, für schmutzige Arbeiten einsetzen, sexuell missbrauchen, schließlich sogar töten. Es ist ihm freigestellt.

Erstaunlicherweise leben Sklaven trotzdem weiter, singen, tanzen und feiern, lieben und haben Kinder. Sie leisten Widerstand im Rahmen ihrer Möglichkeiten. Ihre menschliche Identität, ihr universelles Vermögen ist unzerstörbar – außer sie werden umgebracht oder töten sich selbst.

Denker und Philosophen haben zu allen Zeiten Argumente gefunden und entwickelt um die Notwendigkeit der Sklaverei zu begründen. Selbst der große Aristoteles hat sich in diesem Sinne geäußert und erklärt, dass Sklaven zwar eine Seele hätten, diese aber nicht voll ausbilden könnten. Deshalb sei es für sie sinnvoll als Sklaven zu dienen.

Einen starken Impuls gegen die Sklaverei setzte das frühe Christentum. Aus den Evangelien spricht eine klare Sprache für die Gleichheit aller Menschen, die Sklaven nicht ausschließt, und die Parteinahme für Kranke, Arme und Unterdrückte aller Art. In dem von Rom besetzten Judäa galten Zöllner, die für die Besatzer die Steuern eintrieben, als höchst verachtenswert. Jesus setzte sich mit einigen von ihnen demonstrativ zu einem gemeinsamen Essen an einen Tisch und wies die selbstgefälligen Besserwisser, die Pharisäer, zurück, die sich darüber empörten, dass Jesus mit „diesem Gesindel“ gemeinsam zu Tisch saß (Markus 2,13-17).

Auch die Forderung Jesus die Feinde zu lieben, muss für die damaligen Menschen, für die Kriege und tägliche Auseinandersetzungen quasi an der Tagesordnung waren, wie eine Verheißung von einem anderen Stern vorgekommen sein. „Euch, die ihr mir zuhört, sage ich: Liebt eure Feinde; tut denen Gutes, die euch hassen; segnet die, die euch verfluchen und betet für alle, die euch schlecht behandeln“ (Lukas 6, 27-28).

Sklaven mussten die Behandlung als Gleiche unter Gleichen, die frühe Christen während des Abendmahls und im Umgang miteinander praktizierten, wie eine Erlösung erlebt haben. Deshalb ist es auch kein Zufall, dass das frühe Christentum zunächst als Religion der Sklaven eingestuft wurde. Schließlich ist Jesus durch seinen Tod am Kreuz auch den Sklaventod gestorben. Aber schon Paulus macht klar, wie das mit der Gleichheit zu verstehen ist. „Es hat darum nichts mehr zu sagen, ob einer Jude oder Nichtjude, ob er Sklave oder frei, ob Mann oder Frau. Durch eure Verbindung mit Jesus Christus seid ihr alle zu einem Menschen geworden“ (Galater 3, 28). Sklaven sind gleich und frei – aber nur vor Jesus Christus.

In ihrem Alltag haben sie gefälligst weiterhin Sklaven zu sein: „Die Sklaven, die zur Gemeinde gehören, müssen ihren Herren mit aller schuldigen Achtung begegnen.“ Und mit besonderer Perfidie: „Wenn ein Sklave einen Christen zum Herrn hat, darf er ihn deshalb nicht weniger achten, weil er sein Bruder ist. Er muss ihm sogar noch besser dienen, weil ein Herr, der Christ ist und sich von Gott geliebt weiß, ihm ja auch viel Gutes tut“ (Timotheus 6, 1-2).

Während der Spätantike war im Christentum die Frage der Sklaverei heftig umstritten. Viele Kirchenväter sprachen sich dafür aus, wenige dagegen, aber viele christliche Herren ließen ihre Sklaven frei. Unter Kaiser Konstantin dem Großen wurde das Los der Sklaven etwas humaner: So durften Familien nicht mehr auseinandergerissen werden, Herren war es verboten Sklavinnen an Kuppler zu verkaufen und widerspenstige Sklaven zu töten. Außerdem verlieh Konstantin Bischöfen das Recht Sklaven rechtmäßig freizulassen.

Etwa seit der Zeit Karls des Großen durften Christen andere Christen nicht mehr als Sklaven halten, was natürlich bedeutet, dass Muslime oder Anhänger anderer Religionen sehr wohl versklavt werden durften.

Ab der Jahrtausendwende spielten nördlich der Alpen Sklavenhandel und Sklaverei kaum noch eine Rolle; der Handel verschob sich Richtung Mittelmeer. Vor allem die Kaufleute aus den oberitalienischen Seerepubliken Genua und Venedig verkauften Sklaven aus dem Kaukasus nach Südwesteuropa und Ägypten. Durch den Transsaharahandel wurden afrikanische Sklaven in den Nahen Osten verkauft. Dieser Handel wurde fast ausschließlich von orientalischen Händlern abgewickelt und auch durch die Verbreitung des Islam nicht unterbrochen.

Mit der Entdeckung Amerikas nahmen Sklaverei und Sklavenhandel ungeahnte Ausmaße an. Für die Plantagenwirtschaft war eine große Zahl von Arbeitskräften nötig, die im Dreieckshandel zwischen Afrika, Amerika und Europa herbeigeschafft wurden. Die Sklavenhändler kauften Sklaven an den afrikanischen Küsten und verkauften sie an Plantagen- und Bergwerksbesitzer in Amerika, nahmen dort Baumwolle, Zucker oder Kaffee auf, das sie wiederum in Europa verkauften. Für diese abscheulichen Geschäfte wurden zwischen zehn und fünfzehn Millionen Afrikaner aus ihrer Heimat verschleppt, unter menschenunwürdigen Bedingungen in die Schiffe gepfercht und zu den härtesten Arbeiten gezwungen. Viele kamen schon während der Sklavenjagd oder während des Transportes zu Tode (Wikipedia Sklavenhandel 24.1.14).

Die Abschaffung der Sklaverei erwies sich als schwierig und langwierig. Neben aufklärerischen Ideen waren es vor allem evangelische und freie Kirchen, die sich für das Verbot des Sklavenhandels einsetzten. Entsprechend ihrem Verständnis des Menschen als Kind Gottes stuften sie das Halten und Kaufen von Sklaven als Sünde ein.

Als erste Sklavenhandelsnation verbot Dänemark ab 1803 den Sklavenhandel über den Atlantik. 1807 folgte das Vereinigte britische Königreich, verbot den Sklavenhandel und bekämpfte den Sklavenhandel der anderen europäischen Nationen. Ab 1834 wurden alle Sklaven im britischen Kolonialreich für frei erklärt. In den USA war die Situation längere Zeit sehr unterschiedlich. Die Kolonie Rhode Island erklärte bereits 1652 die Sklaverei für illegal. Die nördlichen Staaten schafften die Sklaverei Schritt für Schritt zwischen 1789 und 1830 allmählich ab (Wikipedia Abolitionismus 29.1.14). Nach der Niederlage im Bürgerkrieg wurden die Sklaven auch in den Südstaaten befreit. In Frankreich, Deutschland und Portugal entstanden auch katholisch inspirierte Bewegungen gegen diesen inhumanen Gräuel. In Haiti erklärten sich 1799 ehemalige Sklaven als unabhängig und frei und gründeten den Staat Haiti. Als einer der letzten Staaten schaffte Saudi Arabien erst 1968 die Sklaverei offiziell ab.

Aus den Schilderungen wird ersichtlich, dass die christlichen Kirchen bei der Abschaffung der Sklaverei eine zentrale Rolle gespielt haben. Sowohl während der Zeit im frühen Mittelalter, als sie nördlich der Alpen ausgemerzt wurde, als auch in der Neuzeit, nachdem sie durch den Bedarf an Arbeitskräften auf dem amerikanischen Kontinent ungeheure Ausmaße erreicht hatte,

standen die Christen an vorderster Front. Am Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten wird deutlich, wie verbissen und unerbittlich sich Gegner und Befürworter der Sklaverei gegenüberstanden und wie blutig und brutal die Auseinandersetzungen geführt wurden. Dies illustriert auf drastische Art und Weise, welche Widerstände Christen überwinden mussten um die Sklaverei zurückzudrängen.

Doch die schlimmsten Gräuel entstanden erst nachdem sie offiziell abgeschafft war. In den Konzentrationslagern und Arbeitslagern der Nationalsozialisten mussten zwischen sieben und elf Millionen Menschen schuften, und viele von ihnen überlebten die Tortur nicht. Dies macht deutlich, wie der zynische Spruch „Arbeit macht frei“, der über dem Eingang des Konzentrationslagers Auschwitz steht, gemeint war.

Im Archipel Gulag wurden zwischen 1920 und 1955 18 bis 20 Millionen Menschen zur Arbeit gezwungen. Wie viele davon an Hunger, Entkräftung oder unbehandelten Krankheiten zugrunde gingen, wird wohl nicht so schnell ans Tageslicht kommen.

Die chinesische Variante der Arbeitslager heißt Laogai. „Die Laogai Research Foundation schätzt, dass seit 1949 vierzig bis fünfzig Millionen Menschen in den Lagern inhaftiert und zwanzig bis fünfundzwanzig Millionen von ihnen zu Tode gekommen sind“ (Berl. Zeitung 15./16.2.14). Laogai ist fester Bestandteil der chinesischen Wirtschaft, und die Profite, die die Arbeitssklaven erwirtschaften, werden im Haushalt der chinesischen Regierung verbucht. Zwar erklärte die chinesische Regierung 2013 das Zwangsarbeiterystem für abgeschafft, aber überprüfen kann dies niemand.

Es gibt heute zwar keine Sklavenhaltergesellschaft mehr, doch die Sklaverei als Geschäftsmodell ist eine Branche mit außerordentlichen Zuwachsraten. In seinem Artikel „Das alte Monster“ (Berl. Zeitung 15./16.2.14) führt Arno Widman zahlreiche Beispiele an: So werden jedes Jahr weltweit 1,4 Millionen Menschen, überwiegend Mädchen und Frauen, gezwungen als Sexsklavinnen zu arbeiten. Sie werden gekauft, verkauft und weiterverkauft als handele es sich um T-Shirts oder Socken.

Nach Qatar und andere arabische Emirate werden Arbeiter aus Ländern wie Bangladesch, Nepal oder Pakistan über verlockende Versprechungen vermittelt, die dort unter elenden Wohn- und Arbeitsbedingungen als Bauarbeiter oder Hausangestellte schuften müssen. Die Immigranten sind völlig

der Willkür ihrer jeweiligen Herren ausgeliefert, denn diese haben Pässe und Arbeitspapiere zurückbehalten. Wenn sie sich ohne Papiere auf die Straße wagen, werden sie verhaftet und abgeschoben. Auch dürfen sie ohne Erlaubnis ihrer Arbeitgeber das Land nicht verlassen.

Auch in Europa werden Sklaven gehalten. Sie werden von Schleppern ins Land gebracht und von Kontraktfirmen als billige Arbeitskräfte in Verschlägen gehalten und nach Bedarf an einheimische Firmen vermittelt. Die Pässe wurden ihnen abgenommen, eine Arbeitserlaubnis ist nicht vorhanden.

Frauen und Mädchen werden als Zwangsprostituierte von brutalen Zuhältern in zwielichtige Bordelle gezwungen.

Nach einem Bericht der Internationalen Arbeitsorganisation ILO vom Mai 2014 werden weltweit 21 Millionen Männer, Frauen und Kinder als Sklaven gehalten und erbringen in Bergwerken, Fabriken, Landwirtschaft und Haushalt Arbeitsleistungen im Wert von über 50 Milliarden US-Dollar. Die Profite der Sklaventreiber liegen nach Schätzungen bei 150 Milliarden US-Dollar jährlich, wobei die sexuelle Ausbeutung mit 100 Milliarden Dollar den einträglichsten Geschäftszweig darstellt. Im Schnitt verdient ein Zuhälter an einer Zwangsprostituierten rund 22000 Dollar pro Jahr (Berl. Zeitung 21.5.14).

Von den 21 Millionen in Sklaverei gehaltenen Menschen sind 5,5 Millionen Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren. Doch Kinder müssen nicht nur für Fremde schuften. Allein in Indien ackern rund 15 Millionen Kinder auf Baumwollfeldern, in Teppichmanufakturen, Ziegelbrennereien, Straßenrestaurants oder in der Prostitution unter dem Druck die Schulden ihrer Eltern abzuarbeiten. Im rechtlichen Sinne sind dies keine Sklaven, doch was ihre Lebensverhältnisse angeht, haben diese Kinder keine andere Wahl als das Leben eines Sklaven (Berl. Zeitung 6.6.14).

Für den Sklavenhalter ist der Einsatz von Sklaven nicht nur aus wirtschaftlichen Gründen attraktiv. Indem er über sie absolute Macht ausübt, kann er die Realisierung seiner universellen Möglichkeiten über die Maßen ausleben. Dies macht die Ausübung von Macht so außerordentlich attraktiv. Der Einsatz von Sklaven potenziert seine Möglichkeiten um ein Vielfaches.

Im Alltag funktioniert dies allerdings nur, wenn er über eine Ideologie verfügt, die den Sklaven nicht als Menschen, also als seinesgleichen definiert, sondern als tierisch, minderwertigen Menschen oder ähnliches. In B. Brechts Volksstück „Herr Puntila und sein Knecht Matti“ erwidert der Gutsbesitzer

Puntila, als sein Knecht Matti ihm vorwirft, so könne er einen Menschen nicht behandeln: „Was heißt einen Menschen? Bist du ein Mensch? Vorhin hast du gesagt, du bist ein Chauffeur“ (Brecht S. 1613/1614). Wenn auch ein Gutsbesitzer als Herr über zahlreiche Knechte nicht dieselbe Herrschaftsform wie ein Sklaventreiber darstellt, der seine Untergebenen zu Tode schinden kann, so unterscheidet sich ihr Grundproblem lediglich graduell. In beiden Fällen müssen sie ihre Untergebenen als grundsätzlich von sich verschiedenen ansehen. Der Gutsbesitzer Puntila kann diesen Widerspruch nur aushalten, indem er sich regelmäßig mit Alkohol zuschüttet. Im Aquavitrausch darf er endlich Mensch sein, der seinen Mitmenschen nur Gutes will, und ihn seinen Alltag, in dem er seine Knechte drangsaliert, vergessen lässt.

Umgekehrt lebt der Sklave in dem Dilemma, die Realisierung seiner Möglichkeiten an den Bedürfnissen seines Herrn ausrichten zu müssen. Er ist davon abhängig, ob dieser großzügig mit seinen Sklaven umgeht oder kleinlich, gewalttätig oder blutrünstig. Er muss sich verbiegen und die Wünsche seines Herrn möglichst von dessen Augen ablesen. Er ist gezwungen die Realisierung seines universellen Vermögens mit der seines Herrn in Einklang zu bringen. An erster Stelle stehen dessen Erwartungen. Wenn es dem Sklaven gelingt, diesen zu genügen, kann er hoffen auch sein eigenes Leben in den gegebenen Grenzen zu leben.

17. Das Mittelalter – Hoffen auf das Jenseits

Mit dem Begriff des Mittelalters wird der Zeitraum zwischen dem Ende der Antike und dem Beginn der Neuzeit benannt. Unter dem Ansturm von germanischen, keltischen und slawischen Völkern während der Völkerwanderung zerbrach im Jahr 476 n. u. Z. das weströmische Reich, und es entstanden zahlreiche neue Königreiche. Das oströmische Reich hielt sich unter dem Ansturm der Türken bis 1453, als Konstantinopel erobert und zum Zentrum des Osmanischen Reiches ausgebaut wurde. Die Differenz von fast tausend Jahren zwischen den beiden Ereignissen macht es neben weiteren Fakten schwierig von einem einheitlichen Beginn des Mittelalters auszugehen. Von daher beschränkt sich der geografische Raum des Mittelalters im wesentlichen auf West- und Mitteleuropa nach dem Ende der Völkerwanderung. Das Ende wird je nach Schwerpunktsetzung mit der Erfindung des Buchdrucks (1450), der Entdeckung Amerikas (1492) oder dem Beginn der Reformation (1517) in Verbindung gebracht. Im Überblick lässt sich sagen, das Mittelalter dauerte von 500 bis 1500 n. u. Z., rund tausend Jahre. (vgl. Wikipedia Mittelalter vom 14.4.14)

Die Grundlage der mittelalterlichen Gesellschaft war das Lehnswesen. Der König vergab an verdiente Mitglieder des Adels (Kron-Vasallen) größere Gebiete zur Bewirtschaftung und Ausbeutung. Dafür mussten die Vasallen ihrem König in den Krieg folgen und Reiter, Fußsoldaten, Ausrüstung und Verpflegung stellen. Die Kron-Vasallen gaben nun ihrerseits Teile ihres Gebietes gegen entsprechende Leistungen an kleine Vasallen weiter. Im Laufe der Zeit wurden die Lehen erblich, und es entstand das feudale System, das die mittelalterliche Gesellschaft strukturierte.

Am Fuße der Pyramide stand die Masse der kleinen Bauern, die sich unter den Schutz der kirchlichen und weltlichen Grundherren begaben und von ihnen abhängig wurden. Sie mussten Frondienste und Abgaben leisten und unterlagen der Gerichtsbarkeit des Grundherren.

Im Zuge der Völkerwanderung wurden viele Errungenschaften des römischen Reiches zerstört, Städte zerfielen, Handel und Handwerk gingen zurück.

Die Menschen lebten vom Ertrage ihrer Äcker und den geringen Überschüssen, die sie gegen notwendige Dinge für den Alltag tauschen konnten.

Der Großgrundbesitz gewann an Bedeutung und viele kleine Bauern wurden abhängig. Hörige Bauern durften zwar bewegliches Eigentum aber keinen Grund und Boden besitzen. Sie waren an das Land gebunden, das einem Adligen oder Kirchenfürsten gehörte, und wurden bei einem Verkauf des Landes mit diesem verkauft. Die Hörigkeit wurde auch an die Kinder vererbt. Hörige Bauern bearbeiteten das Land, mussten bestimmte Abgaben und Frondienste leisten und konnten im Gegenzug Schutz und Fürsorge von ihrem Grundherren erwarten. Sie unterlagen der sogenannten niederen Gerichtsbarkeit, die Folter, schwere Leibstrafen und die Todesstrafe ausschloss (Wikipedia Hörigkeit vom 26.2.14).

Allerdings lag die Prügelstrafe allein in der Macht des Gutsherren, ohne dass ein Gericht bemüht werden musste. Wer die Arbeit nicht nach dessen Ansprüchen ausführte, konnte jederzeit gezüchtigt werden. Heiraten durften Hörige nur mit dem Einverständnis des Gutsherren und das Wegziehen von dem Hof war so gut wie ausgeschlossen. Zwischen Leibeigenschaft und Hörigkeit gibt es lediglich graduelle Unterschiede und wenn von verschiedenen Gruppen von Leibeigenen gesprochen wird, so sind auch in diesem Falle keine wesentlichen Unterschiede in einem insgesamt das ganze Leben betreffenden Abhängigkeitsverhältnis vom Gutsherrn zu erkennen.

Bei diesem Sachverhalt stellt sich sofort die Frage, ob es überhaupt einen Unterschied macht, ob ein Mensch Leibeigener oder Sklave ist. Die Leibeigenschaft bedeutet in jedem Fall eine gegenseitige Verpflichtung, die beide Partner eingehen, wenn auch unter sehr unterschiedlichen Voraussetzungen. Der Leibeigene galt nicht wie der Sklave als bloße Sache, sondern hatte bestimmte Rechte. Er konnte in gewissem Umfang Eigentum erwerben und durfte nicht gegen seinen Willen einem anderen Herrn übergeben oder verkauft werden.

Ohne die Unterschiede bestreiten zu wollen, muss man doch feststellen, dass die große Mehrheit der Bevölkerung in der frühen mittelalterlichen Gesellschaft unter erbärmlichen Verhältnissen leben musste, und die Menschen ihr universelles Vermögen nur unter ziemlich eingeschränkten Bedingungen realisieren konnten.

Wenn man Geschichte unter der Frage nach der fortschreitenden Emanzipation der Menschen von niederdrückenden Herrschaftsverhältnissen betrach-

tet, kommt man nicht umhin festzustellen, dass der Fortschritt sich in Tippelschritten und mit der Geschwindigkeit einer Schnecke bewegt.

Das mittelalterliche Weltbild war dominiert durch das Christentum. Die christliche Religion war das Fundament für Wissenschaft und Literatur, Kunst und Kultur. Die herausragenden Bauwerke waren Kirchen, Dome und Kathedralen. Die Kirchensprache Latein war die gemeinsame Sprache der Gebildeten.

Wie war es möglich, dass das Christentum eine derart dominierende Stellung einnehmen konnte?

Noch im römischen Reich gab es zahlreiche Religionen, die wie beispielsweise orientalische Kulte weit verbreitet waren. Doch all diese Religionen hatten sich aus regionalen und oder nationalen Besonderheiten entwickelt und waren mit den verschiedensten Riten, Gesetzen und Vorschriften für die Lebensführung verbunden, die Menschen aus anderen Kulturreihen eher abstießen. Nur das Christentum war offen für die multikulturelle Bevölkerung des römischen Reiches. Denn Jesus hatte als Mittler zwischen Gott und den Menschen alle Sünden auf sich genommen und sie damit ein für alle mal gesühnt. Dadurch waren weitere Opfer nicht mehr notwendig und weitere Opferzeremonien hatten sich erübrig (vgl. Tokarew S.649 ff.). Es blieben das Abendmahl als Feier des gemeinsamen Mahls von Jesus mit seinen Jüngern und die Taufe als rituelle Reinigung und Zeichen für den Beginn des christlichen Lebens. Typisch für diese Auseinandersetzung ist die Frage, inwieweit die frühen Christen jüdische Gesetze und Riten zu beachten hätten. Paulus lehnt dies entschieden ab mit dem Hinweis, dass Christen durch die Taufe Kinder Gottes seien und Jesus sie von dem Fluch des Gesetzes, also der Befolgung jüdischer Vorschriften über die Lebensführung, erlöst habe (vgl. Brief an die Galater 3 und 4).

Ausschlaggebend für den Erfolg der christlichen Religion scheint mir allerdings deren Jenseitsvorstellung zu sein. Wer ein gottesfürchtiges Leben führt, sich an die grundlegenden Gebote hält und die Regeln der Kirche befolgt, hat demnach gute Chancen sein ewiges Leben mit der Lobpreisung Gottes im Himmelreich zu verbringen. Demgegenüber sahen die alten Ägypter im Jenseits eher die Fortsetzung des irdischen Lebens. Deshalb musste der Körper durch Mumifizierung erhalten und durch reichliche Grabbeigaben dafür gesorgt werden, dass das gewohnte Leben im Jenseits fortgesetzt werden kann.

te (Tokarew S.412). Reiche und Vornehme konnten auch dort ihre luxuriösen Gärten und Häuser genießen und sich von ihrer zahlreichen Dienerschaft verwöhnen lassen. Dagegen hatten kleine Bauern und Sklaven, d. h. die große Mehrheit der Bevölkerung, die sich die teure Mumifizierung, ein Grab oder gar umfangreiche Grabbeigaben nicht leisten konnte, ganz schlechte Karten. Ihre Leichen wurden irgendwo im Sand verscharrt und das Weiterleben nach dem Tod war aufgrund der dürftigen Ausgangsbedingungen nicht gesichert. Wenn es ihnen trotzdem gelang an dem Totenrichter Osiris und dem seelenfressenden Knochenbrecher vorbeizukommen, konnten sie allenfalls hoffen das gleiche elende Leben zu führen, das sie schon im Diesseits hatten. Wenn auch die Jenseitsvorstellungen für die Mehrheit der Bevölkerung im alten Ägypten, für die Bauern, kleinen Handwerkern und Sklaven nicht unbedingt attraktiv waren, so waren die alten Ägypter erstaunlicherweise doch gläubige Menschen, die auf eine ausgleichende Gerechtigkeit im Jenseits hofften. Die Hoffnung ist eine außerordentliche Macht, die Widrigkeiten und Widersprüche zu – wenn auch unangenehmen Kleinigkeiten – schrumpfen lassen kann.

Für Griechen und Römer war das Leben im Jenseits eine eher trostlose Angelegenheit. Der Hades war ein öder und finsterer Ort, in dem die Schatten der Toten umher geisterten ohne jemals Trost zu finden. Ob Adliger, Krieger oder Bauer – aus der Tristesse des Hades gab es kein Entkommen (vgl. Tokarew S.519).

Ganz anders das Christentum: Wer in seinem Glauben ganz auf Jesus setzt, der werde auf ewig die Herrlichkeit Gottes anschauen. Jesus spricht besonders die Armen, Kranken und von Mühsal Geplagten an und verweist darauf, dass Gott ihnen ihre Lasten abnehme. Dagegen gilt Reichtum eher als Hindernis für den Weg ins Himmelreich. Als Jesus einmal von einem einflussreichen Mann gefragt wird, was er tun müsse, um das ewige Leben zu bekommen, antwortet Jesus: „Eines fehlt dir noch: Verkauf alles, was du hast, und verteile das Geld an die Armen, so wirst du bei Gott einen unverlierbaren Reichtum haben. Und dann geh mit mir“ (Lukas 18,22). Als der Mann das hörte, wurde er traurig, denn offensichtlich wollte er seinen Reichtum nicht aufgeben. Und Jesus fährt fort zu den Umstehenden zu reden: „Eher kommt ein Kamel durch ein Nadelöhr als ein Reicher in Gottes neue Welt“.

Bei dem Geist, der aus den Evangelien und dem Handeln der frühen Christen spricht, ist es nicht verwunderlich, dass sich zunächst vor allem Skla-

ven und Arme angesprochen fühlten. Schien es für sie doch schon von ihrem sozialen Status her ein Leichtes den Glauben an Jesus zu übernehmen und auf ein besseres Leben im Jenseits zu hoffen. Ein Sklave konnte realistischer weise kaum erwarten, dass sich sein Leben im Diesseits grundlegend ändern würde. Umso mehr Gewicht wird er auf die Hoffnung setzen, dass nach dem elenden ein strahlendes Leben folgt.

Die Hoffnung auf ein jubilierendes Zusammensein vor Gott muss für versklavte und arme Menschen geradezu verführerisch gewesen sein. Wenn im Diesseits die Realisierung eines selbstbestimmten Lebens aussichtslos bleibt, wird das universelle Vermögen Menschen dazu bewegen ihr Heil außerhalb des realen Lebens zu suchen. Sie werden versuchen ihr Glück in der Imagination, der Phantasie zu finden und zu leben. Sei es im gemeinsamen Mahl, Lied oder Tanz. Das frühe Christentum machte ein Angebot, das offensichtlich viele attraktiv fanden. Sklaven und Arme erlebten sich im gemeinsamen Mahl als Gleiche und konnten hoffen, dieses einzigartige Erlebnis im Jenseits in vollem Umfang zu leben.

Das Mittelalter wird auch als religiöses Zeitalter charakterisiert. Das bedeutet das Alltagsleben wird in weiten Teilen von Erwartungen und Hoffnungen bestimmt, die dem Jenseits zugeschrieben wurden. Dem Jammertal auf Erden entsprang die Hoffnung auf ewiges Glück im Himmel. Dieser Zustand musste ewig währen, denn nur dies entsprach dem Zukunftshorizont um universelles Vermögen wirklich werden zu lassen.

Mit der Übernahme des Christentums durch Konstantin den Großen im Jahr 391 und durch den Merowingerkönig Clodwig I. um 500 wurde das Christentum zunächst im Oströmischen Reich und dann auch unter den Franken in Mittel- und Westeuropa zur Staatsreligion. Dadurch veränderte sich das Christentum grundlegend. Nun war es plötzlich opportun Christ zu sein, und die Zahl der Gemeindemitglieder stieg stark an. Jetzt kamen vermehrt Menschen aus den Mittelschichten und der herrschenden Klasse. Der Gedanke der Armut wurde in den Hintergrund gedrängt und das gemeinsame Erlebnis der Gleichheit verstärkt ins Jenseits verlegt.

Das Christentum selber entwickelte staatsähnliche Formen, indem Bischöfe nun die grundlegende Entwicklung bestimmten und sich über die Lehre von der apostolischen Kontinuität legitimierten, nach der Jesus seinen Auftrag über die Apostel an die Bischöfe übergeben habe (Tokarew S.652).

Viele wollten diese Entwicklung nicht hinnehmen und gründeten Gegenbewegungen, die an die alten Ideale anknüpfen sollten. Sie alle wurden von der nun offiziellen Kirche als Ketzer gebrandmarkt und gnadenlos bekämpft. Die einflussreichsten waren während des frühen Christentums die Bewegung der Arianer und später Katharer und Waldenser (vgl. Tokarew S.652 ff.).

Auch andere fühlten sich von der nun mächtig gewordenen Kirche und der sündigen Welt im allgemeinen abgestoßen, zogen sich in die Einsamkeit zurück und widmeten sich ganz ihrem Gott. Die ersten Mönchsgemeinschaften entstanden in der Wüste Ägyptens nahe Theben. Nach und nach wurden in den meisten christlichen Ländern Klöster gegründet. Im Jahr 529 schuf Benedikt von Nursia den Benediktinerorden, indem er Regeln für das Zusammenleben der Mönche verfasste, die für alle nachfolgenden Orden beispielgebend wurden.

Doch von Anfang an waren die Klöster nicht nur Rückzugsorte für ein geistiges Leben mit Gott, sondern auch Zentren für handwerkliche und landwirtschaftliche Entwicklung. In den Klosterbibliotheken wurden Bücher und Schriften studiert, gesammelt und vervielfältigt. Die Mönche sorgten dafür, dass Wissen aus der Antike bewahrt und weitergegeben wurde.

Die Klöster im Mittelalter waren die kulturellen Zentren ihrer Zeit für Mittel- und Westeuropa, die Kulturträger schlechthin. Das abendländische Wissen und die Kulturen Europas waren hinter Klostermauern versammelt. Die Klöster führten eigene landwirtschaftliche und handwerkliche Betriebe, entwickelten neue Verfahren in Landbau, Pflanzenzucht und Tierhaltung und gaben ihre Erkenntnisse an die Landbevölkerung weiter. Sie sorgten für die medizinische Betreuung der Menschen durch den Anbau von Heilkräutern und die praktische Anwendung des gesammelten Wissens über die Heilung der damals verbreiteten Krankheiten. Grundlegende Kulturtechniken wie Lesen und Schreiben konnten praktisch nur in Klosterschulen erlernt und weitergehende Studien mussten in der Klosterbibliothek absolviert werden.

Mit der Entwicklung zur Staatsreligion ging auch eine Militarisierung des Christentums einher. So wurde die neue Religion nicht nur durch Missionare, sondern durch Feuer und Schwert verbreitet. Als bekanntes Beispiel sei hier der Krieg Karls des Großen, König der Franken, gegen die Sachsen erwähnt: In einem nahezu dreißig Jahre dauernden, blutigen und grausamen Krieg, der von 727 bis 804 dauerte, wurden die Sachsen, die nicht von ihrer Freiheit

lassen wollten, von Karl unterworfen, zwangsweise christianisiert und ihr Territorium seinem Reich einverleibt. Überhaupt führte Karl der Große während seiner Regentschaft nahezu ständig Kriege gegen seine Nachbarn, wobei sich machtpolitische und religiöse Motive aufs trefflichste ergänzten.

An Weihnachten des Jahres 800 wurde Karl von Papst Leo III. in Rom zum Kaiser gekrönt und damit Schutzherr des Papstes, des Kirchenstaates und der gesamten Christenheit. In diesem Wechselspiel von staatlicher Macht und christlicher Überzeugung gelang es Karl auf der Grundlage der lateinischen Sprache und Schriftkultur und des antiken Erbes eine kulturelle Struktur Mitteleuropas zu formen, die den kulturellen Niedergang in der Folge der Völkerwanderung umkehren konnte, und die sich noch heute auswirkt. Sie hat die Grundlage für die Entwicklung eines einheitlichen Kulturraumes in Mitteleuropa gelegt (vgl. Wikipedia Karl der Große vom 5.3.2014). Entsprechend legte Karl größten Wert auf Bildung und förderte die Errichtung von Klosterschulen und weiterbildende Studienmöglichkeiten für begabte Schüler.

Im Übrigen hatte das Christentum in diesem Raum noch so viel revolutionäre Potenz, dass es das Verbot der Sklaverei für Christen durchsetzen konnte, obwohl das Halten von Sklaven im restlichen Teil der Welt gang und gäbe war. Dass deshalb Muslime und andere „Heiden“ immer noch als Sklaven gehalten und verkauft werden durften, schmälert diesen ersten wichtigen Schritt keineswegs.

Demgegenüber wurde die Leibeigenschaft, die als Herrschafts- und Unterdrückungssystem auf die Sklaverei folgte, von den Christen als gottgewollt betrachtet. Sie wurde als Folge des Sündenfalls von Adam und Eva bzw. des Brudermordes an Kain betrachtet. Unfreiheit und Knechtschaft waren von Gott gesandte Strafen, die man geduldig auf sich zu nehmen hatte. Somit war die Rebellion gegen die Leibeigenschaft ein Aufbegehren gegen Gott und galt als schwere Sünde.

Es wird oft gefragt, ob es für die Betroffenen einen Unterschied macht, Sklave oder Leibeigener zu sein. Auch wenn man kleine Fortschritte zugesteht, so gilt es doch festzuhalten, dass der größere Teil der Bevölkerung unter Bedingungen leben musste, die seine Freiheitsrechte auf ein Minimum zurechtstutzte. Auch hier blieb in den meisten Fällen nur, den Blick gen Himmel zu richten und zu hoffen, dass die elenden Verhältnisse nach dem diesseitigen Leben ein Ende haben würden. Dabei ist hier nicht vorrangig Elend im Hinblick

auf die soziale Situation gemeint, sondern die Einschränkung der Realisierung menschlicher Möglichkeiten im Ganzen.

Um die Jahrtausendwende schien die Kirche auf dem Höhepunkt ihrer Machtentfaltung: Im sogenannten Investiturstreit, bei dem es um das Recht ging Bischöfe einzusetzen, konnte sich die Kirche erfolgreich behaupten.

Auf der iberischen Halbinsel war die Rückeroberung der von den Mauren besetzten Gebiete durch christliche Könige in vollem Gange. Im Zuge der fortschreitenden Christianisierung entstanden in Nordeuropa und Osteuropa neue christliche Königreiche wie England, Norwegen oder Polen.

Zwischen 1096 und 1270 forderten und organisierten die Päpste zahlreiche Kreuzzüge um das heilige Land und insbesondere Jerusalem zu befreien. In einem heiligen Krieg, der die friedliebende Intension des Evangeliums und der frühen Christen in sein Gegenteil verkehrte, sollten die Geburtsstätten des Christentums befreit werden (vgl. Le Goff S.131 ff.). Es ist wohl kein Zufall, dass die einzige erfolgreiche Eroberung Jerusalems in einem Blutbad an den dort lebenden Muslimen endete. Ebenso wenig mag es ein Zufall sein, dass die nun vorherrschende kriegerische Orientierung mit gewaltsausübenden Übergriffen, Pogromen und Massenmorden gegen die Juden einhergingen, die bis dahin relativ sicher im Europa des frühen Mittelalters gelebt hatten. Logischerweise mussten die Henker des Heilands, die ungläubigen Juden, zunächst im eigenen Land ausgerottet werden.

Schließlich richteten die Päpste die kriegerische Aggression gegen die Christen selbst. Neue christliche Laienbewegungen wie die Katharer oder Waldenser, die von den Mächtigen der Kirche als Ketzer eingestuft wurden, galt es unschädlich zu machen. Papst Innozenz III. verurteilte in seinem 1199 verfassten Dekret Häresie als schlimmstes Verbrechen, der Majestätsbeleidigung vergleichbar. Häretiker wurde exkommuniziert, ihre Güter eingezogen und in Zusammenarbeit mit der weltlichen Macht dem Feuer übergeben. Selbstverständlich wurde von der „Heiligen Inquisition“ auch Folter eingesetzt, so dass unzählige Menschen schon unter diesen barbarischen Maßnahmen starben, bevor sie ihrer eigentlichen Strafe, dem Tod auf dem Scheiterhaufen, zugeführt werden konnten.

Es scheint, als ob die Mächtigen der Kirche, die sich selbst immer mehr Macht angeeignet hatten, ahnten, dass die Kraft der Überzeugung, die das frü-

he Christentum trug, dahingeschwunden war, und sie sich gezwungen sahen auf nackte Gewalt und Grausamkeit zu setzen.

Nachdem durch die Wirren der Völkerwanderung das städtische Leben nahezu gänzlich zum Erliegen gekommen war, setzte nach der Jahrtausendwende eine Entwicklung ein, in deren Verlauf zahlreiche Städte entstanden. Auf der Grundlage einer zunehmend produktiveren Landwirtschaft wuchs die Bevölkerung außerordentlich. Handwerk und Handel blühten auf. Durch die Kreuzzüge angestoßen entwickelte sich der Fernhandel zwischen dem Nahen Osten und Europa, der von den italienischen Stadtstaaten allen voran Venedig betrieben wurde.

Vor diesem Hintergrund wurden in Mitteleuropa zahlreiche Städte gegründet. Um das Jahr 1030 wurde Speyer als großer Straßenmarkt angelegt und gilt als früheste im Mittelalter gegründete Stadt in Deutschland. Nachdem Herzog Konrad von Zähringen 1118 Freiburg im Breisgau gründete und der Stadt das Marktrecht und eine weitgehende Selbstverwaltung zusprach, wirkte dies wie eine Initialzündung. In den folgenden 200 bis 300 Jahren wurden die meisten Städte gegründet, die wir heute in Mitteleuropa kennen.

Es zeigte sich, dass durch die Gründung einer Stadt sowohl der Landesherr wie die Stadt selber profitierte. Durch den zugestandenen Freiraum, in dem die Bürger viele wirtschaftliche, soziale und politische Belange in eigener Regie regeln konnten, blühten die Städte auf, wuchsen und wurden reich. Entsprechend mussten sie Steuern an ihren Landesherrn abführen und wurden so zu einer unverzichtbaren Einnahmequelle für den Adel (vgl. Wikipedia Gründungsstadt vom 18.3.14).

Grundlage der mittelalterlichen Stadt war der Markt. Während des Wochenmarktes trafen sich die reisenden Händler, die ansässigen Handwerker und die Bauern aus der Umgebung und boten ihre Waren an. Die Städte wurden zwar durch die umliegenden Güter mit Lebensmittel versorgt, dennoch war die Trennung zwischen Stadt und Land sehr markant. Dies wurde nicht nur am Erscheinungsbild durch die hohen Stadtmauern deutlich, durch deren Tore Menschen, Tiere und Waren in die Stadt fanden, sondern auch in ihrem Selbstverständnis: Städter waren gebildet und frei, die Bauern niedrig und tölpelhaft (Le Goff S. 140).

Die rechtlichen Säulen der mittelalterlichen Stadt waren der städtische Frieden und die städtische Freiheit. Der städtische Frieden war eine wichtige

Voraussetzung für die geordnete Durchführung der Märkte und war die zentrale Aufgabe des Stadtrates. Auch wenn der Verstoß gegen diese Regelung bei einer Streiterei gering war, wurde dies als Bruch des Bürgereides verstanden und streng bestraft.

Das Rechtsprinzip der städtischen Freiheit bedeutete, dass der Städter nicht wie der Leibeigene von einem Herrn abhängig war, sondern seine Angelegenheiten und Geschäfte in eigener Entscheidung regeln, seinen Besitz mehren und die Gewinne nach eigenem Ermessen verwenden konnte. Außerdem umfasste es die Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz. Unter gewissen Umständen konnten Leibeigene in der Stadt das volle Bürgerrecht oder zumindest die Befreiung von der Leibeigenschaft erlangen; daher auch der Spruch „Stadtluft macht frei“ (Wikipedia Stadt vom 18.3.14).

Die politische Führung oblag dem Rat der Stadt und seinen Beamten. Er wurde aus den vornehmsten Familien des Patriziats rekrutiert, das wiederum aus den einflussreichen Fernhändlern und den städtischen Großgrundbesitzern bestand. Die Handwerksmeister hatten in der Regel das Bürgerrecht und waren entsprechend ihren Berufen in Zünften organisiert. Diese konnten zwar ihre inneren Angelegenheiten selbst regeln, hatten aber auf die politischen Prozesse und Entscheidungen des Rates eher wenig Einfluss. Es gab einige wenige Zünfte, die auch Frauen akzeptierten, wie Garnmacher oder Seidenweber, aber im allgemeinen wurden Frauen eher aus dem Handwerk verdrängt. Gesellen, Lehrlinge und Knechte besaßen nicht das volle Bürgerrecht.

Die mittelalterlichen Städte waren aber nicht nur das Terrain der Kaufleute und Handwerker, sondern auch Orte für Schulen und Universitäten. Waren bis dahin vor allem die Klöster mit ihren Bibliotheken die alleinigen Schul- und Bildungsstätten, so übernahmen nun nach und nach die Städte die Aufgabe den Nachwuchs zu bilden. Berühmt wurden die großen Universitäten wie diejenige in Paris, die ihre Privilegien von Papst und König vor dem Jahr 1200 zugesprochen bekam. Etwas später folgten Bologna, Oxford, Cambridge und viele andere (vgl. Le Goff S.166 ff.).

Die Städte selber hatten bei weitem nicht die Größe wie wir sie heute von Städten kennen. In der Regel hatten die mittelalterlichen Städte zwischen zehn- und zwanzigtausend Einwohner, London, Genua und Genf zählten über fünfzigtausend. Die größten Städte waren Florenz und Venedig mit hunderttausend Menschen und Paris mit rund zweihunderttausend (Le Goff S.142).

In dem Maße wie die Städte aufblühten, durch Handel und Handwerk reich oder durch Kultur- und Bildungseinrichtungen berühmt wurden, versuchten die Stadtherren ihre Städte aus militärischen oder wirtschaftlichen Motiven unter ihre Kontrolle zu bringen. Die Städte standen somit in ständiger Gegnerschaft zu weltlichen und geistlichen Fürsten, zu Adligen und Bischöfen. Die Bürger waren immer wieder gezwungen ihre Freiheiten mit Zähnen und Klauen zu verteidigen. Diese Konstellation schweißte die Bürger zusammen und verlieh der europäischen Stadt im Vergleich zu anderen Städten ihren besonderen Charakter. Die Entwicklung der mittelalterlichen Stadt verlief somit „insgesamt intensiver, vielfältiger, revolutionärer und, wenn man es so nennen darf, demokratischer“ als in allen anderen Städten (Lopez R. zitiert nach Le Goff S.151).

Wenn man in Rechnung stellt, dass die politischen Entscheidungen im wesentlichen von einer kleinen Schicht reicher Kaufleute getroffen wurden, denen eine immer größer werdende Zahl von Handwerkern, Gesellen, Lehrlingen und Knechten gegenüberstand, so kann man sich schon fragen, worin die demokratische Struktur dieser Städte bestanden haben soll.

Meines Erachtens besteht die demokratische Potenz dieser Gemeinwesen vielmehr in der Möglichkeit, dass Kaufleute und in geringerem Umfang auch Handwerker im Rahmen ihrer Zünfte ihre Angelegenheiten selbstbestimmt regeln konnten. Im Rahmen dieser Möglichkeiten konnten die Menschen nach eigenen Vorstellungen wirtschaften, ihren Besitz vergrößern (oder auch verlieren) und auf dieser Basis ihr Leben gestalten. Wir haben hier den Kerngehalt und Ausgangspunkt dessen vor uns, was man die Freiheit des Individuums nennt.

In den Strukturen der mittelalterlichen Stadt konnten die Menschen ihre individuellen Freiheiten entdecken, pflegen und ausbauen. Völlig fremd konnten sie ihnen nicht sein, denn sie gehören als Realisierungsraum ihrer universellen Möglichkeiten zu ihnen wie das Ei zum Huhn. Aus der konkreten historischen Situation betrachtet scheint diese Entwicklung zu einem Freiheitsraum des Individuums folgerichtig und quasi naturnotwendig. Sieht man sie aber vor dem Gesamt menschlicher Geschichte, so kann man geradezu von einem Glücksfall der menschlichen Entwicklung sprechen – vergleichbar mit der Genese der athenischen Demokratie.

Im weiteren Verlauf des Mittelalters gewannen die Städte und mit ihnen Bürger und Kaufleute immer mehr an Bedeutung. Kriege, Mongoleneinfälle ab 1241 oder Epidemien konnten diese Entwicklung zwar bremsen oder zurückwerfen, aber in ihrer Dynamik schritt sie unaufhaltsam voran. Besonders die Pestepidemie ab dem Jahr 1347 wütete in den darauf folgenden Jahren vor allem in den dicht besiedelten Städten Europas und raffte zwischen einem Drittel und der Hälfte der europäischen Bevölkerung dahin. Aber auch diese Katastrophe überstanden die Städte und wurden mächtiger denn je.

Als Beispiel mag die Augsburger Handelsfamilie der Fugger dienen, die um 1500 zu den bedeutendsten Kaufleuten und Bankiers in Europa aufstiegen. Durch den Baumwollhandel, den Abbau von Silber und Kupfer und ausgedehnte Bankgeschäfte entstand eine europaweit agierende Dynastie. Die Unterstützung des Hauses Habsburg und die Finanzierung des Aufstiegs König Karls zum römisch-deutschen König und schließlich zum Kaiser Karl V. verschaffte Jakob Fugger große Einwirkungsmöglichkeiten auf die europaweite Politik der Habsburger.

18. Eine neue Zeit – Freiheit des Individuums

Unter dem Begriffen Humanismus und Renaissance entstand ab 1300 eine neue Vorstellung des Menschen. Während der Mensch des Mittelalters sein Leben auf das Jenseits und die Erwartung des Himmelreichs orientierte, rückt nun der Mensch selbst in seinem diesseitigen Leben in den Vordergrund. Das Ideal ist ein „eigenverantwortlicher, schöpferischer und vielseitig gebildeter Mensch, der sich unabhängig vom kirchlichen Dogmen in freier Selbstbestimmung entwickelt“ (Wikipedia Universalmensch 5.5.14). Dies bedeutet keineswegs, dass Religion vollständig abgelehnt wurde, vielmehr sollten die kirchlichen Dogmen einer kritischen Würdigung unterzogen werden.

Durch die Orientierung an antiken Sprachen, römischer und griechischer Philosophie und die Verbindung von Wissen und Tugend erhoffte sich die humanistische Bildung eine optimale Entfaltung aller Potentiale einer Persönlichkeit. Überhaupt wurde in der Anknüpfung an griechische und römische Bildungskonzepte und in der beispielgebenden Orientierung an klassischen Vorbildern der beste Weg gesehen eine vielseitig ausgeprägte Persönlichkeit zu entwickeln.

In den folgenden Jahrzehnten und Jahrhunderten breitete sich das neue Denken an den Universitäten aus und wurde führend in Philosophie, Kunst und Architektur. Der Universalgelehrte Leonardo da Vinci, der in Kunst, Medizin und Naturwissenschaften hohe Maßstäbe setzte, gilt als einer der berühmtesten Vertreter dieses neuen Menschen.

Befeuert durch neue Erfindungen wie den Buchdruck oder das Schießpulver und die Entdeckung neuer Erdteile, die eine Globalisierung nie gekannten Ausmaßes einleitete, verbreitete sich das neue Denken über ganz Europa und wurde von den Europäern in die Welt getragen.

Als Martin Luther mit dem Anschlag seiner Thesen an der Schlosskirche in Wittenberg die Reformation auslöste und damit der katholischen Kirche, die tief in die diesseitigen Machtklüngel verstrickt war, ihre Autorität absprach, war die neue Auffassung des Menschen auch in der religiösen Sphäre ange-

kommen. Damit hatte die Auseinandersetzung um das neue Denken die gesamte Gesellschaft erfasst.

Auf der Grundlage des neuen Bildes vom Menschen als selbstständig denkende und schöpferisch arbeitende Persönlichkeit erblühten die Naturwissenschaften und erbrachten unaufhörlich neue Erkenntnisse. Durch Beobachtung und Experiment wurden mathematische und physikalische Gesetzmäßigkeiten entdeckt und bald darauf auch genutzt um technische Hilfsmittel herzustellen. Die bedeutendste Neuerung bestand in der Entwicklung einer brauchbaren Dampfmaschine, die James Watt um 1769 konstruiert hatte. Mit dieser Maschine war es zum ersten Mal möglich menschliche und tierische Kraft in einem größeren Ausmaß zu ersetzen. Die Industrielle Revolution nahm ihren Lauf und auf ihrer Grundlage dominierte Europa über mehrere Jahrhunderte die gesamte Welt.

Wie war dies möglich? Wie war es möglich, dass Europa eine so herausragende Stellung einnehmen und die übrige Welt beherrschen konnte?

Um das Jahr 1500, das im allgemeinen als Beginn der Neuzeit angesetzt wird, war Europa allenfalls ein kulturelles Machtzentrum unter anderen. In der Auseinandersetzung mit der muslimischen Welt schien Europa eher den Kürzeren zu ziehen. Zwar hatten die katholischen Könige Ferdinand und Isabella gerade erst die Mauren von der iberischen Halbinsel vertrieben, aber im Osten Europas eroberten die Türken 1453 Konstantinopel und versetzten die christliche Welt in Schockstarre. Und die Ausdehnung des Osmanischen Reiches ging weiter: Die osmanischen Sultane eroberten Griechenland, einen großen Teil des Balkans und waren über mehr als hundert Jahre eine ständige Bedrohung für Wien. Bald beherrschten die osmanischen Truppen das gesamte östliche Mittelmeer, eroberten den Nahen Osten bis Ägypten und konnten so den Gewürzhandel zwischen Südostasien und Europa unterbinden.

Schließlich entwickelte das osmanische Oberkommando eine gewaltige Flotte mit großen Galeeren und vielen kleineren Booten, die Angriffe zu Land unterstützten und im gesamten Mittelmeer vor allem italienische und spanische Häfen bedrohten und plünderten. Mit den Janitscharen, die unter christlichen Jungen auf dem Balkan angeworben wurden, besaßen die türkischen Sultane eine gut ausgebildete und hoch motivierte Elitetruppe. Ihre Armee war mit dem besten Belagerungsgerät und den effektivsten Kanonen ausgerüstet, die in der damaligen Zeit zu Verfügung standen.

Aber das Osmanische Reich besaß nicht nur eine sehr effektive Militärmachinerye. Durch die einheitliche Staatsreligion, eine gemeinsame Sprache und ein hohes technologisches und kulturelles Niveau war ein Staatsgebiet größer als das Römische Reich entstanden (vgl. Kennedy S. 37 ff). In vielen Wissenschaften, vor allem Mathematik, Medizin und Astronomie waren Muslime führend und in zahlreichen landwirtschaftlichen und technischen Bereichen entwickelten sie neue Verfahren, die teilweise noch heute Bestand haben. Die islamischen Städte waren großzügig angelegt, mit Straßenbeleuchtung versehen und mit Abwassersystemen ausgestattet. Einige besaßen Universitäten und große Bibliotheken. Die Baumeister übertrafen sich in der Errichtung erlesener Moscheen.

Der Einfluss des Propheten beschränkte sich jedoch nicht auf das Osmanische Reich. In Persien entwickelte sich unter der Safawiden-Dynastie ein machtvoller Staat mit hoher kultureller Blüte. Entlang der Seidenstraße etablierten sich, nachdem das große mongolische Reich zerfallen war, bedeutende islamische Khanate und im Westen Afrikas entstanden zahlreiche Staaten, die ebenfalls im Zuge des muslimischen Vorstoßes entstanden waren. Schließlich überrannten islamische Eroberer große Teile Indiens und errichteten ab 1526 das Reich der Moguln, die über die große Masse der Bauern, die mehrheitlich dem Hinduismus anhingen, herrschten und sie erbarmungslos auspressten.

Doch nachdem sich die muslimische Gemeinde in Schiiten und Sunnitn aufgespalten hatte und diese Spaltung sich politisch manifestierte, indem die safawidischen Herrscher in Persien und den umgebenden Gebieten den schiitischen Islam als Staatsreligion durchsetzten, war die Dynamik der muslimischen Expansion gebrochen. Persien und das Osmanische Reich standen sich nun in ständiger Auseinandersetzungen und Kriegen gegenüber, und Sultan und geistliche Führer sahen den einzigen Ausweg darin die schiitische Diaspora durch gewalttätige Unterdrückung klein zu halten.

Diese Auseinandersetzung führte durchgängig zu einem rigiden Konservatismus in allen gesellschaftlichen Bereichen. Händler und Unternehmer wurden drangsaliert, mit unberechenbaren Steuern belegt oder völlig enteignet. Der Handel versandete und die Städte verarmten. Die Bauern litten unter marodierenden Soldaten, die ihre Ernte und ihr Vieh raubten. Freies Denken war höchst verdächtig. „Die Druckerresse wurde verboten, weil sie zur Verbreitung gefährlicher Meinungen beitragen könnte“ (Kennedy S. 41).

Ein weiterer Kandidat für eine führende Rolle in der Welt war China. Vor der Moderne war China so weit von Europa entfernt, dass nur wenige Reisende China erreichten und aus persönlichen Erfahrungen berichten konnten. Nach den Erzählungen musste es sich um eine außerordentlich hoch entwickelte Zivilisation gehandelt haben.

China ist das bevölkerungsreichste Land der Erde und schon im 15. Jahrhundert war die Anzahl der Menschen rund doppelt so hoch wie im damaligen Europa. China war und ist seit mehr als zweitausend Jahren sprachlich, politisch wie kulturell im Vergleich zu allen anderen kulturellen Zentren ein durchweg einheitliches Gebilde (vgl. Diamond Arm und Reich S.398 ff). Die Menschen verfügten über eine hoch produktive Landwirtschaft mit fruchtbaren Böden in den Ebenen der großen Flüsse wie Gelber Fluss und Jangtsekiang, die durch ein ausgeklügeltes Kanalsystem gebändigt wurden. Eine konfuzianisch gebildete Elite sorgte für eine einheitliche und effektive Verwaltung des riesigen Reiches.

Es waren große Städte mit ausgedehntem Handel untereinander entstanden, der durch das ausgegebene Papiergeleb zusätzlichen Schub erhielt. Um 1100 wurde in Nordchina schon mehr Eisen als in England zu Beginn der Industriellen Revolution siebenhundert Jahre später produziert. Etwa zur gleichen Zeit wurde mit beweglichen Lettern gedruckt und es entstanden riesige Bibliotheken.

Mit großen Dschunken segelten chinesische Händler entlang der Küste bis Indien und den pazifischen Inseln und machten glänzende Geschäfte.

Mit der kaiserlichen Marine verfügten die Kaiser der Ming-Dynastie, die 1368 die Mongolen endgültig besiegt hatten, über 1300 Kampfschiffe, schwimmende Festungen und hunderte weitere Segelschiffe. Zwischen 1405 und 1433 unternahm Admiral Cheng Ho sieben ausgedehnte Kriegszüge zur See, die ihn bis zum Roten Meer und nach Sansibar führten (vgl. Kennedy S. 32 ff).

Doch die letzte Expedition sollte auch die letzte bleiben, denn 1436 verbot ein kaiserliches Edikt den Bau von hochseetüchtigen Schiffen. China zog sich auf sich selbst zurück, und die alles entscheidende Bürokratie verbot expansive Kriegszüge und alle Außenhandelsaktivitäten. Die Mandarinen betrachteten die Kriegsführung generell als minderwertige Tätigkeit und der Handel der Kaufleute war ihnen äußerst suspekt, so dass diese in ihren Geschäften oft ein-

geschränkt und behindert wurden. Generell besaßen die chinesischen Städte nie die gleichen Freiheiten wie die Städte des europäischen Mittelalters und dementsprechend konnte sich auch kein selbstbewusstes, auf eigenen Besitz gründendes Bürgertum entwickeln. Neben diversen anderen Gründen war daher „der reine Konservatismus der konfuzianischen Bürokratie der Hauptgrund des chinesischen Rückzuges“ (Kennedy S. 35). Und diese Entscheidung wurde auch umstandslos umgesetzt, da es keine andere gesellschaftliche Macht gab, die sie hätte verhindern können.

Um 1500 gab es noch weitere kulturelle Zentren wie Japan oder Russland, doch die beiden beschriebenen Beispiele mögen genügen, um zu verdeutlichen, dass es keineswegs ausgemacht war, dass es Europa war, das sich anschickte die Welt zu erobern. Warum also Europa, und warum nicht China oder die muslimische Welt?

Schon in der Betrachtung der mittelalterlichen Städte Europas hatte sich gezeigt, welche Kraft und Dynamik sich aus der Position des selbstständig agierenden Bürgers und seiner politischen Organisationen entfaltete. Die Bürgerschaft, die sich im Laufe des späten Mittelalters in den europäischen Städten entfaltete, hatte über Jahrhunderte Gelegenheit sich zu erproben, ihre Möglichkeiten auszutesten und sich ihrer selbst zu vergewissern. Sie brachte jene selbstbewussten und nicht selten auch größenvahnsinnigen Charaktere hervor, die in den folgenden Jahrhunderten die wirtschaftliche und politische Entwicklung vorantrieben.

Natürlich versuchten auch in Europa die Mächtigen des Mittelalters, die Fürsten, Könige und Kaiser die Kaufleute und deren Aktivitäten zu kontrollieren und die Gewinne für sich zu reklamieren. Doch Europa war sowohl geografisch und klimatisch sehr unterschiedlich gegliedert und noch mehr politisch in die verschiedensten Gebiete unterteilt. Die politische Karte Europas ähnelte einem Flickenteppich, dessen Muster sich ständig änderte. Es war nicht möglich ein ganz Europa umfassendes Herrschaftssystem, wie es in China selbstverständlich war, zu etablieren. Zwar gab es immer wieder Versuche, die aber in der Regel den jeweiligen Herrscher nicht überlebten wie unter Karl dem Großen, oder in einem Fiasko endeten wie unter Napoleon oder Hitler. Kein Staat oder Stadtstaat konnte danach streben seine Einflussphäre zu erweitern, ohne dass ein Nachbar oder andere Staaten auf den Plan traten um dies zu verhindern oder sich mit anderen Nachbarn zu verbünden.

Mit dem Prinzip des Balance of Power hat die Politik Großbritanniens diesen Sachverhalt zum außenpolitischen Grundsatz erhoben: Kein anderes Land auf dem Kontinent durfte so stark werden, dass es die Sicherheit Großbritanniens bedrohen konnte, und deshalb waren die jeweils schwächeren Staaten die natürlichen Bündnispartner.

Wenn nun also ein Mächtiger die Spielräume der Kaufleute und Handwerker zu sehr einengte, zogen diese weiter, nahmen Kenntnisse und Kapital mit und der Landesherr musste zusehen, wie sich die Handelswege aus seinem Einflussbereich verlagerten, seine Einnahmen schmolzen und seine Kreditwürdigkeit dahinschwand. Händler, Handwerker und Bankiers standen im Zentrum der Gesellschaft und mussten nicht wie in anderen Gesellschaften misstrauisch beäugt am Rande leben.

Das Wachstum des Handels, das Aufblühen der Städte und Märkte konnte von keinem der politisch Mächtigen wirklich kontrolliert werden und im Laufe der Zeit gingen alle europäischen Regime „eine symbiotische Beziehung mit der Marktwirtschaft ein“ (Kennedy S.53), gaben ihr einen verlässlichen Rahmen und ein entsprechendes Rechtssystem und erhielten über angemessene Steuern Anteil am wachsenden Profit des Handels.

Die scharfe Konkurrenz zwischen den europäischen Staaten und das Bemühen gegenüber den Nachbarn nicht ins Hintertreffen zu geraten, führte dazu, dass mehr oder weniger alle Staaten danach trachteten die wirtschaftliche und technologische Entwicklung voranzutreiben und durch Neuerungen einen Vorteil zu erlangen. So entwickelten die Nordeuropäer die Nordseekoggen, die mit mehreren Masten und Heckruder ausgestattet waren und große Lasten tragen konnten. Sie waren zwar nicht so elegant wie die osmanischen Schiffe, die das Mittelmeer befuhren, waren aber gut manövrierfähig und konnten eher Unwetter und Sturm trotzen. Die Kabeljaufischerei vor Neufundland, die nicht nur eine zunächst unerschöpfliche Nahrungsquelle erschloss, sondern auch neue Horizonte nach Westen eröffnete, und die Wal- und Seehundsjagd, die wertvolle Rohstoffe erbrachte, gaben weitere Impulse die Schifffahrt voranzutreiben. Überhaupt trugen die langen Küsten und die vielen schiffbaren Flüsse in Europa dazu bei den Handel anzukurbeln, denn auf dem Wasser konnten die Waren in größeren Mengen und kostengünstiger transportiert werden als auf dem Landweg. So entstand seit dem späten Mittelalter ein florierender Seehandel zwischen der Ostsee, der Nordsee, dem Mittelmeer und

dem Schwarzen Meer. Die wichtigsten Akteure waren die Kaufleute der Hanse und der oberitalienischen Städte. Durch Kauf und Verkauf der Waren über den gesamten Kontinent entwickelten sich die Geldgeschäfte und Geldwechsler, Kreditgeber und Bankiers gewannen an Einfluss und Macht.

Die hässliche Seite der Konkurrenzsituation unter den europäischen Staaten soll nicht unterschlagen werden. Man kann zwar nicht so weit gehen und sagen, dass in Europa ständig Krieg herrschte, kommt aber nicht umhin festzustellen, dass fast immer an irgendeinem Ort in Europa gekämpft und Häuser niedergebrannt wurden. Man denke nur an den Hundertjährigen Krieg (1339 bis 1453), der über unglaubliche hundert Jahre dauerte oder den Dreißigjährigen Krieg (1618 bis 1648), bei dem Armeen aus halb Europa über ein Drittel der Bevölkerung auf deutschem Boden massakrierten, vergewaltigten und niederbrannten, was nicht gestohlen oder geplündert werden konnte. In einer Kolumne lässt Götz Aly den Althistoriker Friedrich Oertel zu Wort kommen, der die Zerstörungswut und den damit verbundenen Selbsthass der Deutschen während des zweiten Weltkrieges mit den Nachwirkungen des Dreißigjährigen Krieges erklärt und die fehlende Souveränität auf die aus den Erlebnissen dieser Zeit resultierenden Kriegstraumata zurückführt (Berliner Zeitung vom 8.5.12).

Mit ihren imperialistischen Raubzügen und im Zuge der Kolonialisierung trugen die Europäer Krieg, Unterdrückung und Völkermord in die ganze Welt. In den beiden Weltkriegen schließlich verwandelten europäische Mächte die Welt in einen Hexenkessel von Blut und Tränen. Erst als mit den atomaren Waffen die völlige Vernichtung drohte, schien so etwa wie Vernunft einzukehren und die Menschen, Politiker wie Bürger kamen in Europa zu dem Schluss, dass Frieden doch die bessere Alternative zu sein schien.

Mit den Kriegen entwickelten sich auch die Waffentechniken und die Konkurrenz unter den europäischen Staaten führte dazu, dass sich die Rüstungsspirale immer enger drehte. Mit der Verwendung von Schießpulver, der Entwicklung von mächtigen Kanonen und dem Einsatz von Armbrustschützen begann eine neue Ära, die das Zeitalter der Ritter beendete. Die Kanonen wurden immer weiter verbessert, es entstanden Kanonen aus Bronze und verschiedenen Eisenlegierungen, so dass sich die Artillerie zu einer der zentralen Waffengattungen entwickelte. Schließlich wurde die Nutzung des Pulvers auch auf die leichten Waffen übertragen und bald waren die einfachen Soldaten

mit Musketen ausgerüstet. Es ist wohl kein Zufall, dass sich in den Notizen von Leonardo da Vinci, dem berühmtesten aller Künstler, auch Entwürfe der verschiedensten Waffen finden.

Mehr noch als an Land veränderte der Einsatz von Kanonen die Kriegsführung zur See (vgl. Kennedy S.59 ff). Die wettertauglichen kräftigen Dreimaster eigneten sich gut um mittschiffs auf beiden Seiten eine Reihe von Kanonen zu installieren. Damit waren sie den leichten Dhaus der arabischen Flotte und den chinesischen Dschunken weit überlegen. Mit dieser Bewaffnung konnten sich die Europäer den Weg freischießen, die Handelswege auf den Ozeanen kontrollieren und alle Mächte, die sich ihnen in den Weg stellten, einschüchtern.

Sicherlich war der scharfe wirtschaftliche und militärische Wettbewerb zwischen den europäischen Staaten, das stete Suchen nach einem Vorteil für die weitere Entwicklung eine wichtige Voraussetzung für das „Europäische Wunder“ (Kennedy S.48). Doch konkurrierende Machtzentren gab es auch in anderen Kulturen, ohne dass eine ähnliche Entwicklung wie in Europa eingesetzt hätte.

Der zentrale Unterschied zu allen anderen Regionen liegt meines Erachtens in der Entwicklung der individuellen Freiheit, die während der Blüte des Mittelalters von den Bürgern der Städte, den Kaufleuten und Handwerkern erkämpft wurde. Diese grundlegende gesellschaftliche Struktur brachte Männer hervor wie Heinrich den Seefahrer, Christoph Kolumbus oder Vasco da Gama, die sich mit ihren Mannschaften in die großen Abenteuer weltweiter Entdeckungen stürzten und gegen die Weite der See, unbekannte Landschaften, feindliches Klima oder grimmige Feinde ankämpften. Schließlich war es auch der Wagemut und Unternehmergeist der Kaufleute, die diese Expeditionen finanzierten und ausrüsteten.

Höchstwahrscheinlich sind auch die Brutalität und Grausamkeit, mit der die europäischen Eroberer den Völkern Asiens, Afrikas, Amerikas und Australiens begegneten, ein Ausfluss dieser charakterlichen Struktur. Schließlich besaßen sie nicht nur die besseren Waffen, sondern waren in ihrem Selbstverständnis auch die Auserwählten, die alle anderen Menschen aus Armut und Aberglaube zu erlösen hatten.

War die Entwicklung des Europäischen Wunders Glück, Zufall, historische Notwendigkeit? Fest steht, dass um 1500 verschiedene kulturelle Zentren von

ihrem wirtschaftlichen und militärischen Standard her in der Lage gewesen wären eine weltweite Führungsrolle einzunehmen. Fest steht aber auch, dass in keiner anderen Weltregion eine Entwicklung zur individuellen Freiheit wie in den mittelalterlichen Städten Europas stattgefunden hat. Die Europäer übernahmen weltweit die Führungsrolle – mit allen hellen und dunklen Seiten- alle anderen Regionen stagnierten. Angesichts dieser Tatsachen bin ich versucht zu sagen: Es war ein welthistorischer Glücksfall. Ähnlich dem der attischen Demokratie.

Individuelle Freiheit ist eine Grundbedingung der menschlichen Natur. War sie bis dahin mehr den zufälligen Bedingungen der individuellen Situation oder in einem gewissen Maße den Mächtigen vorbehalten, wurde sie nun zu einer mächtigen Triebkraft der gesellschaftlichen Entwicklung. Zum ersten Mal nach vielen dunklen Jahrhunderten seit der Entstehung der Städte und der großen Reiche wurde ein Funke entzündet, der die Welt in einem neuen Licht erstrahlen ließ.

Die Bürger der mittelalterlichen Städte, allen voran die Kaufleute gaben die Blaupause ab für die sich nun entwickelnde individuelle Freiheit. Auch wenn diese bürgerliche Freiheit schon mit ihrem Beginn in sich zwiespältig war, genau wie die Existenz des Kaufmannes selbst, der einmal als Bourgeois agiert und sein Vermögen vermehren will und dann als Citoyen für das Wohl der städtischen Gemeinschaft verantwortlich ist, was bekanntlich meist nicht einfach unter einen Hut zu bringen ist, so hat doch diese Entwicklung die Welt in einer bis dahin nie da gewesenen Weise verändert.

Mit Entwicklung der individuellen Freiheit entsteht ein völlig neuer Raum für die Realisierung der universellen Möglichkeit aller Menschen. Dieser Rahmen ist für das Leben der Menschen existentiell und unverzichtbar. Auch wenn dieser Raum für viele Menschen in vielen Teilen der Welt nur rudimentär vorhanden ist, auch wenn er in langen Phasen der Geschichte nur in Ansätzen oder gar nur in der Imagination realisiert werden konnte, so laufen doch alle Hoffnungen, alle Kämpfe und Aufstände im Kern darauf hinaus den Traum von der individuellen Freiheit Realität werden zu lassen.

Im folgenden soll es nun darum gehen, wichtige Etappen dieser Entwicklung zu identifizieren. Ausgangspunkt waren, wie bereits beschrieben, die Freiheiten, die sich die Bürger der mittelalterlichen Städte über Jahrhunderte gegen ihre adligen Herren erkämpft hatten.

Mitte des 13. Jahrhunderts trat eine Familie ins Rampenlicht der Geschichte, deren Einfluss die folgenden Jahrhunderte prägen sollte: die Medici. Durch den Textilhandel war die aus dem ländlichen Adel um Florenz stammende Familie reich geworden. Sie gründete eine Bank, entwickelte ein modernes Finanzsystem und dominierte bald den gesamten europäischen Handel (Wikipedia Medici 7.6.14). Durch geschicktes Taktieren zwischen dem toskanischen Adel und den Forderungen des Volkes und mit Hilfe besonderer Beziehungen zu den Päpsten stieg die Familie zu einer der einflussreichsten Dynastien über mehrere Jahrhunderte auf. Sie stellte zwei französische Königinnen, über mehrere Jahrhunderte die Stadtherren von Florenz und die Großherzöge der Toskana.

Vor allem aber taten sich die Medici durch die Förderung von Kunst, Architektur und Wissenschaft hervor. Künstler und Gelehrte wie Michelangelo und Leonardo da Vinci, deren Namen für künstlerische und wissenschaftliche Leistungen stehen, die noch in heutiger Zeit Bewunderung hervorrufen, wurden von den Medici beauftragt und gefördert. In diesem Prozess entwickelte sich das neue Bild vom Menschen, der selbstbewusst und kritisch sein Leben in eigener Regie gestaltet und sich nicht von der Religion vorschreiben lässt, wie er sein Leben zu führen hat. Dabei waren die Medici nicht nur die Förderer, sondern sie selbst gaben quasi das Vor-Bild des Menschen ab, der sein Leben in die eigene Hand genommen hat.

Als Beispiel für das neue Verhältnis von Religion und humanistischer Weltanschauung mag das Gemälde die Heiligen Drei Könige bei der Anbetung von Sandro Botticelli gelten, auf dem die Medici mit ihrem Gefolge als die Könige dargestellt sind. Die Medici verkörperten den neuen Geist, die Freiheit des Individuums, und förderten ihn mit aller Macht, so dass er in Kunst und Wissenschaft Fuß fassen und sich ausbreiten konnte.

Die Kehrseite von unermesslichem Reichtum und großer Macht waren rücksichtloses Machtstreben, Gier und Intrige unter den einzelnen Mitglieder der Dynastie. Selbst vor Mord schreckten sie nicht zurück. Es ist wohl kein Zufall, dass in diesem Zusammenhang das berühmt-berüchtigte Werk „Der Fürst“ von Niccolo Machiavelli entstanden ist, in dem zwar vom Schutz der Freiheit die Rede ist, aber die Herrschaft des Fürsten prinzipiell nicht angezweifelt wird. Von demokratischen Verhältnissen ist allenfalls am Rande die Rede. Im Großen und Ganzen geht es um Herrschaftstechniken und vor allem

um die Frage, wie der Fürst Macht und Herrschaft möglichst effektiv erobern und halten kann. Neu ist in jedem Fall die Diskussion staatlicher und politischer Grundsätze ohne auf theologische Erwägungen zurückzugreifen.

Im Überblick lässt sich feststellen, dass vor allem die Familienmitglieder der Medici individuelle Freiheiten auskosten konnten, während die Mehrzahl der Bürger, Handwerker und Künstler von dem leben mussten, was vom Tisch der Mächtigen herunterfiel.

Im Jahr 1215 wurde Magna Charta Libertatum unterzeichnet, in der grundlegende politische Rechte des englischen Adels gegenüber dem König garantiert wurden. Vor allem wurde die persönliche Freiheit und der persönliche Besitz der Adligen unter Schutz gestellt. Ausschlaggebend war der Gedanke, dass Gerechtigkeit nur auf der Grundlage geschriebener Gesetze beruhen kann, die auch der König zu befolgen hat. Im Artikel 46 heißt die zentrale Aussage: „Kein freier Mann soll verhaftet, gefangen gesetzt, seiner Güter beraubt, geächtet, verbannt oder sonst angegriffen werden, noch werden wir ihm etwas zufügen oder ihn ins Gefängnis werfen lassen, als durch das gesetzliche Urteil von Seinesgleichen oder durch das Landgesetz“ (Die Welt 4.6.12). Steuererhöhungen durften nur noch von einer Reichsversammlung, dem Parlament, vorgenommen werden, wodurch Grundlagen für die Gewaltenteilung und das Budgetrecht des Parlaments gelegt wurden. Selbstverständlich hat König Johann dieser Vereinbarung nur mit zusammengebissenen Zähnen und unter dem Druck der damaligen Verhältnisse zugestimmt. Auch wenn er die Vereinbarungen immer wieder hintertrieben hat, haben sie sich doch im Laufe der folgenden Jahre durchgesetzt und begründeten modernes Verfassungsrecht.

Gegen die absolutistische Herrschaft der englischen Könige aus dem Haus Stuart hat das Parlament mehr als zwei Jahrhunderte später die Petition of Right durchgesetzt, in der das Recht auf Steuerbewilligung durch das Parlament vom König anerkannt wurde. Als der König die Vereinbarung brach, kam es zum Bürgerkrieg, in dessen Verlauf Karl I. Im Jahr 1649 hingerichtet wurde. In der Glorious Revolution berief das Parlament Wilhelm von Oranien zum englischen König, nachdem dieser die Rechte des Parlaments auf Gesetzgebung und Steuerbewilligung anerkannt hatte. England entwickelte sich zu einer parlamentarischen Monarchie.

In den Jahren 1291 bis 1315 gründeten auf dem Gebiet der heutigen Schweiz die drei Waldstätten Uri, Schwyz und Unterwalden die Eidgenos-

senschaft und erkämpften sich die Unabhängigkeit vom Heiligen Römischen Reich. Die Volksabstimmung als Instrument der direkten Demokratie ist noch heute ein zentrales Element des politischen Systems der Schweiz; sie entwickelte sich aus der damaligen alten Eidgenossenschaft. Inzwischen werden in den meisten Staaten Europas Volksabstimmungen durchgeführt.

Der polnisch-litauische Staat, der sich über das heutige Polen, Litauen, Lettland und Weißrussland, sowie Teile des heutigen Russlands, Estlands, Moldawiens, Rumäniens und der Ukraine erstreckte, war eine Adelsrepublik mit einem von Aristokraten in freier Wahl gewählten König (Wikipedia Polen-Litauen 17.6.14). Da in diesem Staatswesen nicht nur ein buntes Völkergemisch, sondern auch die verschiedensten Religionen nebeneinander lebten, war es für den Erhalt dieses Reiches nahezu unumgänglich den Menschen die freie Ausübung der Religion zu ermöglichen. So beschloss die Konföderation von Warschau am 28. Januar 1573 den Angehörigen aller Glaubensbekenntnissen die volle Religionsfreiheit zu gewähren. Der Begriff der polnischen Freiheit wurde zu einem geflügelten Wort, das vieles versprach, wovon im restlichen Europa nur geträumt werden konnte. Wie attraktiv diese Ideen waren, zeigt sich an der Reaktion der preußischen Könige, die befürchteten die eigenen Untertanen könnten vom polnischen Freiheitsbazillus angesteckt werden, und deshalb das freiheitliche System als polnische Unordnung und liederliche polnische Freiheit diffamierten (Berliner Zeitung 28./29.1.12).

Als Martin Luther im April 1521 während des Wormser Reichstags vor dem gerade gekürten Kaiser Karl V. die Worte sprach: „... ich kann und will nichts widerrufen, weil es gefährlich und unmöglich ist, etwas gegen das Gewissen zu tun“, war dies nicht nur ein mutiger Schritt, der Luther hätte das Leben kosten können. Vor allem war es Ausdruck der Tatsache, dass auch in der katholischen Kirche das neue Denken vom Menschen virulent geworden war. Vermutlich sind den katholischen Würdenträgern und dem Kaiser ob der Frechheit des kleinen Mönchs die Kinnladen nach unten geklappt, doch die Menschen nahmen seinen Aufruf über die Freiheit eines Christenmenschen beim Wort.

Vor allem die Bauern ergriffen die Gelegenheit und forderten die Beseitigung der Leibeigenschaft. Unter Berufung auf das Evangelium verlangten sie in zwölf Artikeln weitergehende demokratische und soziale Rechte. Die Aufstände breiteten sich von schweizerischen, schwäbischen und badischen

Bauern bis Thüringen und Sachsen wie ein Flächenbrand aus. Zunächst versuchte Luther zwischen den aufständischen Bauern und den Fürsten zu vermitteln. Als aber bei der Eroberung einer Burg ein Graf und seine Begleiter getötet wurden, schlug er sich auf die Seite der Fürsten, verdammte in seiner Schrift „Wider die mörderischen Rotten der Bauern“ die Aufstände als Werk des Teufels und forderte die Fürsten auf die Bauernheere mit Gewalt niederrzuschlagen. Daraufhin zogen die Fürsten ihre Heere zusammen und schlugen die militärisch unerfahrenen und oft nur mit Sense und Dreschflegel ausgerüsteten Bauernsoldaten in blutigen Kämpfen nieder. Zehntausende Bauern verloren ihr Leben. Daraufhin sollte es in Deutschland über 300 Jahre dauern bis die Leibeigenschaft und über 400 Jahre bis die Monarchie abgeschafft werden konnte (Wikipedia Martin Luther 23.6.14).

Die nun folgenden Auseinandersetzungen verliefen vor allem zwischen den Fürsten und dem Kaiser. Nachdem sich der evangelische Glaube schnell in Deutschland und Nordeuropa ausgebreitet hatte, nutzten die Fürsten die neue Situation um ihre Macht gegenüber dem Kaiser zu stärken. Logischerweise bedeutete dies, dass der Fürst das Recht hatte die Religion zu wählen, die ihm politisch in den Kram passte – und die Untertanen hatten ihm zu folgen. Im Augsburger Religionsfrieden während des Reichstags in Augsburg im Jahr 1555 wurde offiziell beschlossen, dass Fürsten und Reichsstädte ihre Konfession frei wählen konnten, die Untertanen hatten sich anzuschließen oder mussten auswandern. Freie Religionsausübung sieht anders aus.

Doch die Reaktion der katholischen Kirche und der noch verbliebenen katholischen Fürsten ließ nicht lange auf sich warten. Bald standen sich die protestantische Union und die katholische Liga bis an die Zähne gegenüber, und ein kleiner Funke genügte um 1618 den Dreißigjährigen Krieg auszulösen. Was als Religionskrieg begann, führte zum Machtkampf zwischen Kaiser, Fürsten und Städten und bald tummelten sich alle europäischen Könige und Fürsten von Bedeutung auf dem deutschen Schlachtfeld. Am Ende wurde nur noch geraubt und geplündert, so dass Deutschland verwüstet am Boden lag und mehr als zwei Drittel der 18 Millionen Einwohner tot zurückblieben: geschändet, gefoltert und verhungert.

In seinem Gedicht „Tränen des Vaterlandes“ führt uns Andreas Gryphius das Grauen vor Augen, wie man es kaum deutlicher in Worte fassen kann:

Andreas Gryphius
Tränen des Vaterlandes

Wir sind doch nunmehr ganz, ja mehr denn ganz verheeret!

Der frechen Völker Schar, die rasende Posaun

Das vom Blut fette Schwert, die donnernde Karthaun

Hat aller Schweif und Fleiß, und Vorrat aufgezehret.

Die Türme stehn in Glut, die Kirch' ist umgekehret.

Das Rathaus liegt im Graus, die Starken sind zerhaun,

Die Jungfern sind geschänd't, und wo wir hin nur schaun

Ist Feuer, Pest, und Tod, der Herz und Geist durchfähret.

Hier durch die Schanz und Stadt rinnt allzeit frisches Blut.

Dreimal sind schon sechs Jahr, als unser Ströme Flut

Von Leichen fast verstopft, sich langsam fort gedrungen.

Doch schweig ich noch von dem, was ärger als der Tod,

Was grimmer denn die Pest, und Glut und Hungersnot,

Däß auch der Seelen Schatz so vielen abgezwungen.

1636

Der Dreißigjährige Krieg war ein so grausames Lehrstück über die Machtpolitik der Herrschenden, dass es eigentlich für die nächsten paar hundert Jahre hätte reichen müssen um alle Finger von den Waffen zu lassen. Er war ein Trauma für die deutsche Bevölkerung, das noch bis heute Auswirkungen in der psychischen Verfasstheit der Menschen zeigt (vgl. Berliner Zeitung 8.5.12). Und es war ein blutiges Lehrstück über die Notwendigkeit religiöser Toleranz gegenüber Andersgläubigen.

Und dann kam das Jahr 1789. Das absolutistische Königshaus hatte die Staatsfinanzen ruiniert. Der Adel blockierte alle Reformvorhaben. Die Brot-

preise stiegen aufgrund einer Missernte so krass, dass ein städtischer Handwerker etwa die Hälfte seines Einkommens allein für die Brotversorgung ausgeben musste. Für die Bauern, die rund 80 Prozent der Bevölkerung ausmachten und die unter der willkürlichen Besteuerung litten, war die Situation noch prekärer. Marie Antionettes Ausspruch „wenn das Volk kein Brot hat, dann soll es doch Kuchen essen“, macht schlaglichtartig deutlich, wie verzweifelt die Lage der Bauern und wie ignorant das Verhalten des Königshauses war.

Angesichts der drängenden Probleme und der hinhaltenden Blockadepolitik des Adels erklärte die Versammlung des dritten Standes, dass sie über 96 Prozent der Franzosen repräsentiere und von daher die alleinige Entscheidungsbefugnis habe. Die Vertreter von Adel und Klerus sollten sich anschließen. König Ludwig XVI. stimmte diesem Ergebnis zunächst – wenn auch zögerlich – zu, ließ aber gleichzeitig Truppen nach Paris verlegen (Wikipedia Franz. Revolution 27.6.14) Dies heizte die Stimmung zusätzlich an und die Bürger begannen nun ihrerseits sich zu bewaffnen. Eine Bürgermiliz wurde gegründet, königliche Waffenlager geplündert und am 14. Juli 1789 wurde die Bastille gestürmt um dort weitere Waffen in die Hand zu bekommen.

Nach einer blutigen Auseinandersetzung zog der König seine Truppen zurück und stellte die Nationalversammlung unter seinen Schutz. Im August 1789 beseitigte die Nationalversammlung alle Privilegien des Adels und schaffte damit quasi über Nacht das Ancien Régime mitsamt Feudalsystem und Herrschaft der Aristokratie ab. Ebenfalls im August wurde die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte verabschiedet, die mit der Feststellung beginnt: „Von ihrer Geburt an sind und bleiben die Menschen frei und an Rechten einander gleich“ (Wikipedia Franz. Revolution).

In 17 Artikeln werden unter anderem das Recht auf Freiheit, Eigentum, Sicherheit und das Recht auf Widerstand gegen Unterdrückung garantiert. In Artikel 11 wird die freie Äußerung von Gedanken und Meinungen als eines der kostbarsten Menschenrechte formuliert. In Bezug auf den Staat wird festgelegt, dass die staatliche Souveränität prinzipiell und ausschließlich vom Volk ausgeht (Artikel 3), dass alle staatlichen Maßnahmen ob Anklagen, Verurteilungen oder Strafen nur auf der Grundlage von Gesetzen erfolgen dürfen und eine Teilung der Gewalten als selbstverständlich erachtet wird (Artikel 16).

Um den Leviathan zu zähmen hatte Charles Montesquieu schon rund 50 Jahre zuvor die Teilung der Gewalten in die gesetzgebende, ausführende und

richterliche Gewalt gefordert und ausführlich erläutert. Mit einem bemerkenswerten Hinweis auf die menschliche Natur erklärt er: „es ist aber eine ständige Erfahrung, dass jeder Mensch geneigt ist, die Gewalt, die er hat, zu missbrauchen; er geht so weit bis er Schranken findet. Wer sollte es sagen, selbst die Tugend hat Schranken nötig“ (Charles Montesquieu zit. nach Fitzek II S.87).

Mit der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte sind die Bürger zur vorherrschenden Kraft in der politischen Arena geworden und die Freiheit des Individuums wurde als verfassungsmäßig festgelegte Norm und damit als Freiheitsraum zunächst für alle Franzosen, in der Intension aber für alle Menschen gültig. Unter der Parole Liberté, Egalité und Fraternité haben die Menschen in Frankreich eine gesellschaftliche Revolution in Gang gesetzt, die im gesamten Europa, ja in der ganzen Welt die Machtverhältnisse von Grund auf ändern sollte. Alle modernen Demokratien in ihrer demokratischen und liberalen Verfassung gründen sich primär auf die Errungenschaften der Französischen Revolution.

Die Menschen- und Bürgerrechte sprachen zwar für alle Menschen, galten aber faktisch entsprechend dem damaligen Selbstverständnis nur für Männer. Dies wollten die Frauen keinesfalls hinnehmen. In einer Erklärung forderten sie nun ihrerseits die völlige Gleichstellung mit dem Mann, versammelten sich zu Tausenden in Versailles und zwangen schließlich sowohl den König als auch die Nationalversammlung nach Paris umzuziehen, wo die Frauen direkter Einfluss nehmen konnten. Dennoch sollte es noch mehr als hundert Jahre dauern, bis die Frauen in Frankreich zumindest die formale Gleichstellung vor dem Gesetz und das allgemeine Wahlrecht erkämpft hatten.

Inzwischen war die Frage nach der Stellung des Königs in der Verfassungsdebatte immer noch ungelöst. Zunächst beabsichtigte kaum ein Abgeordneter die Abschaffung des Königshauses, vielmehr schien alles auf eine konstitutionelle Monarchie hinauszulaufen. Doch die königliche Familie und Teile des Adels intrigierte gegen die Nationalversammlung und versuchten die adelige Verwandtschaft an den europäischen Höfen zu einer Intervention gegen die neue Ordnung zu bewegen. Als schließlich die königliche Familie versuchte aus Frankreich zu fliehen und zu gegenrevolutionären Aktionen aufrief, wurde sie auf dem Weg gefangen genommen und in Paris gefangen gesetzt.

Anfang August 1792 marschierten österreichische und preußische Truppen in Frankreich ein mit dem Ziel König Ludwig XVI. zu befreien und ihn wieder

in seine angestammten Recht einzusetzen. Angesichts der inneren und äußeren Bedrohung gewannen die radikalen Vertreter der Revolution die Oberhand und die neu geschaffene Revolutionsregierung verfolgte die Feinde der Revolution mit terroristischen Maßnahmen und schickte sie auf die Guillotine. Der König wurde des Hochverrats angeklagt, verurteilt und auf der Guillotine hingerichtet. Die Monarchie wurde endgültig abgeschafft.

Bei der Hinrichtung blieb es in Paris und im ganzen Land von einzelnen royalistischen Protestaktionen abgesehen auffällig ruhig. Fast schien es so, als hielten die Bürger beim Tod ihres Königs den Atem an und fragten sich, ob der vor Gott Gesalbte Hilfe von himmlischer Seite erhielte. Würde sich die Erde auftun oder Blitze die Hauptstadt niederbrennen? Aber es geschah – nichts. Die Bürger stellten fest, dass blaues Blut genauso verrinnt wie das aller anderen Menschen. Tausende von Jahren mussten vergehen, bis die Menschen die Erkenntnis umsetzen konnten, dass sie selbst der Souverän sind und nicht ein vor Gott ausgewählter König. Auch wenn später der König wieder eingesetzt wurde, der Nimbus des vor Gott gewählten Herrschers war ein für allemal dahin.

In der dritten Phase der Revolution, der Direktorialzeit von 1795 bis 1799, dominierten großbürgerliche Schichten, die vor allem interessiert waren, ihre wirtschaftlichen Interessen durchzusetzen. Es gelang ihnen die Volksinitiativen für soziale Gleichheit zu unterdrücken und sich gleichzeitig der Bestrebungen auf Wiedereinsetzung des Königtums zu erwehren. Schließlich übernahm Napoleon, der sich vor allem auf das in den Revolutionskriegen erprobte Bürgerheer stützte, als erster Konsul die Macht und erklärte die Revolution für beendet (Wikipedia Franz. Revolution 8.7.14).

Am 4 Juli 1776 proklamierten die dreizehn britischen Kolonien in Nordamerika ihre Unabhängigkeit und sagten sich von Großbritannien los. Die Unabhängigkeitserklärung ist quasi die Geburtsurkunde der USA und die mit ihr verbundenen Freiheitsräume und Freiheitsträume haben bis heute nichts von ihrer Faszination eingebüßt. In der Erklärung wird vor allem auf die unveräußerlichen Menschenrechte wie Leben, Freiheit und Streben nach Glück abgehoben und betont, dass ein Volk das Recht hat seine Regierung selbst zu wählen (Wikipedia Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten 13.7.14). Interessanterweise werden die Menschenrechte mit dem Hinweis begründet, dass der Schöpfer alle Menschen gleich geschaffen und mit unver-

äußerlichen Rechten ausgestattet habe. Ebenso war es selbstverständlich, dass Frauen, Sklaven und Farbige von diesen Rechten ausgenommen waren.

Elf Jahre später, im September 1787, gaben sich die Vereinigten Staaten eine Verfassung mit föderaler Struktur der Republik und einem Präsidenten als Staats- und Regierungschef. Grundlagen waren die Gewaltenteilung, das Bekenntnis zu Recht und Gesetz und ein verbindlicher Katalog der Menschenrechte. Einen Gottesbezug gab es diesmal nicht. Die Präambel besteht aus einem einzigen Satz, der die Zielsetzung der folgenden Artikel begründet: „Wir, das Volk der Vereinigten Staaten, von der Absicht geleitet, unseren Bund zu vervollkommen, die Gerechtigkeit zu verwirklichen, die Ruhe im Innern zu sichern, für die Landesverteidigung zu sorgen, das allgemeine Wohl zu fördern und das Glück der Freiheit uns selbst und unseren Nachkommen zu bewahren, setzen und begründen diese Verfassung für die Vereinigten Staaten von Amerika“ (Wikipedia Verfassung der Vereinigten Staaten 13.7.14).

Die Einwanderer nach Nordamerika hatten den Vorteil, dass sie ihre Souveränität nicht gegen einen alteingesessenen Adel oder einen vor Gott gesalbten König durchsetzen mussten. Nur die indianischen Ureinwohner leisteten erbitterten Widerstand, hatten allerdings gegen die waffentechnische und kulturelle Überlegenheit der neuen Einwanderer keine Chancen. Sie wurden vertrieben oder umgebracht. Nur ein toter Indianer war ein guter Indianer.

Der Kampf gegen die britischen Kolonialherren war dagegen deutlich schwieriger, da das Mutterland über erfahrene und gut ausgebildete Truppen verfügte, während die amerikanische Armee zunächst nur aus einer Ansammlung von Miliztruppen bestand. Doch im Laufe des Krieges wurden die amerikanischen Truppen zu einer professionell agierenden Armee ausgebaut, die schließlich mit französischer, spanischer und niederländischer Hilfe die britische Armee besiegte. Nach acht Jahren Krieg wurden die Kampfhandlungen im September 1783 mit dem Frieden von Paris offiziell beendet.

Die amerikanischen Einwanderer standen seit der Gründung der ersten Kolonien in einer demokratischen Tradition, die auf jene Puritaner zurückgeht, die als sogenannte Pilgerväter an Bord der Mayflower nach Amerika segelten und Ende 1620 im heutigen Massachusetts an Land gingen. Deren Erklärung im Mayflower-Vertrag war konstituierend für das amerikanische Selbstverständnis und begründete die demokratische Tradition über die Unabhängigkeit.

keitserklärung bis hin zu der Verfassung der Vereinigten Staaten (Wikipedia Mayflower-Vertrag 14.7.14).

Wenn ich versuche die Entwicklung seit dem Mittelalter zu überblicken, lässt sich eine Relativierung der Religion nach Reformation und Dreißigjährigem Krieg konstatieren, die dazu führt, dass Religion und Politik deutlich(er) getrennt werden und schließlich in eine Entwicklung mündet, in der das Volk zum Souverän wird, die Menschen ihre Macht erkennen und für sich beanspruchen. Vor Gott gesalbte Könige werden davongejagt oder zumindest ihre Macht auf repräsentative Aufgaben beschränkt. In dem Maß wie sich die bürgerliche Weltanschauung durchsetzt, werden unveräußerliche Menschenrechte proklamiert und in Kraft gesetzt, die den Freiheitsraum des Individuums beschreiben, der durch nichts eingeschränkt werden darf außer die Freiheiten eines anderen Individuums würden berührt. Die Souveränität und Unabhängigkeit, die sich die Kaufleute als Bürger der mittelalterlichen Stadt gegen Adel und König erkämpft haben, besitzt nun für alle Menschen Gültigkeit und ist durch die Menschenrechte garantiert. Es wird allerdings dabei unterschlagen, dass nur wenige Menschen die wirtschaftlichen Möglichkeiten und den Besitz haben ihre garantierten Freiheitsrechte auch voll zu entfalten.

Gleichzeitig wird der Staatsapparat durch Gewaltenteilung und geschriebene Gesetzgebung so umgestaltet, dass Einzelne nicht zu viel Macht an sich reißen können, um dann von Seiten des Staates die Rechte der Bürger wieder einzuschränken.

Selbstverständlich verläuft die Entwicklung nicht in einem gradlinigen Fortschreiten, sondern in einem widersprüchlichen Hin und Her, mit Rückschritten und Rückschlägen, revolutionären Schüben und terroristischen Gewaltakten. So wurden beispielsweise die Rechte der Frauen und das damit einhergehende Frauenwahlrecht in vielen Ländern erst in den Revolutionen nach dem 1. Weltkrieg oder wie in Frankreich erst nach dem 2. Weltkrieg 1945 durchgesetzt. In Deutschland mussten nach dem BGB die Ehefrauen bis 1977 ihre Ehemänner um Erlaubnis fragen, wenn sie einen Beruf ausüben wollten.

Am 10. Dezember 1948 proklamierte die Generalversammlung der Vereinten Nationen die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte, die feststellt: „Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren“. Zwar hat diese Erklärung im Sinne der Völkerrechts keine bindende Wirkung, da nur

Resolutionen des Sicherheitsrates eine verbindliche völkerrechtliche Bedeutung zukommt. Doch durch die Pakte über Bürgerliche und Politische Rechte und über Wirtschaftliche, Soziale und Kulturelle Rechte, die 1976 in Kraft getreten sind und nicht zuletzt durch eine Art Gewohnheitsrecht sind die Menschenrechte für alle Menschen der Welt gültig und verbindlich geworden (vgl. Wikipedia Allgemeine Erklärung der Menschenrechte).

Damit sind die Rechte, die sich die Bürger in den mittelalterlichen Städten Europas erkämpft haben, über viele Wege und Umwege zu universellen Werten geworden, die Freiheit, Gleichheit und ein würdevolles Leben für alle Menschen weltweit garantieren (sollen).

Dass diese Ziele in vielen Bereichen und zahlreichen Staaten noch lange nicht Realität geworden sind, muss hier nicht weiter ausgeführt werden. In der westlichen Welt sind es vor allem die Rechte von Lesben und Schwulen und von Menschen mit Handicap, die zur Zeit auf der Agenda stehen. Auch die Frage nach der Verwirklichung der Menschenrechte im Internet, wie z. B. dem Schutz der Privatsphäre, sind hoch aktuell.

19. Die Industrielle Revolution – und die Arbeiterbewegung

Wie durch die Neolithische Revolution wird auch durch die Industrielle Revolution die Situation der Menschen grundlegend verändert. Alle wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Gegebenheiten werden umgewälzt. Die Bevölkerung wächst und die Menschen wandern in die Städte, wo die Produktion zunehmend stattfindet. Oft entstehen in diesem Zusammenhang neue Städte um die Kerne der Industrie. Im Laufe dieser Entwicklung arbeiten immer weniger Menschen in der Landwirtschaft und mehr in industriellen Bereichen. Dort stehen sich Unternehmer und Lohnabhängige gegenüber.

Am Anfang der Industriellen Revolution stand die Dampfmaschine. Mit ihr begann der Herzschlag der neuen Zeit. Mit der Dampfmaschine, der massenhaften Förderung und Verwendung von Kohle und Eisen und der Erfindung des mechanischen Webstuhls und der Spinnmaschine erreichte die britische Baumwollindustrie um 1800 Wachstumsraten von jährlich über zehn Prozent. Solche Wachstumsraten sollte es in dieser Branche nie wieder geben. King Cotton regierte die englische Wirtschaft (Wikipedia Industrielle Revolution 15.8.14)

Doch dies war nur der Anfang. Orientiert man sich an den langen Wellen der Weltkonjunktur (Huber in: Jänicke 1985), so lassen sich bis zu fünf Zyklen der Industrialisierung unterscheiden.

Nach der ersten Phase leitete der Ausbau der Eisenbahn, die Entwicklung von Telegrafie und Fotografie und der Einsatz von Zement um 1850 den zweiten Zyklus ein.

Die folgende Phase wurde vom Automobil dominiert. Mit der Entdeckung des Erdöls, das zunächst nur als Petroleum zur Beleuchtung der Häuser verwendet wurde, fiel quasi als Abfallprodukt Benzin an. Zunächst wurde dies als billiges Mittel zur Fleckentfernung verkauft. Als sich herausstellte, dass Benzin auch äußerst effektiv als Treibstoff für die gerade entwickelten Verbrennungsmotoren genutzt werden konnte, war der weltweite Siegeszug von dem Duo Auto und Erdöl nicht mehr aufzuhalten. Erdöl war ein vielseitiger Rohstoff, aus dem nicht nur Reifengummi für die neuen Fahrzeuge, sondern auch Bitu-

men für die nun notwendig zu befestigenden Straßen hergestellt werden konnte. Parallel dazu entstand die chemische Industrie und die Elektrifizierung der Städte wurde vorangetrieben, indem die Beleuchtung von Straßen und Häusern und der Antrieb von Lokomotiven und Stadtbahnen auf elektrische Energie umgestellt wurde. Als neuer Werkstoff kam Aluminium dazu.

In den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts begann mit dem Fernseher die neue Ära. Wenn man sich heute im Elektronikmarkt die neuesten Flachbildschirme ansieht, ist es kaum zu glauben, dass es erst wenige Jahrzehnte her ist, dass die Epoche des Fernsehens mit einem kleinen Kasten begann, in dem schwarz-weiße Filme über die Mattscheibe flimmerten. Neue, sogenannte Kunststoffe, kamen auf den Markt, die ihre Entstehung ebenfalls dem Erdöl verdankten. Die Plastiktüte eroberte die Welt.

Nachdem 1945 in den USA die erste nukleare Explosion gelang und nachdem die Atombomben über Hiroshima und Nagasaki ihre ungeheure Energie und ihre furchtbare Zerstörungskraft entfalteten, sahen viele den Beginn des Atomzeitalters, das grenzenlose Energie und Wohlstand für alle zu versprechen schien. Der Sputnik-Schock läutete das Zeitalter der Raumfahrt ein.

Beim fünften und vorläufig letzten Zyklus lässt sich sicherlich darüber streiten und die Meinungen werden je nach Standpunkt auseinander gehen, ob man ihn mit dem Beginn des Internet anfangen lässt. Zwar gibt es diverse Vorläufer, aber 1995 löst das World Wide Web den veralteten Service ab, AOL und Compuserve bieten ihren Kunden Zugang zum Internet, Windows 95 wird aufgelegt. In Jahr 1999 geht die Suchmaschine Google offiziell ans Netz und 2000 gibt es über eine Milliarde angezeigter Webseiten. Mit den zugrunde liegenden Techniken wie dem Einsatz von Glasfaserkabeln, Mikroelektronik, die integrierte Schaltungen in immer kleinerem Maßstab zur Verfügung stellt, und der Entwicklung von Mobiltelefonen und Smartphones ist ein Prozess im Gang, der schon heute ungeahnte Möglichkeiten in allen gesellschaftlichen Bereichen eröffnet.

Im Rahmen des Humangenomprojektes wurde im Jahr 2001 die vollständige Entschlüsselung des menschlichen Erbgutes verkündet. Welche Folgen und Implikationen mit diesem Prozess verbunden sind und was in diesem Zusammenhang noch zu erwarten ist kann man heute allenfalls erahnen.

Unter den Stichworten Atomausstieg und Energiewende wird in vielen Ländern an einer nachhaltigen Energieversorgung gearbeitet. Die fossilen

Brennstoffe sollen durch erneuerbare Energien wie Wind- oder Sonnenenergie ersetzt werden um den verheerenden Anstieg des CO₂ - Ausstoßes zu bremsen und zurückzufahren. Obwohl dieser Prozess immer noch in den Anfängen steckt, ist auch in diesem Fall zu erwarten, dass er weitreichende Auswirkungen auf das gesellschaftliche Leben weltweit haben wird.

Mit der Entwicklung der industriellen Produktion erschien ein neuer sozialer Typus auf der geschichtlichen Bühne: der Arbeiter. Er hatte und hat weder Besitz wie der Adlige, noch Ackerland wie der Bauer, noch Vermögen und Beziehungen wie der Kaufmann. Er besaß einzig und allein seine Arbeitskraft, die er gezwungen war zu verkaufen um sein Leben und das seiner Frau und seiner Kinder zu fristen. Um 1800 gab es in Deutschland noch wenige Fabrikarbeiter, um 1850 waren es schon 800 000 und um 1910 rund acht Millionen, die aus den Dörfern in die Städte geströmt waren.

Die Arbeiter und ihre Familien führten zu Beginn der Industriellen Revolution ein elendes Leben. Unter dem Rhythmus der Maschinen und dem innerbetrieblichen Diktat des Fabrikherren mussten sie und meist auch ihre Frauen und Kinder 12 bis 14 Stunden täglich schuften und bekamen dafür nur einen kargen Lohn. Dieser war so bemessen, dass er allenfalls für Brot, Kartoffel und Gemüse reichte und die Miete oft nur unter schwierigsten Bedingungen aufgebracht werden konnte. So hausten in den Mietskasernen oft zehn Leute und mehr in einem Raum, der unter Umständen noch schichtweise an andere Schlafende vermietet wurde.

Mit der Zeit organisierten sich die Arbeiter, zunächst regional und auf begrenzte Zeit, führten Streik, Boykott und gegenseitige Hilfsmaßnahmen durch um Lohnerhöhungen, bessere Arbeitsbedingungen oder kürzere Arbeitszeiten zu erkämpfen. Im weiteren Verlauf der Auseinandersetzungen schufen sich die Arbeiter Gewerkschaften als festgefügte nationale Organisationen, die ihre Interessen gegen die Fabrikbesitzer vertraten. Sie organisierten sich in Genossenschaften wie Wohnungsbaugenossenschaften, um günstige Mietwohnungen zur Verfügung zu haben, und gründeten zahlreiche Vereine um sich zu bilden oder Sport zu treiben. Außerdem entstanden zahlreich Arbeiterparteien, die die Anliegen der Arbeiter in die politische Arena trugen.

In den Revolutionen um 1840 standen auch zahlreiche Arbeiter auf den Barrikaden um für demokratische Rechte zu kämpfen. Es ist naheliegend, dass es den Arbeitern zunächst um die Durchsetzung sozialer Rechte ging, wie

höhere Löhne, bessere Arbeitsbedingungen und das Recht auf Vereinigung. Wenn die Revolutionen um 1840 als bürgerliche Revolution eingestuft wurde, so waren auch die Arbeiter in Deutschland wie in anderen Ländern an nationaler Einheit und Selbstbestimmung, an geschriebener Verfassung und bürgerlichen Freiheitsrechten interessiert. Schließlich waren es vor allem die Arbeiter, die nach dem ersten Weltkrieg und der Novemberrevolution das allgemeine, aktive und passive Wahlrecht durchsetzten, das unabhängig vom Besitz jedem Bürger eine Stimme zusprach und vor allen Dingen auch die Frauen einschloss. Im Zuge dieser Revolution musste der Kaiser abdanken und Deutschland wurde zu einer parlamentarischen Demokratie. Die Arbeiterparteien setzten bürgerliche Freiheitsrechte und demokratischen Staatsaufbau konsequent um, die bürgerliche Parteien aus Angst vor revolutionären Arbeitern nur noch halbherzig verfolgten.

Die meisten Arbeiterparteien, die in der Zeit zwischen 1860 und 1890 in Europa gegründet wurden, verstanden sich als marxistische Parteien. Ihr Ziel war die soziale Revolution, in deren Verlauf alle Klassen und Klassengegensätze überwunden würden, da alle Menschen als Arbeiter über die Produktionsmittel verfügten. Mit dieser Entwicklung würde auch der Staat als politische Institution verschwinden, da er nichts anderes sei, als ein Instrument der herrschenden Klasse zur Unterdrückung der anderen Klassen. „In Wirklichkeit aber ist der Staat nichts als eine Maschine zur Unterdrückung einer Klasse durch eine andere, und zwar in der demokratischen Republik nicht minder als in der Monarchie; und im besten Fall ein Übel, das dem im Kampf um die Klassenherrschaft siegreichen Proletariat vererbt wird und dessen schlimmsten Seiten es ebenso wenig wie die Kommune umhin können wird, sofort möglichst zu beschneiden, bis ein in neuen, freien Gesellschaftszuständen herangewachsenes Geschlecht imstande sein wird, den ganzen Staatsplunder von sich abzutun“ (MEW 17 S.625).

In einem Punkt haben Marx und Engels sicher recht: Der Staat kümmert sich vor allem um die Interessen der Besitzenden, um Banken, Konzerne, Fabrikbesitzer und deren Gefolge in Wirtschaft und Politik, wenn dies heute auch meist mit dem Argument, die Arbeitsplätze zu sichern, begründet wird. Doch dies ist nur die eine Seite. Die andere Seite besteht in der Aufgabe des Staates die äußere und innere Sicherheit zu garantieren, die im Interesse aller Bürger sind. Staaten, die diese Aufgabe nicht erfüllen könne, sind zum Untergang

verurteilt, wie man dies in aller Deutlichkeit an den sogenannten ‚failed states‘ erkennen kann, die entweder von Angreifern bedroht oder im Innern durch rivalisierende Banden, Kriegsherren oder religiöse Fanatiker chaotisiert werden. Es wäre ein Rückfall in das Faustrecht. Außerdem hat der Staat weitere Funktionen wie die Unterhaltung der Infrastruktur, des Bildungswesens, die Bereitstellung von Energie und Trinkwasser und vieles andere mehr, die dem Interesse aller Bürger dienen.

Völlig abwegig ist jedoch die Gleichsetzung der bürgerlichen Demokratie mit allen anderen Staatsformen wie Monarchie oder orientalischer Despotie. In diesem Fall haben Marx und Engels eine Bewertung vorgenommen, die völlig an der historischen Realität vorbeigeht. Die bürgerliche Demokratie mit ihrem durch die Gewaltenteilung geläuterten Staat und garantierten Bürger- und Menschenrechten ist eine historische Errungenschaft wie sie kostbarer nicht sein kann. Angesichts der Erfahrungen, die Marx mit dem preußischen Drei-Klassen-Wahlrecht und der preußischen Zensur gemacht hat, hätte er es eigentlich besser wissen müssen. Seine Einschätzung lässt sich allenfalls aus der historischen Situation und dem damals unter den Arbeitern herrschenden Elend erklären.

In diesem Zusammenhang ist auch die Kennzeichnung des Übergangs zur kommunistischen Gesellschaft als „Diktatur des Proletariats“ geradezu eine historische Naivität. In dieser Periode, so Marx, wendet das Proletariat „Mittel zur Befreiung an, die nach der Befreiung wegfallen; ...“ (MEW 18 S.636). Was immer Marx und Engels sich unter dieser Phase vorgestellt haben, Kommunisten wie Lenin und Stalin oder auch Mao Tse Tung haben den Begriff der Diktatur durchaus wörtlich genommen und furchtbare Regime errichtet.

Alle Erfahrungen aus der menschlichen Geschichte besagen, dass es nahezu unmöglich ist bestimmte Freiheiten aufzugeben um andere zu erlangen. Es ist naiv anzunehmen, die bürgerlichen Freiheiten beseitigen zu wollen um soziale Rechte durchzusetzen um dann nach einer gewissen Zeit die ursprünglichen Freiheiten, womöglich in neuer Qualität, wieder in Kraft zu setzen. Wer derartiges erhofft, hat eine naive Vorstellung der menschlichen Natur und dem in ihr waltenden Drang nach Macht und Einfluss. Wer einmal Macht innehalt, gibt sie selten freiwillig wieder ab.

Die Entwicklung in der Sowjetunion nach der Revolution zeigte, dass mit der Machtübernahme der Bolschewiki die freiheitliche und demokratische

Entwicklung abgebrochen und von Lenin über Stalin die totale Macht ausgebaut und von Stalin durch Terror und Massenmord perfektioniert wurde (vgl. Arendt S.479 f). Von der Einführung individueller Freiheiten war gewiss nicht mehr die Rede. Erst nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion begann sich in Russland erneut eine zartes demokratisches Pflänzchen zu entwickeln. Es steht aber zu befürchten, dass sich durch Putins „gelenkte Demokratie“ im Zusammenhang mit seinen außenpolitischen Abenteuern in der Ukraine und anderen Nachbarstaaten eine neue Art von totalitärer Herrschaft etablieren wird.

Glücklicherweise haben sich die Arbeiter und ihre Organisationen in den meisten europäischen Staaten nicht an den von Marx und Engels vorgeschlagenen Weg gehalten. Vielmehr haben sie konsequenter als die bürgerlichen Parteien für den Ausbau der demokratischen Institutionen und der Bürger- und Menschenrechte gekämpft. Vor allem aber waren sie daran interessiert ihre soziale Situation zu verbessern. Die Arbeiter und ihre Gewerkschaften und Parteien forderten Löhne, die ein menschenwürdiges Leben ermöglichen, angemessene Arbeitsbedingungen, bessere Bildungsmöglichkeiten und vieles andere mehr.

So sah sich der Reichskanzler des Deutschen Reiches Otto von Bismarck gezwungen, nachdem die Sozialdemokratie unter der Knute der Sozialisten gesetze nicht nur nicht zerschlagen werden konnte, sondern in der Illegalität an Macht und Einfluss gewann, in den Jahren 1883 bis 1889 eine Kranken-, Renten- und Unfallversicherung einzuführen, die durch die anteilige Finanzierung von Kapitaleignern und Arbeitern noch bis heute richtungsweisend sind. Bismarcks Absicht, die Arbeiter durch diese Zugeständnisse wieder an den monarchischen Staat zu binden, misslang allerdings völlig, da die gleichzeitige Verfolgung unter dem Sozialistengesetz deutlich machte, dass der preußische Staat keineswegs gewillt war, allen seinen Bürgern die gleichen Rechte zu gewähren.

Im Laufe der Novemberrevolution von 1918 wurde in Deutschland der Achtstundentag eingeführt, dessen Durchsetzung schon Jahrzehnte zuvor von der Arbeiterbewegung gefordert worden war. 1956 begann der DGB eine Kampagne zur Einführung der 40-Stunden-Woche, die nach und nach im Laufe der 60er und 70er des letzten Jahrhunderts in den Tarifverträgen festgeschrieben wurde.

Auf diese Weise erkämpfte sich die Arbeiterbewegung in Deutschland wie in anderen Ländern Schritt für Schritt soziale Reformen, die es den Arbeitern und ihren Familien, und letztendlich allen abhängig Beschäftigten ermöglichte ein Leben in Freiheit und Würde zu führen.

In der Revisionsmusdebatte forderte Eduard Bernstein entgegen der Marx-schen Forderung nach einer sozialen Revolution schon um 1900, dass der Kapitalismus allmählich durch Reformen zu verbessern sei. Demnach betrachtet er die Demokratie nicht nur als strategisches Kampfmittel, sondern als zentrales Ziel der Arbeiterbewegung. „Die Demokratie ist Mittel und Zweck zugleich. Sie ist das Mittel zur Erkämpfung des Sozialismus, und sie ist die Form der Verwirklichung des Sozialismus“. Für die Politik seiner Partei zieht er den Schluss: „Und die Sozialdemokratie kann dies Werk nicht besser fördern, als wenn sie sich rückhaltlos, auch in der Doktrin, auf den Boden des allgemeinen Wahlrechts, der Demokratie stellt, mit allen sich daraus für ihre Taktik ergebenden Konsequenzen“ (Bernstein S. 154,156).

Für Ralf Dahrendorf ist das Jahrhundert der Sozialdemokratie zu Ende gegangen – nicht unbedingt in dem Sinne, dass Sozialdemokraten über längere Zeit in der Regierung gestanden hätten, sondern dass sie „ein Jahrhundert lang treibende Kraft der politischen Entwicklung waren.Das Jahrhundert war in seinem Antrieb und in seinen besten Möglichkeiten sozialdemokratisch. Als es dem Ziel nahe kam, war es folgerichtig mit der Kraft der Sozialdemokratie vorbei“ (Dahrendorf S.1022 f). Demnach hätten auch andere Parteien die sozialdemokratische Haltung übernommen, die in der entschiedenen Ver-teidigung von Rechtsstaat und Demokratie in Verbindung mit dem Eintreten für Benachteiligte und Schwache bestehe.

Sollte die soziale Frage tatsächlich gelöst sein? Selbst Dahrendorf konstatiert eine neue soziale Frage (S.1036). Gerade heute, kurz vor Weihnachten 2014, lese ich in der Berliner Zeitung (17.12.14), dass jeder fünfte Einwohner Deutschlands von Armut oder sozialer Ausgrenzung betroffen sei. „Das waren 2013 rund 16,2 Millionen Menschen beziehungsweise 20,3 Prozent der Bevölkerung teilte das Statistische Bundesamt am Dienstag aus der Untersuchung 'Leben in Europa' mit“.

Im folgenden wird sich zeigen, inwieweit sich die soziale Frage erledigt hat, und wenn nicht, ob die Sozialdemokratie in der Lage ist die damit verbunde-nen Probleme anzugehen.

Die Arbeiterbewegung hat vor allem auf soziale Reformen bestanden, und dies mit gutem Grund: Während die Bürger selbstverständlich davon ausgingen, dass sie die materielle Basis ihrer Freiheit, nämlich ihr Vermögen und ihren Besitz schon besaßen oder in naher Zukunft erwirtschaften würden, mussten sich die Arbeiter die materielle Basis ihrer Freiheit von eben diesen Bürger, den Fabrikbesitzern im besonderen, erst erkämpfen. Für beide Parteien wird deutlich, dass Freiheitsrechte nur dann gelebt werden können, wenn ein angemessenes Maß an sozialer Absicherung gegeben ist. Für die Arbeiter und alle anderen abhängig Beschäftigten ist es daher folgerichtig für angemessene Löhne, menschenwürdige Arbeitszeiten, motivierende Arbeitsbedingungen und weitere soziale Rechte einzutreten. Was nicht bedeutet, dass sie sich darauf beschränken würden, aber ohne materielle Basis können Freiheiten nur bedingt gelebt und ausgekostet werden, genauso wenig wie ohne demokratischen Staat und garantierte Bürger- und Menschenrechte.

20. Neoliberale Politik – Eine Rolle rückwärts

In den 60er und 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts entwickelte der Wirtschaftswissenschaftler Milton Friedman seine angebotsorientierte Wirtschaftstheorie. In vielen Veröffentlichungen, vor allem in seinem Bestseller „Kapitalismus und Freiheit“, und in seiner Fernsehserie plädierte er für die Vorteile des freien Marktes. Er forderte die Minimierung der Rolle des Staates und beschrieb die Nachteile staatlicher Eingriffe. Insbesondere der Sozialstaat war ihm ein Dorn im Auge. Im Zentrum seiner Überlegungen stand die Freiheit des Einzelnen, die für den freien Markt konstituierend sei. Demnach seien staatliche Eingriffe nicht nur von Nachteil für den freien Markt, sondern sie schränkten auch die Freiheit der Individuen ein. Milton gilt als „Wegbereiter und Meisterdenker des neoliberalen Projekts“ (Wikipedia Milton Friedman 8.10.14).

Friedman lehrte an der Universität von Chicago und war dort Mentor einer Gruppe von chilenischen Wirtschaftswissenschaftlern, die später unter dem Namen Chicago Boys Furore machten. Nach dem Militärputsch Pinochets 1973 bestimmten sie die Wirtschaftspolitik Chiles, die auf den Ideen Friedmans aufbaute. Für die Menschen Chiles war diese Politik eine Katastrophe: Bis auf die Kupferminen wurden nahezu alle Staatsunternehmen privatisiert, selbst das Renten- und Gesundheitssystem; höhere Schulen und Universitäten wurden an private Investoren verkauft. Viele einheimische Betriebe konnten mit der internationalen Konkurrenz nicht mithalten, mussten schließen und die Mitarbeiter entlassen. Die Arbeitslosigkeit stieg auf über 30 Prozent.

Da auch die Preise liberalisiert wurden, stieg die Inflationsrate im Jahr 1977 auf knapp 600 Prozent. Viele Banken konnten ihre Verbindlichkeiten nicht mehr bedienen und standen vor dem Bankrott, so dass sich die Regierung unter Pinochet gezwungen sah, sie mit Milliarden Krediten zu retten. So wurden 14 von 26 landesweit operierenden Banken de facto verstaatlicht, was sogar nicht in das neoliberale Konzept passte. Millionen von Chilenen versanken in Armut, und am Ende der Diktatur Pinochets 1990 lag die Armutssquote bei 44 Prozent.

Die für die große Mehrheit der Chilenen brutalen wirtschaftspolitischen Maßnahmen konnten nur durchgeführt werden, weil der Staat unter Pinochet mit Terror und Gewalt agierte. So wurden noch während des Putsches politische Gegner im Nationalstadion von Santiago zusammengetrieben, gefoltert oder getötet. Während der Diktatur wurden rund 4000 Menschen aus politischen Gründen ermordet, rund 1000 davon verschwanden spurlos. Eine besonders infame Methode südamerikanischer Diktatoren bestand darin politische Gegner zu foltern, zu töten, um sie dann über dem Meer aus dem Hubschrauber zu werfen. Auf diese Weise sind viele Menschen verschwunden, so dass bis heute – außer den Mördern – niemand weiß, was mit ihnen passiert ist. Nach dem Putsch flohen Tausende Chilenen ins Ausland, über eine Million wanderte während der Militärdiktatur aus Chile aus (Wikipedia Geschichte Chiles 16.10.14)

Als Milton Friedman 1975 Chile besuchte und Pinochet traf, hatte er für die von staatlichem Terror und neoliberalen Wirtschaftsmaßnahmen gebeutelten Chilenen kein Wort übrig. Später sprach er über die Tatsache, dass eine Militärdiktatur eine (neo)liberale Marktwirtschaft einführte, von dem „Wunder von Chile“. In der späteren Entwicklung Chiles zur Demokratie sah er seine Überzeugung bestätigt, dass „freie Märkte eine freie Gesellschaft hervorbringen“ (Wikipedia Milton Friedman 8.10.14).

Letzteres stellt nun eine geradezu groteske Verdrehung der Tatsachen dar: Demokratische Rechte werden von Menschen erkämpft und keineswegs von Märkten hervorgebracht. Mir ist kein Beispiel in der Geschichte bekannt, wo nicht Menschen, oft unter hohen Risiken und dem Verlust von Vermögen, Gesundheit oder Leben für demokratische Rechte und Freiheiten eingestanden wären. Märkte funktionieren in Demokratien und in Diktaturen, ohne dass sich daraus ein Drang zu mehr Freiheiten ergäbe.

Im übrigen ist die Frage, wo der ideale Markt, der Friedman vorschwebt, überhaupt existiert. Meint er den Weltmarkt, der von den großen Konzernen dominiert wird, nationale Märkte oder den Gemüsemarkt um die Ecke?

Im Jahr 1979 gewann die konservative Partei unter Margaret Thatcher die Wahlen in Großbritannien. Als Eiserne Lady verfolgte sie in der Wirtschaftspolitik vor allem das Ziel den Einfluss des Staates auf die Wirtschaft zurückzudrängen. Viele Staatsunternehmen wie Britisch Telecom, Britisch Petroleum, Britisch Airways, lokale Unternehmen der Trinkwasserversorgung und Elektrizität

zitätsunternehmen wurden privatisiert. Als 1984/85 die Bergarbeiter gegen die Schließung und Privatisierung ihrer Zechen streikten, blieb Margaret Thatcher hart. Nach einem Jahr mussten die Bergarbeiter aufgeben, weil die Streikgelder aufgebraucht waren. Die Eiserne Lady hatte gewonnen und der Einfluss der Gewerkschaften war über Jahrzehnte drastisch beschnitten.

Eine ähnliche Wirtschaftspolitik betrieb Ronald Reagan in den USA, als er 1981 an der Spitze der Republikanischen Partei zum Präsidenten gewählt worden war. Er senkte die Einkommenssteuer um 30 Prozent und erleichterte Abschreibungen für die Industrie. Während Sozialprogramme rigoros zusammengestrichen wurden, stiegen die Ausgaben für Rüstung enorm, so dass am Ende seiner Amtszeit, 1989, die Staatsverschuldung um 180 Prozent auf 2,6 Billionen Dollar gestiegen war (Wikipedia Ronald Reagan 16.10.14).

Ebenfalls zu Beginn der 80er Jahre läutete die damalige FDP den Beginn einer neoliberalen Wirtschaftspolitik in Deutschland ein. Unter dem sperrigen Titel „Konzept für eine Politik zur Überwindung der Wachstumsschwäche und zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit“ forderte der damalige Wirtschaftsminister Graf Lambsdorff eine „marktwirtschaftliche Politik“, die im Kern darauf hinauslief die sozialen Sicherungssysteme zu „reformieren“, was nichts anderes bedeutete als sie radikal zurückzuschneiden, und die Situation für die Kapitalseite, die Investitionsbedingungen, zu verbessern. Christoph Butterwegge nannte das Lambsdorff-Papier, wie es dann kurz und bündig genannt wurde, ein Drehbuch für den Sozialabbau.

Während der Wirtschaftskrise 1980 bis 1982 konnten sich die beiden Regierungsparteien SPD und FDP nicht über Tempo und Tiefe der sozialen Einschnitte einigen, so dass die FDP unter Genscher nach einem neuen Koalitionspartner Ausschau hielt. Also wurde SPD – Kanzler Schmidt durch ein Konstruktives Misstrauensvotum gestürzt und Helmut Kohl zum Bundeskanzler einer CDU/CSU/FDP- Koalition gewählt. Entgegen den Absichten der FDP – Führung wurden unter der Regierung Kohl wenig substantielle Einschnitte in das soziale Netz vorgenommen.

Paradoxe Weise wurden erst unter Kanzler Schröder, Regierungschef der ersten rot-grünen Koalition auf Bundesebene, Maßnahmen durchgesetzt, die weit über das Lambsdorff-Papier hinausgingen. Mit dem „Reformpaket“ Harz IV wurde ab 2003 die Arbeitslosenhilfe völlig abgeschafft und durch ein auf Sozialhilfe-Niveau abgesenktes Arbeitslosengeld II ersetzt. Der Kündigungs-

schutz wurde gelockert, Leistungen der Kranken- und Rentenversicherung drastisch beschnitten. Der Spaltensteuersatz wurde von 53 auf 42 Prozent gesenkt.

Zwar waren in dem Paket auch positive Maßnahmen wie die Förderung des Mittelstandes enthalten, aber insgesamt waren die Folgen dieser Politik verheerend: Es entstand, durchaus gewollt, ein großer Anteil prekär Beschäftigter, gezeichnet von Leiharbeit, Minijobs, befristeten Arbeitsverhältnissen, unbezahlten Praktikumsplätzen und verfestigter Langzeitarbeitslosigkeit. Nach dem Bericht des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes stieg die Armutssquote in Deutschland, die Personen mit weniger als 60 Prozent des mittleren Einkommens erfasst, 2013 auf 15,2 Prozent, das sind rund 12 Millionen Menschen, darunter 2,5 Millionen Kinder. „Deutschland war noch nie so gespalten wie heute“, lautete das Resümee (Berl. Zeitung 25.4.14).

Man könnte also durchaus sagen, dass die prekär Beschäftigten den Aufschwung der Jahre 2005 bis 2008 zum großen Teil finanziert haben. Vor allem erwerbslose Menschen, Geringverdiener und alleinerziehende Mütter leben an oder unter der Armutsgrenze, auch viele Selbstständige sind betroffen. In Deutschland wächst jedes sechste Kind in Armut auf und muss von Harz IV leben.

Für die SPD waren die Folgen fatal, die Wähler liefen in Scharen davon, denn der Angriff dieser Art von Reformen auf Solidarität und soziale Gerechtigkeit zerstörten den Identitätskern, die Seele der Partei.

Ob es um staatliche Sparpolitik ging, in deren Rahmen vor allem Leistungen für den Bürger zusammengestrichen wurden, und die der ehemalige Regierende Bürgermeister von Berlin auf die lustige Formel „sparen bis es quietscht“ brachte, oder um einzelne Regionen wie Katalonien in Spanien oder Padanien in Italien handelt, die ihren Reichtum nicht mit den ärmeren Regionen ihres Landes teilen wollen, Egoismen und Entsolidarisierung griffen um sich. Die Käufer balgten sich um Schnäppchen und begaben sich auf die Suche nach den billigsten Angeboten. Der Werbeslogan „Geiz ist geil“ gab die Zielsetzung vor. Jeder könnte reich werden, wenn er es nur geschickt anstellte, und mit Geld schien alles machbar. Das neoliberalen Gedankengut sickerte wie süßes Gift in alle Poren der Gesellschaft.

Ich bin mir bis heute nicht sicher, ob es sich bei dem neoliberalen Projekt um ein gigantisches Umverteilungskomplott handelt, unter dem Vorwand der

Globalisierung und der damit einhergehenden internationalen Konkurrenz, argumentativ unterlegt vom Gros der Wirtschaftswissenschaftler, betrieben von der Wirtschaft, den Banken und ihren Institutionen, lautstark untermauert von den großen Medien, oder um eine Art kollektiven Egowahn, der die Menschen zeitweise wie eine Wintergrippe befällt. So, als müssten sie sich vergewissern, dass gesellschaftlich praktizierte Solidarität doch unverzichtbar ist.

Pierre Bourdieu weist in der *taz* (4./5.12.99) schon sehr früh darauf hin, dass es sich bei der neoliberalen Ideologie um einen sozialphilosophischen Ansatz handelt, der auf der alten calvinistischen Vorstellung fußt, dass Gott denen helfe, die sich selbst helfen. Demnach ist jedes Individuum selbst und ausschließlich für sein Glück verantwortlich. Bourdieu sieht in dieser radikalen Auffassung die Grundlagen der europäischen Kultur untergraben, in der Solidarität und sozialer Zusammenhalt eine zentrale Rolle spielen bzw. gespielt haben. Der Wirtschaftswissenschaftler Rudolf Hickel hält den Neoliberalismus für den größten Irrtum in der Geschichte des ökonomischen Denkens und plädiert für einen starken Staat, der den Finanzsektor durch harte Regulierungen auf ein vernünftiges Maß reduziert und die großen Konzerne an die Leine nimmt (*Tagesspiegel* 23.10.11).

Nun hielt sich auch die wirtschaftliche Realität leider nicht an die neoliberalen Vorgaben: Während der Krise der New Economy ab März 2000 verloren der Dax mehr als die Hälfte seines Wertes und viele Kleinanleger ihr Vermögen. Und als die Spekulationsblase auf dem amerikanischen Immobilienmarkt platzte, als die alt eingesessene amerikanische Investment-Bank Lehman Brothers Konkurs anmeldete, geriet das Bankensystem weltweit ins Wanken. Die Lehman-Pleite war der (erste) Herzinfarkt der Finanzwelt. Zahlreiche Banken weltweit mussten durch Verstaatlichung oder andere Maßnahmen gerettet werden, was nichts anderes bedeutete, als dass der Steuerzahler für die abenteuerlichen Spekulationen der Banken und der weltweit agierenden Fonds gerade stehen musste.

Die Schockwellen der Krise waren so heftig, dass sogar bürgerliche und konservative Publizisten vom Glauben abfielen. So fragt sich Frank Schirrmacher, ob die Linke mit ihrer Kritik nicht doch Recht hatte und zitiert den erzkonservativen Charles Moore, der im *Daily Telegraph* schreibt: „Die Stärke der Analyse der Linken liegt darin, dass sie verstanden haben, wie die Mächtigen sich liberal-konservativer Sprache als Tarnumhang bedient haben, um

sich ihre Vorteile zu sichern. Globalisierung zum Beispiel sollte ursprünglich nichts anderes bedeuten als weltweiter freier Handel. Jetzt heißt es, dass Banken die Gewinne internationalen Erfolgs an sich reißen und die Verluste auf jeden Steuerzahler in jeder Nation verteilen. Die Banken kommen nur noch nach Hause, wenn sie kein Geld mehr haben. Dann geben unsere Regierungen ihnen neues“ (blz 10.2011). Und Schirrmacher fährt fort: „Es war ja nicht so, dass der Neoliberalismus wie eine Gehirnwäsche über die Gesellschaft kam. Er bediente sich im imaginativen Depot des bürgerlichen Denkens: Freiheit, Autonomie, Selbstbestimmung bei gleichzeitiger Achtung von individuellen Werten, die Chance zu werden, wie man werden will, bei gleichzeitiger Zähmung des Staates und seiner Allmacht“.

Wie auch immer man das neoliberale Projekt beurteilen mag, es hat dazu geführt, dass weltweit wenig Reiche immer reicher werden, dass große Teile der Bevölkerung verarmen und dass die Mittelschichten nicht mehr sicher sein können ihren sozialen und wirtschaftlichen Status zu halten. Es hat zu der absurdnen Situation geführt, dass unzählige Milliarden Euros und Dollars an Privatvermögen um den Erdball rasen und nach profitablen und sicheren Anlagemöglichkeiten suchen, während Staaten und Kommunen nicht mehr genug Mittel haben, um Schwimmbäder und Theater zu finanzieren oder Straßen und Brücken instand zu halten. Um vom Bildungssystem gar nicht zu reden. Angeblich muss doch der Staatshaushalt saniert und eisern gespart werden.

Das neoliberale Projekt hat krachend Schiffbruch erlitten.

Dass es auch anders geht, kann man überraschender Weise von den USA lernen: Als nach dem Schwarzen Freitag die New Yorker Börse zusammenbrach und eine Arbeitslosigkeit von 25 Prozent folgte, stand der demokratische Präsident Roosevelt vor der Frage, wie der die gewaltigen Konjunkturprogramme des New Deal finanzieren sollte. Nach seinem Amtsantritt 1933 erhöhte er den Spaltensteuersatz von 24 auf 79! Prozent. Unter dem nachfolgenden republikanischen Präsidenten Eisenhower stieg er sogar auf 91 Prozent. Die Besteuerung der Unternehmen wurde von knapp 14 im Jahr 1933 auf mehr als 45 Prozent im Jahr 1955 erhöht. Die Erbschaftssteuer stieg von 20 auf 77 Prozent (vgl. Herrmann S.179 ff.).

Innerhalb von wenigen Jahren veränderte die Steuerpolitik Roosevelts die amerikanische Gesellschaft. Die unterschiedlichen Einkommen wurden

nicht aufgehoben, aber angeglichen, so dass am Ende fast jeder der Mittelschicht angehörte. Insgesamt profitierten alle, denn während des New Deal verzeichnete die amerikanische Wirtschaft die stärksten Wachstumsraten ihrer Geschichte. Die pragmatische und unideologische Politik der Amerikaner ab den 30er Jahren über fast ein halbes Jahrhundert macht deutlich, wie wichtig ein starker Staat ist, der dafür sorgt, dass alle Schichten am gesellschaftlichen Wohlstand teilhaben. Er kann wirtschaftliche Krisen und damit einhergehende Arbeitslosigkeit besser abfedern und durch Konjunkturprogramme gegensteuern.

Es geht jedoch nicht nur um gerechtere Verteilung im materiellen Sinne. Menschen in Gesellschaften mit großer sozialer Ungleichheit erleben oft Unsicherheiten bezüglich Arbeitsplatz und Einkommen, Konkurrenz, Entsolidarisierung und generelle Ängste, was ihre Lebensperspektive betrifft. Sie verlieren das Vertrauen in sich selbst und in ihr soziales Umfeld; die Grundlagen des gesellschaftlichen Zusammenhalts steht in Frage. Es dominieren Gefühle der Scham wie Minderwertigkeit, Inkompetenz, Ausgeliefertsein und Unsicherheit.

In ihrer umfangreichen Studie „Gleichheit ist Glück“ vergleichen Richard Wilkinson und Kate Pickett 23 Industriestaaten und deren Ausmaß an Ungleichheit. Am oberen Ende der Skala stehen Japan und einige nordeuropäische Staaten; in Portugal, USA und Singapur ist die Ungleichheit am stärksten ausgeprägt.

Die beiden kommen zu dem eindeutigen Ergebnis, dass viele soziale Probleme wie Drogenkonsum, Fettleibigkeit, schlechte schulische Leistungen oder Gewalt und Kriminalität signifikant häufiger in Ländern vorkommen, in denen die Einkommen weit auseinander driften. Der Titel des Buches „Gleichheit ist Glück“ ist vielleicht etwas zu optimistisch, denn auch eine gerechte Gesellschaft kann kein Glück garantieren. Aber eine gerechtere Gesellschaft, in der alle gesellschaftlichen Gruppen mitgenommen werden, ist zumindest eine zentrale Voraussetzung, damit alle Menschen ihre Potentiale realisieren können. Denn Glück heißt ja letztendlich nichts anderes, als dass Menschen auf einer gesicherten materiellen Basis ihren Freiheitsraum gestalten, ihre Ziele und Träume leben können. Dass sie in Stolz leben können.

Es geht doch nicht um eine soziale Gleichmacherei, da sind schon Eigentumsverhältnisse und kapitalistische Wirtschaftsstruktur vor. Aber wenn

Menschen mit hoher Selbstachtung für gesellschaftlichen Zusammenhalt und wirtschaftliche Entwicklung stehen, dann profitieren letztlich alle davon, auch die oberen Zehntausend.

Auch in einer anderen Hinsicht geht es um mehr als Steuergerechtigkeit. In einer Studie haben Forscher der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich nachgewiesen, dass gerade mal 147 Firmen große Teile der Weltwirtschaft kontrollieren. „147 Firmen kontrollieren die Welt“, so lautete eine Schlagzeile der Berliner Zeitung vom 25.10.2011. Die großen Konzerne haben Kapitalumsätze, die über dem Staatshaushalt vieler Nationalstaaten liegen. Ihre Entscheidungen finden hinter verschlossenen Türen statt, und welchen politischen Einfluss sie wo und wie ausüben, kann man nur erahnen. Die genannten 147 Firmen, die weniger als 1 Prozent der internationalen Unternehmen ausmachen, kontrollieren über Beteiligungen 40 Prozent der 43 000 untersuchten internationalen Unternehmen. Im Kreis der 50 mächtigsten Konzerne bewegen sich fast nur Banken, Fondsgesellschaften und Versicherungen, allen voran das britische Finanzunternehmen Barclays. Die Mitglieder dieser Gruppe kontrollieren sich gegenseitig über ein kompliziertes Geflecht wechselseitiger Beteiligungen und sind abgeschottet gegen Einflüsse von außen. Sie bilden Staaten im Staat, die jeder demokratischen Kontrolle entzogen sind. Aufgrund ihrer Größe, ihrer Verflechtungen und ihres internationalen Aktionsradius haben die Nationalstaaten so gut wie keine Möglichkeiten Einfluss geltend zu machen.

Wie ist das möglich? Sollte nicht das Volk der Souverän sein, der die grundlegenden Entscheidungen fällt? Und sollte nicht die Politik in diesem Sinne agieren?

Offensichtlich wird es notwendig die großen Konzerne einer demokratischen Kontrolle zu unterwerfen. Offensichtlich müssen die großen multinationalen Unternehmen in einer ähnlichen Art und Weise zivilisiert und demokratisiert werden wie der Staat einige Jahrhunderte zuvor durch Gewaltenteilung, allgemeine Wahlen und garantierter Menschenrechte. Dafür ist es notwendig die grundlegenden Entscheidungen öffentlich zur Diskussion zu stellen und eine demokratische Struktur zu etablieren, die eine produktive Zusammenarbeit der Kapitalseite, der Beschäftigten und der öffentlichen Hand ermöglichen. In besonderer Weise gilt dies für den Finanzsektor. Um zu verhindern, dass kommende Krisen die gesamte Finanzwelt und möglicher-

weise ganze Volkswirtschaften destabilisieren, müssen die Finanzinstitute auf ihre dienende Funktion zurückgesetzt und durch strenge politische Vorgaben reguliert werden (vgl. Hickel, Tagesspiegel 23.10.2011).

In einem weitaus größeren Maß gilt dies auch für den gesamten Bereich des Internets, der großen Internetfirmen und der Geheimdienste. Auch wenn man die digitale Revolution als eines der wichtigen Ereignisse nach dem Zweiten Weltkrieg einstuft, das unser gesellschaftliches Leben grundlegend verändert hat und immer noch verändert, so ist doch nicht zu übersehen, dass das Internet zu einem Tummelplatz von Geheimdiensten, Werbefuzzis, anonymen Hetzern und kriminellen Wegelagerern zu verkommen droht, die uns mit ihren Spams, Trojanern, Würmern und anderen Gemeinheiten traktieren.

Mit dankenswerter Offenheit hat der Chef von Facebook Mark Zuckerberg verkündet, dass das Zeitalter der Privatheit vorbei sei und hat damit wesentliche Menschenrechte gleich mit entsorgt. Anscheinend leben wir in einer Zeit, in der mächtige Firmenbosse im Interesse ihres Profits über die Gültigkeit von Bürger- und Menschenrechten entscheiden können. Es wird Zeit deutlich zu machen, dass für die Bürger- und Menschenrechte wieder gefochten werden muss. Es wird Zeit deutlich zu machen, dass auch im Internet die Grundrechte Vorrang vor allem anderen haben, dass Geheimdienste und die großen Internetfirmen einer demokratischen Kontrolle unterworfen werden müssen.

Abschließend möchte ich noch einmal auf die Ökologiedebatte eingehen und im besonderen darauf hinweisen, wie wichtig es ist, das von den Vereinten Nationen vorgegebene Ziel zu erreichen, nämlich den von uns Menschen verursachten Temperaturanstieg auf zwei Grad zu begrenzen. Dazu ist es notwendig bis zur Mitte des Jahrhunderts die Emissionen um 40 bis 70 Prozent unter den aktuellen Wert zu senken. Ansonsten wären nach den Aussagen des Weltklimarats IPCC schwerwiegende und unumkehrbare Veränderungen auf der Erde zu erwarten. Für Europa bedeutete dies unter anderem Überschwemmungen, Trockenheit und der Anstieg des Meeresspiegels um mehr als einen halben Meter. Bei einem Anstieg um vier Grad wäre das Risiko kaum noch beherrschbar (Berliner Zeitung 3.11.2014).

Wenn wir diese Ziele erreichen wollen, muss neben dem Ausstieg aus der Atomenergie auch der Verzicht auf die Verstromung von Braunkohle und Steinkohle angegangen werden. Die Energiewende zu erneuerbaren Energien steht auf der Tagesordnung und muss zielstrebig fortgeführt werden.

Die gute Nachricht ist, dass sich Klimaschutz und Wirtschaftswachstum nicht ausschließen: ein internationales Expertenteam unter dem früheren mexikanischen Präsidenten Felipe Calderón kommt zu folgendem Ergebnis: „Wenn die Politik klug und entschieden handele, könnten sich Wachstum und Klimaschutz sogar gegenseitig befördern. Und zwar nicht erst in ferner Zukunft, sondern bereits sehr kurzfristig“ (Berl. Zeitung 18.5.2014). Interessanterweise sitzt in dem Gremium auch Ingrid Bonde, die Finanzchefin des schwedischen Energiekonzerns Vattenfall, der mit seinen Braunkohlekraftwerken zu den größten Umweltsündern in Europa gehört.

TEIL IV. INDIVIDUELLE ENTWICKLUNG

21. Gene und Gehirn

Die meisten Wissenschaftler sind davon überzeugt, dass das menschliche Gehirn das komplizierteste Ding im gesamten Universum darstellt. Hundert Milliarden Nervenzellen funkeln in bis zu 1000 mal mehr Verbindungen durch unser Gehirn. Das wären ungefähr so viele wie der Regenwald am Amazonas Blätter hat, wobei ich nicht davon ausgehe, dass sie jemals gezählt wurden.

Unser Gehirn wiegt knapp drei Pfund und sieht auf den ersten Blick aus wie eine überdimensionierte Walnuss (vgl. Precht S.40 ff). Obwohl es durchschnittlich nur zwei Prozent unseres Körpergewichtes ausmacht, verbraucht es 20 Prozent des Sauerstoffs und 25 Prozent der Glukose.

Im Unterschied zu den anderen Zellen, die relativ kompakt sind, ist eine Nervenzelle auf Kommunikation ausgerichtet. Wer zu Sylvester oder bei einer Geburtstagsparty einmal eine brennende Wunderkerze in der Hand hielt, hat eine Vorstellung, wie eine Nervenzelle funktioniert. Sie streckt ihre Strahlen, die Dendriten, nach allen Seiten aus um über die Synapsen Kontakt mit den Nachbarzellen aufzunehmen.

Anatomisch werden im Gehirn vier große Partien unterschieden: der Hirnstamm, das Zwischenhirn, das Kleinhirn und das Großhirn. Der Hirnstamm, der gleichsam eine Fortsetzung des Nervenstrangs der Wirbelsäule bildet, regelt automatisierte Funktionen wie Herzschlag, Atmung oder Blutdruck. Das Zwischenhirn, ein relativ kleiner Bereich über dem Hirnstamm, ist unter anderem für Schlafrhythmus, Schmerzempfindungen und Regulierung der Körpertemperatur zuständig.

Das Kleinhirn steuert unter anderem Bewegungsabläufe, ist in etwa so groß wie eine Kinderfaust und sitzt hinter dem Stammhirn im unteren Hinterkopf.

Das Großhirn bildet, wie der Name schon sagt, den größten Teil des Gehirns und sitzt wie eine Kappe über allen anderen Teilen. In ihm laufen die originär menschlichen Prozesse des Denkens, Sprechens und Fühlens ab. Das Limbische System scheint nicht eindeutig einem der vier großen Partien zugeordnet werden zu können. Die Hirnforscher sind sich nicht einig, inwieweit seine unterschiedlichen Teile dem Großhirn angehören. Es liegt wie eine kleinere Kappe unterhalb des Großhirns und verarbeitet vor allem Emotionen

und Triebverhalten. Von seiner Lage her könnte es eine Brücke zu allen anderen Gehirnteilen darstellen (vgl. Wikipedia Limbisches System 26.12.14).

Die Rinde des Großhirns, also die obere graue Schicht des Großhirns, wird je nach Funktion laut der sogenannten Brodmann-Karte in fünfzig und nach dem neueren JuBrain-Atlas in mehr als hundert Areale aufgeteilt (Brüning Berl. Zeitung 11./12.1.14).

Allerdings zeigen Untersuchungen auch, dass man eine bestimmte Funktion, wie z. B. Laufen, in keinem Fall auf ein Teil oder Areal des Gehirns reduzieren darf. Wenn dort auch ein Schwerpunkt der Aktivität sichtbar wird, so sind doch auch immer andere Bereiche des Gehirns und vermutlich andere Nervenzentren im Körper bei einer bestimmten Tätigkeit ebenfalls aktiv.

Viele Hirnforscher sind von den neuen bildgebenden Verfahren wie der Magnetresonanztomografie, die es erlaubt aktive Nervenbündel sichtbar zu machen, so begeistert, dass sie hoffen, bald auch höhere Prozesse wie Denken und Bewusstsein erklären zu können. Doch der Weg von der Untersuchung aktiver Nervenareale zu der Erklärung von Emotionen oder Denkprozessen ist lang und steinig. Vor allem die Frage, wie man von einer allgemeinen physiologischen Theorie der Abläufe im Gehirn zu einer Erklärung subjektiver Erlebniszustände wie z. B. Verliebt Sein, Wutausbruch oder Spinnenphobie kommen kann, scheint mir völlig offen.

Der Neurobiologe Gerald Hüther ist ein Stück auf diesem Weg gegangen. Er sieht im Gehirn ein sich selbst organisierendes Organ, das wir in der Regel nur zu zwei Dritteln nutzen. Ein großer Teil liegt brach. Das Zuviel spielt schon bei der Entwicklung des Embryo eine Rolle. Schon vor der Geburt wird ein beträchtlicher Überschuss an Nervenzellen und an Verknüpfungen zwischen den Nervenzellen in den verschiedenen Regionen des Gehirns bereitgestellt. Nur jene Verknüpfungen, die sich zu funktionellen Netzwerken entwickeln, werden erhalten und ausgebaut. Die übrig gebliebenen Nervenzellen und Verbindungen, etwa ein Drittel, werden wieder abgebaut. Hüther veranschaulicht diesen Prozess an der Armbewegung eines Embryos im Mutterleib. Jedes Mal, wenn das Kind seinen Arm unwillkürlich bewegt, entsteht im Gehirn ein entsprechendes Bewegungsmuster, das bei jeder Armbewegung immer wieder bestätigt wird, so dass man gegen Ende der Schwangerschaft beobachten kann, wie das Kind aufgrund der im Gehirn entwickelten Vernetzung in der Lage ist, seinen Daumen gezielt in den Mund zu stecken (Hüther S. 37 ff.).

Seine zentrale Zielsetzung formuliert Hüther folgendermaßen: Um glücklich, zufrieden und mutig leben zu können, um einen Ausweg aus dem Irrsinn unserer gegenwärtigen Lebenswelt zu finden, müssen wir versuchen, „die verlorene gegangene Einheit von Denken, Fühlen und Handeln, von Rationalität und Emotionalität, von Geist, Seele und Körper wiederzufinden. Sonst laufen wir Gefahr, uns selbst zu verlieren“ (Hüther S. 87). Die wichtigste Eigenschaft um dieses Ziel zu erreichen ist die Fähigkeit zu begeistern. „Begeisterung ist Dünger fürs Hirn“ (S.92). Denn nur dadurch entstehe eine Signaltransduktionskaskade, die bis in die Zellkerne der Nervenzellen durchdringt und dort die Herausbildung neuer Kontakte zu anderen Nervenzellen anregt. Um diesen Prozess zu veranschaulichen nutzt Hüther das Bild einer „Gießkanne der Begeisterung“.

Das Grundprinzip der Gehirnentwicklung des Menschen beruht, wie bereits erwähnt, auf der Tatsache, dass deutlich mehr Nervenzellen und Verknüpfungen hergestellt als im Laufe des Lebens gebraucht werden. Nun ist zu vermuten, dass bei den Säugetieren im allgemeinen und besonders den Menschenaffen ein ähnlicher Prozess stattfindet, denn auch bei ihnen sind viele Verhaltensweisen nicht durch Instinkte festgelegt, sondern müssen in Auseinandersetzung mit den jeweiligen Umweltbedingungen erlernt werden. In diesem Falle würde aber die rein quantitative Annahme, dass mehr Nervenzellen produziert als gebraucht werden, nicht erklären können, warum sich ein Gehirn zu einem menschlichen Gehirn entwickelt und nicht zu dem, um ein Beispiel zu nennen, eines Schimpansen. Man kann einen Schimpansen noch so viel trainieren und motivieren, und er mag noch so viel lernen, er wird nie originär menschliche Fähigkeiten beherrschen. Es muss also eine Triebkraft geben, die das Gehirn zu einem menschlichen Gehirn formt. Und dies kann nur das menschliche Genom sein.

In der Tat gibt es neuere Untersuchungen in der Genetik, die beweisen, dass sich Schimpanse und Mensch in ihrem Erbgut mehr unterscheiden als bisher angenommen. So kommt eine internationale Forschergruppe zu dem Ergebnis, dass sich beide Arten in mehreren tausend Genen unterscheiden (Presse-Newsletter der Max-Planck-Gesellschaft 27.5.04). Eine andere Mitteilung vom 18.10.2011 beginnt mit der Schlagzeile „Neue Gene für das Gehirn“ und fährt fort, dass rund 1800 Gene nach der Trennung von der Primatenlinie

entstanden seien und zwar verhältnismäßig viele Gene, die im Gehirn aktiv sind (sciencticker.info).

Dies weist darauf hin, dass es keinen Sinn macht, das Genom gegen das Gehirn auszuspielen, etwa mit der Argumentation, das Genom sei mehr oder weniger auf einer Verwandtschaftsstufe mit dem Schimpanse stehen geblieben und das Gehirn habe sich unter kulturellem Einfluss auf ein modernes Niveau entwickelt. Genau so wenig macht es Sinn zu behaupten, unser Genom stamme aus der Steinzeit und sei uns heute eher hinderlich oder wirke gar kontraproduktiv. Wenn es so wäre, würden wir heute noch immer als Jäger und Sammler durch die Savannen streifen.

Das Problem lässt sich nur auflösen, wenn wir davon ausgehen, dass wir Menschen über ein Genom verfügen, das eine universelle Potenz in sich trägt. Denn nur dann lässt sich erklären, dass wir in jeder historischen Situation über ein flexibles und kreatives Gehirn verfügen, das es dem Besitzer erlaubt sich in der jeweiligen Situation zurechtzufinden. Ein Gehirn, mit dessen Hilfe wir unsere Geschichte verstehen, unsere Gegenwart bewusst gestalten und über unsere Zukunft mit der Hoffnung spekulieren können auf dem Weg der Selbstverwirklichung ein oder zwei Schritte weiterzukommen.

Aber unser Genom ist nicht nur für dieses wunderbare Organ in unserem Kopf verantwortlich. Es sorgt auch dafür, dass wir aufrecht gehen und mit unseren Händen ein universelles Werkzeug zur Verfügung haben. Mit der Sprache und unserer sozialen Kompetenz findet jeder in seiner jeweiligen Umwelt seinen Platz, kann sich in ihr bewegen und sie mitgestalten. Es ist keine Frage, dass für all diese Prozesse gesellschaftlich und kulturell organisiertes Lernen notwendig ist. Aber die Grundlagen, das genetische Fundament muss vorhanden sein- sonst passiert gar nichts. Und dieses Fundament ist nichts anderes als unser Genom mit seiner universellen Potenz.

In der öffentlichen Debatte wird immer wieder, und meistens mit unerbittlicher Heftigkeit, über die Verteilung von Intelligenz gestritten. Je nach Standpunkt wird dabei anderen Ethnien, unteren Schichten, den Frauen oder Menschen mit Handicap unterstellt, sie verfügten über weniger Intelligenz als der „normale“ weiße Mann. Häufig wird dabei noch unterstellt, dass diese Art von Intelligenz mehr oder weniger angeboren sei. Es ist ziemlich eindeutig, dass dies in der bequemen oder bösartigen Absicht geschieht, die angesprochene Gruppe zu diffamieren, denn wenn Intelligenz angeboren ist, ließe sich

an dem Zustand eh nichts ändern, und die beschriebene Eigenschaft und die damit häufig verbundene soziale Benachteiligung wäre dann naturgegeben – oder unter Gläubigen gottgegeben.

Dabei ist unter Psychologen unbestritten, dass sowohl Vererbung als auch Umwelteinflüsse bei der Entwicklung der kognitiven Fähigkeiten eine Rolle spielen. Wenn es allerdings um die Gewichtung der jeweiligen Seite geht, ist es mit der Gemeinsamkeit vorbei. Die Schätzungen über die Höhe des genetischen Anteils reichen von 30 bis 80 Prozent. Andere Psychologen gehen davon aus, dass sich die Intelligenzleistung um ein Drittel steigen lasse, wenn vor dem Test entsprechende Programme durchgeführt werden (Wikipedia Intelligenz 30.12.14).

Ausgehend von dem universellen Potential der menschlichen Natur, meine ich, dass Intelligenz als Möglichkeit zu tausend Prozent bei allen Menschen, jeweils individuell verschieden, angeboren, etwas flapsig ausgedrückt, dass alles mögliche angeboren ist. Was tatsächlich daraus wird, was jeder daraus macht stellt nur ein Bruchteil des tatsächlich Möglichen dar.

Nehmen wir als Beispiel die menschliche Hand. Es ist offensichtlich, dass die Struktur der Hand und die Anzahl der Finger genetisch festgelegt sind. Ob aber die Hand einen Schmiedehammer hält oder die Sonaten Beethovens auf dem Klavier spielt, ob sie eine Frau streichelt oder schlägt, hängt von einer Unzahl sozialer Faktoren während der Sozialisation ab. Das Potential, das in einer Hand liegt, ist somit nichtzählbar und geht weit über das hinaus, was sie tatsächlich tut.

Im Übrigen finde ich es generell wichtiger als unfruchtbare Debatten über angeborene Anteile von Intelligenz zu führen, festzuhalten, dass wir das Potential unserer Intelligenz in einem Leben gar nicht ausschöpfen können. Dies zeigt sich beispielsweise am Verhalten von Menschen, die nach einem aktiven Berufsleben ein neues Studium beginnen, ein Instrument lernen oder künstlerisch tätig werden. Wenn jemand die nötige Begeisterung mitbringt, ist, um noch einmal mit Hüther zu sprechen, (fast) alles möglich.

22. Kinder – Vertrauen schaffen

Jede Entwicklung setzt voraus, dass Lebewesen einen Drang in sich haben aus dem embryonalen in den erwachsenen Zustand zu gelangen – egal ob Pflanze, Tier oder Mensch. Eine Bohne fängt unter akzeptablen Bedingungen wie ausreichendem Sonnenlicht, Wärme, Luft und mit Nährstoffen bestückter Erde an zu keimen und wächst zu einer großen Pflanze heran. Wenn ein Hühnerei angemessen bebrütet wird, entwickelt sich nach wenigen Wochen ein Küken, das ungestüm die Schalen des Eis sprengt und sofort anfängt zu laufen, zu picken und natürlich auch zu fressen.

Auch der Mensch trägt den Drang oder Trieb in sich, das zu realisieren, was in ihm steckt – und das ist seine universelle Natur. „Es gibt keine Entwicklung ohne Erbanlagen, deren Gesamtheit als Genotyp bezeichnet wird. Erbanlagen brauchen für ihre Entwicklung eine geeignete Umwelt, von der Befruchtung an in allen Lebenslagen“ (Oerter S.34). Nach der Empfängnis übernehmen zunächst die Gene die Regie. In Auseinandersetzung mit den Einflüssen der Umwelt, in dem Fall vor allem mit der Gebärmutter, entwickelt sich ein neues Individuum.

Die individuelle Besonderheit ist von Anfang an, sowohl von Seiten des Genoms als auch von Seiten der Umwelt gegeben. Die universelle Natur des Menschen existiert immer nur in den einzelnen Individuen. Genauso wenig wie es identische Fingerabdrücke, Augen oder Gesichter gibt, ist auch das Potential eines Menschen einem anderen gleich. Selbst eineiige Zwillinge sind bei aller Ähnlichkeit keine Klone. Sie haben zwar das gleiche Erbgut, werden aber doch durch die unterschiedliche Entwicklung des Genoms und durch unterschiedliche Umwelteinflüsse zu eigenständigen, wenn auch manchmal leicht verwechselbaren Individuen.

Nach vier Wochen ist der Embryo zwar nur sechs bis acht Millimeter groß, aber schon bilden sich innere Organe und die Wahrnehmungsorgane wie Augen, Ohren und Mund sind zu erkennen. Nach acht Wochen kann man erste Bewegungen der Arme und Beine erkennen, und um die elfte Woche bewegt sich die Hand gezielt zum Gesicht. Ab dem dritten Monat – das werdende Kind heißt nun Fötus – wächst das Gehirn in einem ersten großen Wachstumsschub. Das zentrale Nervensystem differenziert sich und die Orga-

ne nehmen ihre Funktion auf. Gliazellen, die für die eigentlichen Nervenzellen vor allem stützende und isolierende Funktionen übernehmen, und Nervenzellen vermehren sich rapide.

In der Zeit kurz vor der Geburt beginnt der zweite Wachstumsschub des Gehirns. Die Nervenzellen differenzieren sich in starkem Maße und bilden viele Synapsen. Die Schaltkreise zwischen Gehirn und Sinnesorganen beginnen zu arbeiten. Die grundlegende Struktur des Gehirns und die meisten Gehirnzellen sind nun vorhanden. Die Anzahl der Gliazellen wächst in ähnlich großem Umfang. Diese Entwicklung setzt sich nach der Geburt fort und endet im dritten Lebensjahr (Oerter S. 171 ff).

Im Verlauf dieses Prozesses übernimmt nach und nach das Gehirn die entscheidende Funktion. Der Verlauf der weiteren Entwicklung wird jetzt vorrangig vom Gehirn gesteuert. Das bedeutet, dass nun auch im Gehirn das Streben nach einer universellen Entwicklung verankert sein muss.

Werden dem Kind körperliche Nähe, Geborgenheit oder Nahrung verweigert, entwickelt es Gefühle der Bedrohung, des Verlassen und Ausgeliefert Seins. Anstelle des Ur-Vertrauens kann sich ein grundlegendes Misstrauen etablieren (Wikipedia Stufenmodell der psychosozialen Entwicklung 24.4.14). Allerdings gilt für die gesamte kindliche Entwicklung, dass eine positive Zuwendung und emotionale Unterstützung durch die Eltern oder andere erziehende Erwachsene eine zentrale Voraussetzung für das optimale Aufwachsen des Kindes sind.

Ab dem vierten Monat vermag der Säugling Schauen und Greifen deutlich besser zu koordinieren, mit acht bis zehn Monaten kann er frei sitzen und sich durch Rollen, Rutschen oder Kriechen fortbewegen. Mit dem Ende des ersten Lebensjahres kann er sich aufrichten, das Gleichgewicht halten und die ersten Schritte gehen. Jeder Entwicklungsschritt bringt eine bessere Koordination von Sinnesorganen, Bewegungsaktivitäten und Gehirnstrukturen mit sich, und das Netz der Nervenzellen im Gehirn differenziert sich entsprechend der Aktivitäten des Säuglings.

Das Laufen Lernen stellt für das kleine Kind einen zentralen Entwicklungsschritt dar. Denn nun vermag es eine gleichartige Haltung wie ein Erwachsener einzunehmen und gleichzeitig erlaubt es ihm einen größeren Überblick. Die Fähigkeit laufen zu können eröffnet ihm bis dahin ungeahnte neue Möglichkeiten seinen Bewegungsdrang auszuleben. Es kann rennen bis zur

Erschöpfung und durch Schaukeln oder Rutschen die Grenzen der Schwerkraft austesten. Die neue Beweglichkeit fördert die Raumorientierung, erlaubt eine erweiterte Art der Umwelterkundung und forciert die Entwicklung neuer kognitiver Fähigkeiten und Strategien der Problemlösung. Außerdem werden auch für das emotionale und soziale Erleben neue Türen aufgestoßen.

Mit dem Erlernen der Sprache setzt ein erneuter Schub in der Entwicklung des Denkens ein. Mit dem ersten Geburtsjahr werden einzelne Wörter gesprochen, mit anderthalb Jahren erreichen Kinder die „magische 50-Wörter-Marke“ (Oerter S. 715). Ab diesem Zeitpunkt lernen sie Wörter sehr viel schneller und beherrschen wenige Monate später einen Wortschatz von rund 200 Wörtern. Mit 16 Jahren verfügen sie über einen Grundwortschatz von ungefähr 60 000 Wörtern; d. h. das Kind lernt täglich neun neue Wörter. Eine beeindruckende Leistung! (Oerter S.719)

Mit dem Erreichen der „magischenen 50-Wörter-Marke“ werden auch die ersten Wortkombinationen gebildet, die in der Regel aus zwei Wörtern bestehen, und oft nur vor dem Hintergrund der Gesamtsituation zu verstehen sind. Mit zweieinhalb Jahren können Kinder die ersten Sätze sprechen und mit vier beherrschen sie die wichtigsten Satzkonstruktionen ihrer Muttersprache. Doch erst mit rund acht Jahren verfügen Kinder über ein Sprachwissen, das ihnen erlaubt über Sprache nachzudenken und Gesetzmäßigkeiten zu erklären (Oerter S.730 f). Es ist ein langer Weg vom ersten gesprochenen Wort bis zum kompetenten Umgang mit der Muttersprache.

Die zentrale Tätigkeit, in der das Kind aktiv ist, in der es lernt, fühlt und spricht, in die es seine Hoffnungen und Wünsche legt, ist das Spiel. Es gibt zwar zahlreiche Theorien und Erklärungen, aber nach Oerter weisen die meisten Psychologen dem Spiel einen tieferen Sinn zu: „Es übernimmt Aufgaben der Lebensbewältigung zu einem Zeitpunkt, da andere Techniken und Möglichkeiten noch nicht zur Verfügung stehen“ (Oerter S.252). Nach Wygotski sucht das Kind im Spiel seine „unrealistischen“ Wünsche in einer eingebildeten Phantasiewelt zu realisieren, da es noch nicht möglich ist, seine Wünsche real umzusetzen. Doch wenn es spielend groß und stark sein will wie der Vater oder erfolgreich wie die Mutter, sind solche Spiele nicht völlig ohne Realitätsgehalt; denn Vater oder Mutter werden im Spiel nachgeahmt mit der Absicht als Erwachsene so zu werden wie das idealisierte Vorbild. Außerdem gehört es zum Charakter eines Spiels, dass Kinder nahezu völlig autonom – abgesehen

von der Absprache mit anderen Kindern – über Zielsetzung, Bedingungen und Zeitraum entscheiden können. Insofern können Kinder spielend ihr universelles Potential entsprechend der jeweiligen Entwicklungsstufe einbringen. Sieht sich ein Kind beispielsweise als Supermann, ist es stärker und klüger als alle Erwachsenen, und kann Armen und Schwachen zu ihrem Recht verhelfen. Physikalische Gesetze spielen für es keine Rolle.

Ein weiterer wesentlicher Schritt in der Persönlichkeitsentwicklung des Kindes ist die Identifikation mit einem Geschlecht. Nach neueren Erkenntnissen gestaltet es seine Geschlechterrolle selbst in aktiver Auseinandersetzung mit seiner Umwelt. Dieser Prozess wird über mehrere Jahre in vier Schritten vollzogen. So können Kinder um zwei Jahre die Geschlechter klar unterscheiden und wissen welches Verhalten für die jeweiligen Geschlechter typisch ist. Nachdem sich das Kind einem Geschlecht, das in der Regel das biologische Geschlecht ist, zugeordnet hat, bevorzugt es Verhaltensweisen, Vorbilder, Spiele und Gegenstände, die zu dem gewählten Geschlecht passen.

Der letzte Schritt, das Erreichen der sogenannten Geschlechterkonstanz, zieht sich über mehrere Jahre hin und kann bis in die Pubertät fort dauern. Damit ist gemeint, dass sich das Kind endgültig einem Geschlecht zugeordnet hat und weiß, dass dies so bleibt, auch wenn Aktivitäten, Einstellungen oder äußere Erscheinung sich ändern oder sogar dagegen sprechen (vgl. Oerter S. 268 ff.).

Mit sechs Jahren kommt das Kind in die Schule. In der körperlichen Entwicklung hat es den ersten Gestaltwandel durchlaufen, hat zahlreiche Varianten des Spielens erprobt und kann sich in seiner Muttersprache korrekt und differenziert ausdrücken. In der Entwicklung des Denkens hat es die Phase anschaulicher Denkprozesse überwunden und kann konkrete Operationen vollziehen; d. h. das Denken wird unabhängiger von der konkreten Wahrnehmung (vgl. Piaget 26.11.14). Das Kind zeigt eine ausgeprägte Leistungsmotivation und wetteifert mit anderen Kindern um Erfolg. Es gibt starke Konflikte zwischen Erfolgs und Misserfolgs Erwartungen (Oerter S.793).

Mit der Entdeckung des eigenen Ich, indem es sich im Spiegel als sich selbst erkennt, das im Zeitraum um 18 Monate auftritt und dem Ablegen des kindlichen Egozentrismus, während dessen das Kind sich selbst und andere gleichsetzt, hat es die Voraussetzung erlangt um nach und nach Empathie für die Personen seiner Umgebung zu entwickeln.

Um das sechste Lebensjahr beginnt auch die Auseinandersetzung mit Normen. Kinder hinterfragen jetzt Anordnungen der Erwachsenen, erwarten Begründungen und können unter Umständen ihre Berechtigung anzweifeln (Oerter S.872).

Mit diesen Voraussetzungen kommt das Kind in die Schule. Wenn man von Schulfähigkeit spricht, bedeutet dies, dass das Kind jetzt die Anforderungen, die von der Schule gestellt werden, aller Voraussicht nach erfüllen kann. Bekanntlich scheitern auch ein nicht unerheblicher Teil der Kinder an den Zielsetzungen der Schule. Erikson formuliert dies in dem Gegensatz von Werksinn versus Minderwertigkeitsgefühl. Kinder in diesem Alter wollen zeigen, dass sie etwas Nützliches und Gutes können; sie wollen in stärkerem Maße an der Welt der Erwachsenen teilnehmen. Werden sie in diesem Bemühen nicht ernst genommen, überfordert oder überschätzen sie sich selbst, kann es zu bleibenden Minderwertigkeitsgefühlen kommen (Erikson S.3).

Die Interaktionsformen der Schule unterscheiden sich deutlich von denen in der Familie. In der Familie darf das Kind seine Individualität in einer einmaligen sozialen Konstellation in der Regel in starkem Maß ausleben. In der Schule ist es einem allgemeinen Regelsystem unterworfen, das für alle Schüler gilt und das oft verlangt, individuelle Bedürfnisse zurückzunehmen oder aufzuschieben.

Die zentralen Kulturtechniken wie Lesen, Schreiben, Rechnen und Fremdsprachen stehen jetzt im Mittelpunkt. Vor allem die Schriftsprache ist von großer Bedeutung und nimmt großen Einfluss auf die kognitive Entwicklung. Überhaupt ist die Schule ab dem Zeitpunkt des Schuleintritts der wichtigste Faktor für die Entwicklung der Persönlichkeit, ob es sich nun um die sogenannten Sekundärtugenden wie Fleiß oder Zuverlässigkeit, um Motivationsprozesse oder Berufsperspektiven handelt (Oerter S.277 ff).

Schon in der Kita, aber vor allem in der Schule, werden Gleichaltrige zu wichtigen Bezugspersonen. Unter Gleichaltrigen können sich Kinder im Unterschied zu der Kommunikation mit Erwachsenen als Gleichberechtigte verhalten. Dies stärkt die Bedeutung von Gleichheit und Gerechtigkeit und bereichert das Selbstverständnis. Als Mitglied einer Gruppe sieht sich das Kind höher angesehen, besonders wenn die Gruppe selber einen hohen Status hat; die Gruppenmitglieder spiegeln und potenzieren das Selbstverständnis der Einzelnen.

Unabhängig von der Zugehörigkeit zu einer Gruppe findet sich bei allen Kindern schon frühzeitig ein ausgeprägtes fürsorgendes Sozialverhalten. Bereits mir drei Jahren versuchen sie andere Kinder, die weinen, zu trösten, indem sie manchmal sogar das Lieblingsspielzeug anbieten. Im Grundschulalter werden die Hilfsangebote ausgeprägter, denn ab diesem Zeitraum nutzen sie verstärkt die Sprache um Trost zu spenden.

Im Rahmen von stabilen sozialen Beziehungen wie Kita, Elterngruppen oder beruflichen Bindungen der Eltern entstehen zwischen Kindern Freundschaften. Wenn sie sich im gemeinsamen Spiel verlieren, wachsen Gemeinsamkeiten und Gefühle der Zusammengehörigkeit. Während der Schulzeit werden Freundschaften in der Regel von einem ausgeglichenen Geben und Nehmen bestimmt, allerdings werden auch Aggressionen nach dem gleichen Prinzip ausgetauscht (Oerter S.295 ff).

Aus den bisherigen Beschreibungen wird deutlich, wie vielfältig und komplex die Entwicklungen sind, die Kinder durchlaufen. Spätestens hier stellt sich die Frage, welche Dynamik diesen Prozess vorantreibt. Warum bleiben Kinder nicht an irgend einem Punkt stehen? Was ja in Ausnahmefällen durchaus passiert. Aber dies ist nicht die Regel.

Der große Mann der Entwicklungspsychologie, Jean Piaget, der vor allem die geistige Entwicklung in ihren unterschiedlichen Stadien untersucht hat, beantwortet die Frage mit seinem Konzept der „Äquilibrium“. Das bedeutet das Streben nach Gleichgewicht. Sobald es demnach zu einem Konflikt oder Widerspruch zwischen Realität und dem bestehenden kognitiven System kommt, sieht sich das Kind gezwungen, das System so zu ändern, dass die Widersprüche integriert werden können.

Nun ist es ohne Frage für Kinder wie Erwachsene sinnvoll und produktiv, wenn sie über ein Denken verfügen, das möglichst flexibel alle Informationen in einem angemessen komplexen System aufnehmen kann. Andererseits leben Kinder und Erwachsene, vermutlich alle Erwachsene, durchaus ein sinnvolles Leben, obwohl in ihrem Kopf die größten Widersprüche nebeneinander existieren. Man denke nur an die zahlreichen Konflikte zwischen Religion und Naturwissenschaften oder die unzähligen Ungereimtheiten zwischen Weltanschauung, Moralvorstellungen und Alltagsleben.

Damit wird deutlich, dass das Streben nach Gleichgewicht nur ein momentaner und untergeordneter Prozess sein kann. Und selbst wenn sich

Widersprüche nicht sofort oder gar nicht auflösen lassen: Das Leben und die Entwicklung gehen weiter. Es muss also ein viel tiefer liegender und mächtig vorantreibender Impuls sein, der die Entwicklung des Kindes forciert.

Es gibt keinen Zweifel: Schon mit der Verschmelzung von Samen und Eizelle entfaltet das universelle Vermögen, das in den Genen der Keimzellen angelegt ist, seine Wirkung. Mit der Geburt und Monate später übernimmt das Gehirn das Steuer. Kinder wollen ihr universelles Potential realisierten – und dazu müssen sie zunächst einmal erwachsen werden. Sie wollen die Welt verstehen, fühlen und in ihr tätig werden. Wer hätte als Erwachsener nicht schon mal vor der überwältigenden Aktivität, den scheinbar grenzenlosen Gefühlsausbrüchen und dem nicht zu stillenden Wissensdurst der Kinder die Waffen gestreckt?

23. Jugendliche - Identität bilden

Jungen im Alter von 14 und 15 Jahren, Mädchen zwei Jahre früher, wachsen in einen deutlichen Schub, wobei sich nicht alle Körperteile synchron entwickeln. Hände und Arme, Füße und Beine und der Kopf eilen dem Rumpf voraus, wodurch die schlaksigen und ungelenken Bewegungen entstehen, die für dieses Alter typisch sind. Doch die hauptsächlichen Veränderungen des Körpers entwickeln sich aufgrund einer außerordentlichen hormonellen Umstellung im Bereich des Geschlechts.

Von 12 bis 16 Jahren wachsen beim Jungen Penis, Hoden, Hodensack und die Vorsteherdrüse. Er erlebt die erste Ejakulation und den Stimmbruch. Bald darauf wachsen Achselhaare, Schamhaare und Bart. Der Stimmwechsel wird manifest.

Beim Mädchen runden sich ab 10 Jahren die Hüften und die Brüste beginnen sich zu entwickeln. Mit 11 Jahren wachsen Schamhaare, Eierstöcke, Gebärmutter, Vagina und Schamlippen. Glatte Schamhaare werden nun gelockt. Mit rund 15 Jahren kommen Achselhaare und die Brüste entwickeln sich zu ihrer erwachsenen Form.

Das Sexualverhalten entwickelt sich in einem komplexen Zusammenspiel von körperlichen, vor allem hormonellen Faktoren und kulturellen Gegebenheiten, die Aufklärung, sexuelle Anregungen und soziale Kontakte, die zu erotischen Annäherungen führen, bereit halten können. Es sind aber auch oft kulturelle Konstellationen, die ein negatives Frauenbild verbreiten und sexuelle Kontakte außerhalb der Institution Ehe missbilligen oder sogar unter Strafe stellen.

Nimmt man die Selbstbefriedigung als Indiz für das Wirken des erwachsenen Sexualtriebes, oder wie Freud sagen würde, der genitalen Sexualität, so zeigt sich ein erstaunlicher Widerspruch zwischen männlichen und weiblichen Jugendlichen. Obwohl bei Mädchen die Pubertät ein bis zwei Jahre früher einsetzt, beginnt das Praktizieren der Selbstbefriedigung erst mit 15 Jahren, also zwei Jahre später als bei Jungen. Wenn auch unterschiedliche Erklärungen für diese Frage vorgelegt werden, so scheint es mir doch auf der Hand zu liegen, dass die unterschiedlichen Rollenzuschreibungen für Männer und Frauen die Erklärung für das zögerliche Verhalten der Mädchen liefern. Nach wie vor

ist es für Mädchen und Frauen nicht selbstverständlich ihre Sexualität aktiv auszuleben, und wenn sie es trotzdem tun, sind sie ganz schnell als Nutten abgestempelt.

Bei der Aufnahme sexueller Kontakte liegen das Wissen über sexuelle Zusammenhänge und das Verhalten oft weit auseinander. So wird der erste Koitus bei rund einem Drittel der Mädchen und der Hälfte der Jungen ohne hinreichende Verhütung vollzogen. Viele Jugendliche glauben, dass man nicht so einfach schwanger werden könne, und vor allem sehen sie sich als eine besondere Persönlichkeit, die quasi kraft eigenem Selbstverständnis einen Unfall wie eine Schwangerschaft ausschließen kann (Oerter S.345)

Damit sind wir bei dem zentralen Thema des Jugendalters: Nach Oerter wird mit dem Begriff der Identität das Besondere dieser Lebensphase gekennzeichnet. Demnach wird unter Identität die einzigartige Persönlichkeitsstruktur verstanden, die Selbsterkenntnis und das Bild, das andere von dieser Persönlichkeit haben, einschließen. Ähnlich wie Identität meint auch das Selbst das Wesentliche einer Person, den Kern der Persönlichkeit (Oerter S.346).

Ein so zentraler Begriff wie das Selbst wird naturgemäß von den unterschiedlichsten Wissenschaftlern aufgegriffen und gedeutet. Sowohl Philosophen von Heidegger bis Sartre, als auch Psychologen wie Maslow oder Rogers haben diesem Begriff seine jeweilige spezielle Deutung gegeben. Mir scheint vor allem wichtig, dass in der Vorstellung des Selbst der gegenwärtige „wie ich bin“, der zukünftige „wie ich sein möchte“ und der soziale Aspekt „wie andere mich sehen“ unterschieden wird (Oerter S.347). Das bedeutet, dass in dieser Konzeption ständig Dynamik und Entwicklung zwischen den unterschiedlichen Aspekten stattfindet.

Bedeutet denn nun die Zuschreibung von Identitätsentwicklung auf die Jugend, dass Kinder noch keine Identität, noch kein Selbst haben? Sind Kinder noch keine Persönlichkeiten? Wenn man den Begriff der Persönlichkeit für das erwachsene, entwickelte Individuum reservieren will, dann kann man bei Kindern noch nicht von Persönlichkeit sprechen, allenfalls von einer kindlichen Persönlichkeit.

Während Kinder versuchen ihre universelle Natur zu realisieren, indem sie sich auf die unmittelbare Umgebung beziehen, Vorbilder in Gestalt einzelner Personen suchen und einfach nur in der gegebenen Welt erwachsen werden wollen, entwickelt der Jugendliche ein Ideal, eine Vorstellung wie die Welt

zu sein hat. Gegenüber dem Bezug auf die unmittelbar gegebene Umgebung dominiert nun die Distanz und die Betonung der eigenen universellen Möglichkeit. Aus dem Widerspruch zwischen der realen Welt und dem eigenen Ideal erwächst der Anspruch, die Wirklichkeit entsprechend umzugestalten. Da dies in der Regel nicht so läuft, fühlt sich der Jugendliche in seinem Bestreben von der Welt nicht anerkannt. „So wird der Friede, in welchem das Kind mit der Welt lebt, vom Jüngling gebrochen“ (Hegel Bd 10 S.83). Der Zukunftsaspekt in der Identitätsentwicklung muss demnach neben der Frage nach der individuellen Zukunft „wie möchte ich sein“ auch die Frage nach der Zukunft gesellschaftlicher Entwicklung „wie soll Gesellschaft aussehen“ enthalten.

In der Psychologie wird die Betonung der eigenen universellen Möglichkeit und den daraus erwachsenden ideellen Vorstellungen unter der These des Jugend-Egozentrismus diskutiert, die besagt, dass sich der Jugendliche als Mittelpunkt und einmalige Persönlichkeit sieht (vgl. Oerter S.345).

Während einige psychologische und philosophische Ansätze und oft auch die öffentliche Meinung eher von einer konfliktreichen Entwicklung in der Jugendzeit ausgehen, kommen empirische Untersuchungen zu ganz anderen Ergebnissen. In einer breit angelegten Befragung von rund 6000 Jugendlichen in zehn Ländern gibt die überwiegende Mehrzahl der Jugendlichen an, keine tiefergehenden Probleme zu haben. Vielmehr fühlen sie sich wohl in ihrem sozialen Umfeld und schätzen ihre persönliche Identität positiv ein. Was ihre Berufsorientierung, ihre Beziehung zu Eltern und sozialem Umfeld angeht, schauen sie optimistisch in die Zukunft (Oerter S. 349).

Es ist allerdings fraglich, ob man im Rahmen einer Fragebogenaktion eine so komplexe Genese wie die Entwicklung der Identität überhaupt erfassen kann. Sind doch gerade Einmaligkeit und Individualität Eigenschaften, die Identität ausmachen. Im Rahmen von speziell entwickelten Interviews hat Marcia den Probanden Fragen über das Ausmaß von Verpflichtung in Bereichen wie Beruf oder Religion gestellt und konnte dadurch die Entwicklung von Identität differenziert erfassen. Demnach kommt es nach einer Krise, die durch Widersprüche, Unsicherheit oder auch Rebellion gekennzeichnet ist, zu einer Phase der Exploration, in der nach Lösungen gesucht wird. Dabei werden graduelle Entwicklungsstufen sichtbar, die von einer „diffusen Identität“, in der keine Festlegung auf Beruf oder Werte erfolgt, über eine „übernommene

Identität“, in der Probanden die Entscheidungen von den Eltern übernehmen, bis zu der „erarbeiteten Identität“, in der Wert- und Berufsentscheidungen nach eigener Wahl getroffen werden (Oerter S.351 ff).

Diese Differenzierung macht deutlich, dass die Entwicklung zu einer ausgeglichenen, stimmigen Identität auch scheitern oder auf einem diffusen Stand stagnieren kann. Viele Autoren gehen davon aus, dass Jugendliche sich zwischen unvereinbaren Zielen und sich widersprechenden Werten zurecht finden müssen. Der Widerspruch gilt als Motor der Persönlichkeitsentwicklung. Allerdings gilt es dabei zu bedenken, dass den Konflikten auf der Ebene der Identität der weitaus tiefer liegende Widerspruch zwischen dem universellen Potential und den realen Gegebenheiten zugrunde liegt. Aus ihm gibt es kein Entkommen; er ist unser Schicksal und er begleitet uns von der Zeugung bis zum Tod.

„Mit 17 hat man noch Träume ...“, singt Peggy March in einem deutschen Schlager aus den 60er Jahren. Träume von Liebe und Lust, Freiheit und Unabhängigkeit, Feiern und Reisen. Das Leben liegt vor einem und bietet noch alle Chancen und Möglichkeiten. Der Alltag scheint keine Rolle zu spielen und Alter und Tod liegen in unwirkliches Ferne. „Mit 17 hat man noch Träume ...“, muss nicht bedeuten, dass erwachsene oder alte Menschen keine Träume mehr haben, aber die Träume der Jugend haben den Glanz des Universellen. Alles scheint möglich. Man kann die Welt aus den Angeln heben.

Mit dem Einsetzen der Pubertät streben Jugendliche nach größerer Unabhängigkeit, was unweigerlich zu mehr Distanz gegenüber der Familie und zur Missachtung der elterlichen Autorität führt. Die Meinung der Freunde kann nun wichtiger werden als Vorgaben von Vater oder Mutter. Die dramatischen Veränderungen am eigenen Körper und die damit einhergehenden psychischen Konflikte können auch Gefahren mit sich bringen, wenn Jugendliche ihre Grenzen austesten wollen und mit Drogen experimentieren oder in kriminelle Milieus abrutschen. Das heißt nun nicht, dass die Familie keine Rolle mehr spielt. Wenn die Eltern in der Lage sind sich auf die neuen Befindlichkeiten der Jugendlichen einzustellen, kann dies gewinnbringend für alle Seiten sein. Das Bestreben nach größerer Unabhängigkeit muss nicht prinzipiell zu mehr Distanz gegenüber der Familie führen.

Die Gruppe der Gleichaltrigen und Gleichgesinnten, die sogenannte Peer-group, spielt für Jugendliche im Übergang zu Erwachsenen eine besondere

Rolle. Sie suchen im Ablöseprozess vom Elternhaus neue Bezugspersonen und experimentieren mit neuen Formen der Beziehung. „Die Gleichaltrigen gewährleisten in den Beziehungen besser als Erwachsene die Momente von Gleichheit und Toleranz“ (Oerter S.369). Gleichheit bedeutet die Unterschiede der einzelnen Jugendlichen zu tolerieren, was auf der anderen Seite berechtigt die eigenen Anliegen durchzusetzen. Auf diese Weise entwickeln sich universelle Gerechtigkeitsvorstellungen. Souveränität erleben Jugendliche als Möglichkeit der Selbstdarstellung, der Verfolgung persönlicher Ziele, und da dies oft auch die Ziele der Gruppe sind, als Stärkung gegenüber anderen Gruppen oder der Familie.

Im Zusammenhang der Peergroups entwickeln sich zwischen einzelnen Jugendlichen tiefere und festere Beziehungen – es kommt zu Freundschaften. Da Jugendliche mit zunehmender Selbstreflektion sich als einmalige Person erkennen, brauchen sie ein Gegenüber, dem sie sich offenbaren können. Durch die wechselseitige Bestätigung entstehen Vertrauen und Verlässlichkeit, und die Entwicklung der Identität wird gefestigt.

Die Peergroup selber unterliegt einer allmählichen Wandlung. Während in der frühen Adoleszenz, also ab 14 Jahren, die Cliques gleichgeschlechtlich und voneinander isoliert agieren, entstehen bald gemischte Gruppen von Jungen und Mädchen, die in mehr oder weniger engem Kontakt untereinander stehen. Während der späten Adoleszenz, ab etwa 18 Jahren, lösen sich die Gruppen zu Gunsten einer losen Gruppierung befreundeter Paare zunehmend auf (vgl. Oerter S.381).

Auch die Schule spielt im Leben des Jugendlichen nach wie vor eine große Rolle und hat beträchtliche Auswirkungen für die Entwicklung seiner Identität. Mag das Streben nach größerer Unabhängigkeit auch eine Distanz zur Schule mit sich bringen, so werden doch Eigenschaften wie Anstrengung, Fleiß und Fähigkeiten von der Schule geprägt und damit Teil der jugendlichen Identität. Nur wer sich diese Eigenschaften selbst zuschreibt und praktiziert, kann sicher sein die erwartete Leistung auch in Zukunft zu bewältigen. Erst dadurch kann der Jugendliche eine stabile Identität entwickeln.

Der Wechsel von der Schule in den Beruf stellt einen tiefgreifenden Einschnitt dar. Während Schule als vorbereitende Phase immer noch eine gewisse Leichtigkeit haben kann, beginnt mit dem Eintritt in das Berufsleben endgültig der Ernst des Lebens. Nur wer einen Beruf ausübt, bzw. wer arbeitet, ist ein

vollwertiges Mitglied der Gesellschaft. Auf diese Weise sind Ausbildung und Beruf unmittelbar mit der Entwicklung der Identität verknüpft.

Es kommt also jetzt für den Jugendlichen darauf an die eigenen Interessen, Wünsche und Fähigkeiten mit den Gegebenheiten des Arbeitsmarktes abzuleichen. Schüler der 10. Schulstufe, die eine Lehre anstreben, müssen sich im Laufe dieses Schuljahres entscheiden: Schüler, die mit dem Abitur abschließen wollen, haben drei weitere Jahre Zeit.

Schon während der Schulzeit, aber spätestens mit dem Eintritt in das Berufsleben machen sich die unterschiedlichen Voraussetzungen, die Jugendliche mitbringen, bemerkbar. Sowohl was die schon erreichte Qualifikation, der ausgebildete Grad der Identität, als auch die Unterstützung durch Familie und Eltern betrifft, gehen die Jugendlichen jetzt sehr unterschiedliche Wege. Die Palette reicht von den erfolgreichen Karrieren in Studium und Beruf bis zu den Jugendlichen, die diverse Lehren immer wieder abbrechen und nur schwer im Berufsleben Fuß fassen können. In allen Fällen ist ausschlaggebend, in welchem Maß die Familie angemessen mit dem Jugendlichen umgehen kann. Ist das vorherrschende Klima durch harmonische Interaktion und produktives Austragen von Konflikten geprägt, ist der Jugendliche in der Regel auch im Übergang zum Beruf erfolgreich. Herrscht dagegen eine autoritäre Konfliktregelung vor und fühlt sich der Jugendliche bevormundet, scheitern viele Jugendliche während der Ausbildung.

Global gesehen ist unter Wissenschaftlern ziemlich umstritten, welchen Stellenwert die Jugend als eigenständige Entwicklungsphase zwischen Kindern und Erwachsenen hat, bzw. ob sie überhaupt als gleichwertiger Abschnitt in der Entwicklung des Menschen angesehen werden kann. So geht Margaret Mead in ihrem kulturanthropologischen Ansatz davon aus, dass sich in sogenannten statischen Gesellschaften, in denen Veränderungen sich sehr langsam vollziehen, der Übergang vom Kind zum Erwachsenen mit Eintritt der Pubertät durch Rituale schnell und mit freudiger Erwartung vollzieht, ohne dass es zu einer längeren Zeit mit andauernden Krisen und Konflikten kommt. Eine „Sturm und Drang“ Periode bleibt aus.

Andererseits wird schon in Keilschrifttafeln aus Ur um 2000 v. u. Z. über die zuchtlose und heruntergekommene Jugend geklagt, und wenn Sokrates spricht, meint man einen schlecht gelaunten Vater von heute zu hören: „Die Jugend liebt heutzutage den Luxus. Sie hat schlechte Manieren, verachtet

die Autorität, hat keinen Respekt vor den älteren Leuten und schwatzt, wo sie arbeiten sollte. Sie widersprechen ihren Eltern, schwadronieren in der Gesellschaft, verschlingen bei Tisch Süßspeisen, legen die Beine übereinander und tyrannisieren ihre Lehrer“ (Sokrates um 440 v. u. Z.). Wir wissen nicht, welche Jugendliche Sokrates im Blick hatte, junge Sklaven konnten sich die beschriebenen Verhaltensweisen wohl kaum leisten.

Eine eigenständige Phase für die große Mehrheit der Jugendlichen bildete sich jedenfalls erst mit den veränderten sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen in Folge der Industriellen Revolution heraus. „Jugend wird zur Zeitspanne, die von Erwerbsarbeit freisetzt und – nicht nur privilegierten Gruppen – den institutionellen Zugang zu Ausbildung und Vorbereitung auf Anforderungen der Lebensbewältigung ermöglicht“ (Oerter S. 311).

24. Erwachsene – Persönlichkeit entwickeln

Mit dem Erwachsenen Werden rücken Partnerschaft und Elternschaft in den Mittelpunkt. Auch wenn während der Jugendzeit mit alternativen Lebensmodellen experimentiert wurde, werden jetzt in der Regel Partnerschaft und vertrauensvolle soziale Beziehungen favorisiert. Gelingt es dem jungen Erwachsenen nicht stabile Beziehungen aufzubauen, drohen Selbst- Bezogenheit, soziale Isolierung und im schlimmsten Falle Hass auf die Mitmenschen.

Bei der Partnerwahl wird in der Regel danach getrachtet „in den eigenen Kreisen“ zu heiraten, wobei Frauen dazu tendieren den Ehepartner in „besseren Kreisen“ zu suchen. Für Frauen ist wichtig, dass der Mann genügend Ressourcen bereit stellen kann, damit auch Kinder angemessen abgesichert sind, denn die Verantwortung für sie tragen in der Regel noch immer die Frauen.

Im Zuge der studentischen Revolution im Laufe der 60er und 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts hat sich im Hinblick auf das Zusammenleben in der Familie vieles grundlegend geändert. Die verkrustete Sexualmoral wurde liberalisiert, Unverheiratete leben als Paare, die Scheidungsquoten stiegen. Die Frauen emanzipierten sich, engagierten sich in stärkerem Maß in der Bildung und im Berufsleben und forderten von den Männern die Mitarbeit in Haushalt und Kindererziehung. Auch Minderheiten wie Schwule und Lesben verlangten die Achtung ihrer Menschenrechte und die Anerkennung ihrer Lebensweise.

Doch trotz aller Veränderungen bleiben Kinder wichtige Eckpunkte für die Lebensplanung von Frauen und Männern. Allerdings ist heute nicht mehr der Wunsch nach späterer Versorgung durch die Kinder das ausschlaggebende Motiv, sondern das Zusammenleben mit ihnen steht im Vordergrund. Kinder werden als Quelle persönlichen Glücks und emotionaler Bereicherung erfahren.

Für die meisten Erwachsenen ist die Geburt eines Kindes, vor allem des ersten Kindes, ein markanter Einschnitt. Schwangerschaft, Geburt und die erste Zeit mit dem Neugeborenen bringen große Herausforderungen mit sich und erfordern weitreichende neue Orientierungen im Hinblick auf Partnerschaft, Verwandtschaft und Freundeskreis. Auch die alltägliche Lebensgestaltung muss sich dem Rhythmus des Kindes anpassen. Der Verlauf der Elternschaft

kann sowohl ein Anreiz sein die neuen Herausforderungen mit Bravour zu bewältigen als auch zu Krisen und Konflikten führen.

Ein wichtiger Punkt für eine erfolgreiche Bewältigung der neuen Situation liegt in der Rolle der Väter. Zeigen sie Anteilnahme an der Schwangerschaft, und beteiligen sie sich aktiv an der Vorbereitung der Geburt, erleben auch die Mütter diese Zeit eher positiv und befriedigend. Zeigen die Partner dagegen kein Interesse oder gar Ablehnung bleiben die Mütter oft verunsichert. Sie reagieren ablehnend auf die ersten Bewegungen des Kindes im Mutterleib und zeigen wenig Bereitschaft ihr Kind zu stillen. Bei Eltern, die offen miteinander kommunizierten, ihre sexuellen Vorlieben ansprachen und zärtlich miteinander umgingen, waren auch die Beziehungen zu dem Kind durchweg positiv gestimmt (Oerter S.417).

Unter den Anforderungen der Elternschaft machen die Mütter in der Regel die größeren Kompromisse. Aufgrund der starren Strukturen des Arbeitsmarktes und häufig noch fehlender Plätze in Kindertagesstätten oder anderen Unterbringungsmöglichkeiten sehen sich die Frauen gezwungen ihre beruflichen Ziele zurückzustecken und die Alltagsarbeit mit den Kindern zu übernehmen. Die vorherrschende Mutterideologie, die eine umfassende und selbstlose Mutterliebe abfordert, und die finanzielle Abhängigkeit vom Partner, wenn die eigene Berufstätigkeit aufgegeben oder eingeschränkt wurde, tragen das ihre dazu bei, dass die Mütter sich wenig wertgeschätzt und sozial isoliert fühlen. Auch wenn sie die neue Lebenssituation als Freiraum schätzen können und durch die Verantwortung für die Kinder neue Fähigkeiten erwerben, birgt die Orientierung auf Dienstleistungen für die Familie die Gefahr, dass sie langfristig auf diese einseitige Aufgabe festgelegt werden.

Erwerbstätige Mütter lassen sich zwar nicht auf Familienarbeit beschränken, sind aber durch Haushalt, Erziehung der Kinder und berufliche Anforderungen dreifach belastet und geraten dadurch oft an die Grenzen ihrer Kapazitäten. „Sie leben im Spagat zwischen zwei Lebenswelten. Ein Einstellungswandel hat zwar auch bei den Männern schon eingesetzt, er ist jedoch nur ausgesprochen zögerlich handlungsleitend“ (Oerter S.420). Kommen noch weitere Probleme hinzu wie fehlende Betreuungsmöglichkeiten, ungünstige Wohnverhältnisse oder finanzielle Belastungen, dann wird die Partnerschaft schon mal auf eine harte Probe gestellt.

In vielerlei Hinsicht spielt die berufliche Arbeit eine Hauptrolle im Leben der Erwachsenen. Schon in ihren Familien haben sie mitbekommen, in welchem Ausmaß die berufliche Stellung der Eltern die materielle Situation und das soziale Ansehen der Familie geprägt hat. Auch die für den Beruf relevanten Werte wie Fleiß, Pünktlichkeit, Disziplin oder Erfolgsorientierung werden in der Familie vermittelt. „Die Erfahrungen früherer Generationen mit der Arbeitswelt werden also in der Familie übermittelt und wirken in den folgenden Generationen fort“ (Oerter S.423).

Besonders deutlich zeigt sich dies im Zusammenhang zwischen Schichtzugehörigkeit und Bildungszielen. So wünschen sich sozial Benachteiligte zwar eine bessere Zukunft für ihre Kinder, halten aber zu 52 Prozent den Mittleren Schulabschluss für ausreichend, während in höheren Schichten 90 Prozent der Eltern das Abitur für ihre Sprösslinge anstreben (Berl. Zeitung 12.3.15).

Wenn Lehrer immer wieder betonen, dass nicht für die Schule, sondern für das Leben gelernt wird, meinen sie vor allem das Erwerbsleben. Spätestens mit dem neunten und zehnten Schuljahr wird den meisten Schülern klar, welche Bedeutung Schullaufbahn und Zeugnisse für die nun anstehende Entscheidung der Berufsführung haben. Schüler, die das Abitur anstreben, können diese Entscheidung noch einige Jahre hinausschieben, und können in der Regel nach einem entsprechenden Studium die gewünschten Berufe ergreifen. Auch andere Schüler, die Abitur oder den Mittleren Schulabschluss erfolgreich hinter sich gebracht haben, bekommen meist den gewünschten Lehrvertrag. Dagegen haben Schüler, die während ihrer Schulzeit überwiegend Misserfolge erlebt haben, auch Probleme beim Übergang in die Arbeitswelt. Standen zuerst ihre Interessen und entsprechende Berufswünsche im Vordergrund, ging es bald nur noch darum überhaupt eine Lehrstelle zu bekommen.

Was in Schule und Ausbildung angebahnt wird, setzt sich im späteren Berufsleben fort. Nach einer für Deutschland repräsentativen Gallup-Umfrage über das berufliche Engagement sind 15 Prozent der 33,4 Millionen Beschäftigten mit ihrer Arbeit zufrieden. Sie empfinden ihr Gehalt als angemessen, identifizieren sich mit ihrem Unternehmen und leisten in der Regel mehr als von ihnen verlangt wird. Am anderen Ende der Skala stehen ebenfalls 15 Prozent, die bereits innerlich gekündigt haben. Sie werden von ihren Vorgesetzten nicht wertgeschätzt und sehen in ihrem Unternehmen kein Weiterkommen. Sie stehen unter Stress und fühlen sich unglücklich mit ihrer Arbeit.

Die große Gruppe von 70 Prozent bewegt sich zwischen diesen beiden Extremen. Die Mitarbeiter erledigen ihre Aufgaben mal mit mehr mal mit weniger Engage-

ment und haben allenfalls eine geringe Bindung an ihr Unternehmen (Berl. Zeitung 11.3.14).

Sicherlich spielen für die Zufriedenheit am Arbeitsplatz viele Faktoren eine Rolle: Die Führungsqualität der Vorgesetzten, die Höhe des Lohns, Aufstiegsmöglichkeiten, der Umgang der Mitarbeiter untereinander, die wirtschaftliche Situation des Unternehmens und nicht zuletzt die gesamtwirtschaftliche Entwicklung. In verschiedenen Untersuchungen wird deutlich, dass es vor allem auf die jeweiligen Gestaltungsmöglichkeiten ankommt, die aus einem Beschäftigten einen zufriedenen Mitarbeiter machen. Das bedeutet angemessene Anforderungen und eigene Gestaltungs- und Entscheidungsmöglichkeiten sind wichtige Voraussetzungen (vgl. Oerter S.425 ff).

Wie wichtig die Arbeit trotz aller Krisen und Widersprüche als sinngebendes Element für die Persönlichkeitsentwicklung ist, zeigt sich bei Menschen, die keine Arbeit haben. Arbeitslose erleben ihre Situation neben den materiellen Verlusten in der Regel als Stigmatisierung und Ausgrenzung. Sie empfinden Gefühle von Niedergeschlagenheit, Angst, Stress und Schwinden des Selbstwertgefühls bis hin zur Depression.

Schließlich wird der lebenslange Einfluss der Arbeit auch dann deutlich, wenn Menschen ihre Berufstätigkeit hinter sich lassen. Wenn schon im Beruf Entscheidungen erforderlich und Planungen realisiert wurden, wird auch die Zeit nach der Berufstätigkeit aktiv gestaltet.

Das Verhältnis zwischen Arbeit und Freizeit hat sich durch Internet, Handy und Co drastisch verändert. Unter dem Druck neoliberalen Wirtschaftens wird oft eine ständige Verfügbarkeit erwartet und so steht oft auch die Freizeit unter dem Diktat beruflicher Zwänge.

Es ist deutlich geworden, dass ein Erwachsener vor der nicht einfachen Aufgabe steht eine Balance zwischen den verschiedenen Bereichen seines Lebens zu finden. Beruf, Haushalt, Erziehung der Kinder, Erholung in der freien Zeit und gesellschaftliche oder politische Einflussnahme müssen unter einen Hut gebracht werden. Erfahrungsgemäß stellt dies Frauen, die in der Regel noch immer die Hauptverantwortung für die Kinder übernehmen, vor ganz andere Herausforderungen als Männer. Gelingt dem Einzelnen – jedem auf seine Weise – diese Balance, dann kann man davon ausgehen, dass er seine universellen Möglichkeiten nach bestem Wissen und mit besten Kräften umgesetzt hat. Er hat sein Glück gefunden und ist zu einer Persönlichkeit geworden.

25. Alte - Weisheit praktizieren

„Mit 66 Jahren, da fängt das Leben an
Mit 66 Jahren, da hat man Spaß daran
Mit 66 Jahren, da kommt man erst in Schuss
Mit 66 Jahren ist noch lange nicht Schluss.“

In seinem Schlager macht Udo Jürgens deutlich, dass die Zeit nach der Berufstätigkeit neue Perspektiven eröffnet. Die Zwänge des Berufs und oft auch die Verantwortung für die Kinder haben sich erledigt, und Rentner oder Pensionäre können sich ganz ihren Interessen und Neigungen hingeben.

Die Situation der Alten ist geradezu eine Paradebeispiel um zu zeigen, welche Potentiale selbst noch im Alter in den Menschen stecken. Die universelle Entwicklungsmöglichkeit bekommt einen neuen weiteren Realisierungsschub und ermöglicht ihnen neue Aufgaben zu bewältigen. In seiner Kolumne (Berl. Zeitung 27.3.15) weist Karl-Heinz Karisch darauf hin, dass „Alter ein Gewinn ist, eine Lebensphase mit neuen Fähigkeiten und Interessen“. Auch Gehirnkrankheiten wie Demenz und Alzheimer würden seltener auftreten, da die grauen Zellen aktiv bleiben, wenn sie entsprechend genutzt würden.

Während über lange Zeit das Alter mit Krankheit, Hinfälligkeit, Verlust an Realitätstüchtigkeit und der Vorbereitung auf das nahende Ende assoziiert wurde, sind heute mehr die neuen Chancen und Betätigungsmöglichkeiten im Focus. Nachdem in den Industrieländern die Lebenserwartung deutlich gestiegen ist, und zwei Drittel der Menschen 70 Jahre und älter werden, sind die Alten leistungsfähiger denn je. Die 80jährigen entsprechen heute den 60jährigen von vor zwanzig Jahren. Sie werden alt ohne alt zu sein (vgl. Westendorp 2015). Dass wir immer älter werden ist inzwischen eine Binsenweisheit. Nicht zufällig beschreiben Sozialpolitiker den demographischen Wandel in bedrohlichen Szenarien und warnen vor dem Zusammenbruch der Renten- und Sozialsysteme.

Ob Menschen sich alt fühlen hängt weniger vom tatsächlichen Alter ab, als von den gesellschaftlichen Bedingungen, die mit dem Alter zusammenhängen. So sind eine deutliche Verschlechterung des Einkommens und gesundheitliche Probleme verbunden mit Einschränkungen der Aktivität und Mobilität Faktoren, die eher dazu führen, dass Menschen sich „alt“ fühlen (Oerter S.448/449).

Selbst die Zuordnung zu einer bestimmten Generation sagt weniger über das gefühlte Alter aus als individuelle Umstände.

Deutliche Unterschiede scheint es zwischen den sogenannten „jungen Alten“ und den „alten Alten“ zu geben, wobei die Grenze zwischen beiden Gruppen bei 75 Jahren liegt. Aber selbst in Fällen, bei denen mit 75 Jahren die kognitiven Leistungen abgefallen waren, wurde deutlich, dass durch entsprechendes Training das alte Leistungsniveau wieder erreicht werden konnte (Oerter S. 458).

Die Entwicklungspsychologen sprechen von einem „Zufriedenheitsparadox“ und sind erstaunt, dass sich die Alten wohl fühlen, obwohl sie doch angesichts der „Massaker des Alterns“ in ständige Depression verfallen müssten. Sie erklären sich diesen Widerspruch durch die Feststellung, dass die Alten über ein breites Spektrum „lindernder Bewältigungsreaktionen“ verfügen, indem sie neue Standards in der Selbstbewertung setzen, nicht (mehr) erreichbare Ziele aufgeben oder zunächst bedrohliche Informationen umdeuten (Oerter S. 485). Allerdings sollte man bedenken, dass auch schon Kinder oder Erwachsene diese Mechanismen anwenden, nur dass vermutlich durch die Erfahrungen eines langen Lebens diese Verhaltensweisen ausgefiltert und vielfältiger werden.

Seit jeher wird mit dem Alter Weisheit assoziiert. Traditionell sind mit weisen Menschen eher herausragende Persönlichkeiten gemeint, die in sich ruhen, Gelassenheit ausstrahlen, dem Streben nach Macht, Karriere und Ruhm entsagt und die Angst vor Krankheit, Alter und Tod überwunden haben. Manchmal wird auch von weisen Herrschern gesprochen, die in der Lage waren, die unterschiedlichen Interessen zwischen den sozialen Schichten und ihren verschiedenen Völkern angemessen auszubalancieren und den Frieden zu wahren.

Für Erikson bedeutet Weisheit vor allem sein Leben mit all seinen Erfolgen, Fehlern und Schicksalsschlägen anzunehmen, die glücklichen Momente zu erkennen und zu schätzen, und sich auf dieser Grundlage mit seinem Ende aus-einanderzusetzen. Angst vor dem Tod und Verzweiflung werden auf diese Weise vielleicht nicht überwunden, aber auf ein menschliches und damit erträgliches Maß reduziert. Weisheit erlangt, wer die Verantwortung für sein Leben übernimmt. Volle Verantwortung bedeutet meines Erachtens aber auch, die Illusion aufzugeben, wir hätten irgendwo noch ein zweites ewiges Leben, in dem es keine Probleme und keine Verantwortung gibt und wo wir selig vor uns hindämmern. Wir haben nur diese eine Erde und dieses eine Leben.

Ausstieg

Zweifellos sind meine Überlegungen zur menschlichen Natur in mancherlei Hinsicht ziemliche spekulativ. Doch bin ich davon überzeugt, dass die Grundidee von dem universellen Potential der Menschen in sich stimmig ist, denn die vielfältigen Entwicklungen in der Geschichte der Menschheit sind nur erkläbar, wenn man ein entsprechendes Potential voraussetzt. In der Verknüpfung der menschlichen Natur mit der Entwicklung von historisch erkämpften Freiheitsräumen bleiben allerdings Fragen offen. Wenn gewisse Freiheiten unabdingbar zur menschlichen Natur gehören, so hat es doch Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende gedauert bis Entwicklungen wie die attische Demokratie oder die individuelle Freiheit der Bürger realisiert werden konnten. Mit Sicherheit haben Menschen in allen historischen Situationen mal mehr mal weniger für ihre Freiheiten gekämpft, doch nur die beiden genannten sind welthistorisch bedeutsam geworden.

Wenn in diesem Zusammenhang der Vorwurf eines eurozentrischen Denkens nicht von der Hand zu weisen ist, so ist es aber nun einmal Tatsache, dass diese beiden genannten Entwicklungen in Europa stattgefunden haben, auch wenn wir diese Errungenschaften nicht einer besonderen Begabung der Europäer zu verdanken haben, sondern den geographischen und politischen Bedingungen, welche die Menschen in Europa vorgefunden haben. Sie hatten einfach mehr Glück. Auch wenn alle Völker mal mehr mal weniger ihren Beitrag zu menschlichen Kultur geleistet haben, was die Entwicklung von Freiheiten angeht, gingen die entscheidenden Impulse von Europa aus. Sowohl die Demokratie in Athen als auch die Entwicklung der Bürger- und Menschenrechte in Kombination mit einem durch Volkssovereinheit, Gewaltenteilung und geschriebenen Gesetzen demokratisierten Staat sind Früchte europäischer Kämpfe für Freiheit und Selbstbestimmung.

Am wenigsten fundiert sind meine Überlegungen zur Genomstruktur des Menschen. Dass eine wie auch immer geartete universelle Entwicklungsmöglichkeit in den Genen verankert sein muss, ist eine logische Schlussfolgerung, die ich aber empirisch nicht beweisen kann. Weder bin ich Genetiker oder Biologe, noch ist die Genetik so weit, dass sie einen solchen Beweis erbringen könnte. Die Wissenschaftler haben gerade mal das Alphabet bzw. die Buch-

stabengfolge des menschlichen Genoms entschlüsselt und können einzelne Wörter lesen, sind aber vom Verständnis einzelner Sätze oder gar der ganzen Geschichte noch weit entfernt. Man kann sich also nur in Geduld üben und hoffen, dass die Genetik weiterhin so erfolgreich voranschreitet wie in den letzten Jahren.

Im letzten Kapitel ging es um die individuelle Entwicklung. Ich bin davon überzeugt, dass man weder die Geschichte noch die Entwicklung des Individuums verstehen kann, wenn man die grundlegende Triebstruktur des Menschen außer Acht lässt: Und diese ist das universelle Potential in Auseinandersetzung mit den vorgefundenen geschichtlichen und sozialen Gegebenheiten.

Literatur

Arendt Hannah, *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*. München 1982

Bardi Ugo, *Der geplünderte Planet*. München 2013

Bauer Joachim, *Warum ich fühle, was du fühlst*. Hamburg 2006

Bayer Erich, *Grundzüge der griechischen Geschichte*. Darmstadt 1973

Bernstein Eduard, *Die Voraussetzungen des Sozialismus ...* Berlin 1991

Bibel Die Stuttgart 1982

Blaffer Hrdy Sarah, *Mütter und andere*. Berlin 2010

Bloch Ernst, *Das Prinzip Hoffnung*. Frankfurt a. M. 1990

blz Berliner Lehrerzeitung Oktober 2011 Nachdruck aus Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung 14.8.2011 Nr: 32

Brecht Bertolt, GW 4 Frankfurt a.M. 1967

Butterwegge Christoph u. a., *Sozialstaat und neoliberal Hegemonie*. Berlin 1998

Camus Albert, *Der Mythos von Sisyphos*. Reinbek bei Hamburg 1959

Dahrendorf Ralf, *Das Elend der Sozialdemokratie*. Merkur Jg. 41, 1987 H. 12

Davidson Basil, *Alt-Afrika. Wiederentdeckt*. Akademie Verlag Berlin 1962

Dawkins Richard, *Geschichten vom Ursprung des Lebens*. Berlin 2010

Diamond Jared, *Arm und Reich*. Frankfurt a.M. 1998

Diamond Jared, *Der dritte Schimpanse*. Frankfurt a.M. 1994

Ennen Edith, *Die europäische Stadt des Mittelalters*. Göttingen 1987

Erikson Erik, *Stufenmodell der psychosozialen Entwicklung*. Wikipedia 24.11.14

Fitzek Alfons, *Staatsanschauungen im Wandel der Jahrhunderte I,II,III* Paderborn 1965

Flannery Tim, *Auf Gedeih und Verderb* Frankfurt. a.M. 2011

Freud Sigmund, *Gesammelte Werke* Frankfurt a.M. 1969

Freud Sigmund, *Aus den Anfängen der Psychoanalyse*. Frankfurt a.M. 1962

Friedell Egon, *Kulturgeschichte Ägyptens und des alten Orients*. München 1984

Fromm Erich, *Die Kunst des Liebens*. Frankfurt a.M., Berlin, Wien 1979

Fromm Erich, *Studien über Autorität und Familie*. Paris 1936

Gehlen Arnold, *Der Mensch – Seine Natur und seine Stellung in der Welt*. Bonn 1950

Gimbutas Marija, *Die Sprache der Göttin*. Frankfurt a.M. 1998

Goleman Daniel, *Emotionale Intelligenz*. München 1997

Gryphius Andreas, *Tränen des Vaterlandes*. In: Deutsche Dichtung der Neuzeit Karlsruhe o. J.

Haarmann Harald, *Die Indoeuropäer*. München 2010

Harari Yuval Noak, *Eine kurze Geschichte der Menschheit*. München 2013

Hegel G.W.F., Werke in zwanzig Bänden Bände 9 und 13 Frankfurt a.M. 1976

Herodot, *Historien 1-3*, deutsch von A. Horneffer Leipzig 1910

Herrmann Ulrike, *Hurra, wir dürfen zählen*. Frankfurt a.M. 2010

Hobsbawm Eric, *Das Zeitalter der Extreme*. München 2002

Holzkamp Klaus, *Sinnliche Erkenntnis*. Frankfurt a.M. 1975

Hüther Gerald, *Was wir sind und was wir sein könnten*. Frankfurt a.M. 2012

Jänicke Martin, *Vor uns die goldenen neunziger Jahre?* München 1985

Jaspers Karl, *Vom Ursprung und Ziel der Geschichte*. München 1949

Jones Ernest, *Das Leben und Werk von Sigmund Freud* Bde. 1-3. Bern und Stuttgart 1962

Kagan Donald, Perikles: *Die Geburt der Demokratie*. Stuttgart 1992

Kant Immanuel, *Was ist Aufklärung?* Berlinische Monatsschrift Dezember 1784

Kennedy Paul, *Aufstieg und Fall der großen Mächte*. 1500 bis 2000 Frankfurt a.M. 1994

Kübler-Ross Elisabeth, *Interviews mit Sterbenden*. München 2001

Le Goff Jacques, *Die Geburt Europas im Mittelalter*. München 2008

Lersch 1962 in: *Handbuch der Psychologie Bd. II*. Göttingen 1965

Leontjew A.N., *Probleme der Entwicklung des Psychischen*. Frankfurt a.M. 1977

Marean W. Curtis, *Als die Menschen fast ausstarben*. Spektrum der Wissenschaft 12/2010

Marx Karl, Marx Engels Werke Bde. 3, 21, 23 Berlin 1969

Mayr Ernst, *Das ist Evolution*. München 2003

Morgan Elaine, *Der Mythos vom schwachen Geschlecht*. München 1989

Neunhöffer Hilde, *Freie Frauen und ihre entscheidende Rolle in der Evolution*. Hamburg 1975

Oerter Rolf, *Entwicklungspsychologie*. Weinheim 1998

Piaget Jean, *Das Entwicklungsstufenmodell nach Piaget*. www.uni-due.de 26.11.14

Precht Richard David, *Wer bin ich und wenn ja, wie viele?* München 2007

Propyläen *Weltgeschichte*. Frankfurt a.M. 1991

Reicholf Josef H., *Das Rätsel der Menschwerdung*. München 2004

Reicholf Josef H., *Warum die Menschen sesshaft wurden*. Frankfurt a.M. 2008

Satir Virginia, *Mein Weg zu dir*. München 1989

Satir Virginia, *Meine vielen Gesichter*. München 1988

Schelsky Helmut, *Soziologie der Sexualität*. Reinbek bei Hamburg 1955

Schiller Friedrich, *Die Hoffnung*. www.autoren-gedichte.de

Störig Hans Joachim, *Kleine Weltgeschichte der Philosophie Bd. 1 und 2*. Frankfurt a.M. 1978

Tomberg Friedrich, Rückriem G., Volpert W., *Historischer Materialismus und menschliche Natur*. Köln 1978

Tokarew S. A., *Die Religion in der Geschichte der Völker*. Köln 1978

Weltgeschichte Bde. 1 bis 10. Berlin 1961

Weischedel Wilhelm, *Die philosophische Hintertreppe*. München 1991

Westendorp Rudi, *Alt werden, ohne alt zu sein*. München 2015

Wickler Wolfgang, Seibt Ute, *Das Prinzip Eigennutz*. Zürich 1991

Wilkinson Richard, Pickett Kate, *Gleichheit ist Glück*. Berlin 2009

Wittfogel Karl August, *Die orientalische Despotie*. Frankfurt a.M., Berlin, Wien 1977

Ziegler Konrat, Plutarch, *Große Griechen und Römer Bd. 1*. Zürich 1954

Über den Autor

Bernhard Uhrig, Jahrgang 1950, wurde als Sohn einer Winzerfamilie an der Weinstraße geboren. In der Pfalz wuchs er auf, lernte einiges über den Anbau und den Genuss von Weinen, studierte dort und absolvierte das 1. Staatsexamen für das Lehramt an Grund- und Hauptschulen.

Im Alter von 25 Jahren brach er nach Berlin auf und schloss in einem Aufbaustudium an der damaligen Pädagogischen Hochschule mit dem Diplom der Pädagogik ab. Dort hörte er auch den Professor für Philosophie, Friedrich Tomberg, dem er die grundlegende Idee für sein Buch verdankt.

Im Anschluss unterrichtete er in diversen Einrichtungen der außerschulischen Bildung, um dann rund 25 Jahre an einer Grundschule in Berlin Neukölln, in der Nähe des quirligen Hermannplatzes, die Schüler der fünften und sechsten Klassen für Deutsch, Geschichte und Erdkunde zu begeistern. Was mal mehr mal weniger gelang.

Er versucht sich über das Besondere des Menschen, über den Kern der menschlichen Natur, Klarheit zu verschaffen. Dafür ergaben sich aus der Auseinandersetzung mit seinen Schülern erhellende Lernprozesse für ihn selbst.

